Zeitschrift für Volkskunde

2021/2

Beiträge zur Kulturforschung

Christiane Schwab
Zwischen Naturgeschichte, Statistik und Gesellschaftsroman. Soziographische Wissensordnungen im Kontext einer europäischen Publizistik im 19. Jahrhundert

Cornelia Kühn
Wirtschaftswandel als Kulturwandel?
Die Gemeinwohl-Ökonomie als möglicher Wegbereiter für eine Kultur wechselseitiger Verbundenheit

Markus Tauschek
Resilienz durch Muße?
Ethnografische Befunde zu einer ambivalenten Relation

Alexa Färber und Heike Derwanz
Multiplicity of encounters. Zur Begegnungskapazität des öffentlichen Raums am Beispiel der HafenCity Hamburg

Egon Freitag
„Über das Fortleben im Andenken der Nachwelt"
mit und in memoriam Wolfgang Jacobeit (1921–2018)

Forum: Schieflagen. Disziplinäre Entwicklungen in den ostdeutschen Bundesländern

WAXMANN

Zeitschrift für Volkskunde. Beiträge zur Kulturforschung
Im Auftrag der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde herausgegeben von
Regina Bendix, Anne Dippel, Michaela Fenske, Friedemann Schmoll, Manfred Seifert,
Markus Speidel, Markus Tauschek, Thomas Thiemeyer, Jens Wietschorke und
Sabine Zinn-Thomas

Anschriften der Redaktionen:
Aufsatzteil und Forum: Regina Bendix (Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie, Göttingen); Anne Dippel (Institut für Kunst- und Kulturwissenschaften, Jena); Michaela Fenske (Lehrstuhl für Europäische Ethnologie/Volkskunde, Würzburg); Friedemann Schmoll (Institut für Kunst- und Kulturwissenschaften, Jena); Thomas Thiemeyer (Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft, Tübingen); *zfvk-aufsaetze@d-g-v.de*
Berichte: Manfred Seifert (Institut für Europäische Ethnologie/Kulturwissenschaft, Marburg) *zfvk-aufsaetze@d-g-v.de*
Besprechungen: Markus Speidel (Landesmuseum Württemberg, Stuttgart/Waldenbuch); Sabine Zinn-Thomas (Landesstelle für Volkskunde, Stuttgart) Jens Wietschorke (Institut für Empirische Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie, München); *zfvk-rezensionen@d-g-v.de*
Abstracts: Bearbeitet von Dr. Ramona Lenz

Die Zeitschrift für Volkskunde durchläuft ein Peer-Review-Verfahren. Sie ist indiziert in der MLA International Bibliography, im Arts & Humanities Citation Index und bei Scopus (Stand April 2021). Die Zeitschrift ist in weiteren Datenbanken zur Indizierung vorgeschlagen.

Erscheinungsweise und Bezugsbedingungen:
Die Zeitschrift erscheint in zwei Halbjahresbänden mit einem Gesamtumfang von 336 Seiten. Der Bezugspreis beträgt im Abonnement jährlich 52 €. Online-Zugang für Privatpersonen; Campuslizenz auf Anfrage. Ein Einzelheft kostet 26 €. Alle Preise zuzügl. Porto- und Versandkosten. In den angegebenen Preisen sind 7% MwSt. enthalten. Kündigung nur zum Ende des Jahrgangs möglich. Bei Mitgliedern der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e. V. ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten.

ISSN 0044-3700 E-ISSN 2699-5522
© Waxmann Verlag GmbH, Steinfurter Str. 555, 48159 Münster
Internet: www.waxmann.com, E-Mail: info@waxmann.com
Printed in Germany

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwendung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Unter dieses Verbot fallen insbesondere die gewerbliche Vervielfältigung per Kopie, die Aufnahme in elektronische Datenbanken und die Vervielfältigung auf CD-ROM und allen anderen elektronischen Datenträgern.

2021/2

Zeitschrift für Volkskunde

Beiträge zur Kulturforschung

Inhalt

117. Jahrgang

Aufsätze

Christiane Schwab
Zwischen Naturgeschichte, Statistik und Gesellschaftsroman
Soziographische Wissensordnungen im Kontext einer europäischen Publizistik im 19. Jahrhundert 141

Cornelia Kühn
Wirtschaftswandel als Kulturwandel?
Die Gemeinwohl-Ökonomie als möglicher Wegbereiter für eine Kultur wechselseitiger Verbundenheit 163

Markus Tauschek
Resilienz durch Muße?
Ethnografische Befunde zu einer ambivalenten Relation 192

Alexa Färber und Heike Derwanz
Multiplicity of encounters
Zur Begegnungskapazität des öffentlichen Raums am Beispiel der HafenCity Hamburg 214

Egon Freitag
„Über das Fortleben im Andenken der Nachwelt"
mit und in memoriam Wolfgang Jacobeit (1921–2018) 238

Forum: Schieflagen.
Disziplinäre Entwicklungen in den ostdeutschen Bundesländern 242

Buchbesprechungen 263

Anschriften der Autorinnen und Autoren 303

Editorial

Diese Ausgabe der Zeitschrift für Volkskunde setzt das bereits in den letzten zwei Ausgaben begonnene Nachdenken über die Entwicklung des Vielnamenfachs fort, um der Debatte zur Benennung der Fachgesellschaft eine Bühne zu bieten. In dem Forum *Schieflagen. Disziplinäre Entwicklungen in den ostdeutschen Bundesländern* haben Friedemann Schmoll (Jena) und Ira Spieker (Dresden) sechs Kolleg*innen um ihre Einschätzung der ungleichen Institutionenentwicklung in Ost und West gebeten. Sie haben danach gefragt, in welcher Verfassung sich die „volkskundliche Kulturwissenschaft" 30 Jahre nach dem Ende der DDR aus der Perspektive von Angehörigen ihrer institutionellen Träger darstellt. Die hier versammelten Antworten eröffnen ungewohnte Perspektiven auf die ungleichen Institutionenausprägungen, ökonomischen Bedingungen und damit auch Chancenverteilung in Ost und West. Diese strukturelle Ungleichheit wirkt sich auf die individuellen Möglichkeiten der Fachvertreter*innen in den einzelnen Regionen und letztlich auf die Disziplin als Ganzes aus. Das Forum wird im Aufsatzteil durch einen Beitrag von Egon Freitag ergänzt, der anlässlich der 100. Wiederkehr von Wolfgang Jacobeits Geburtstag nach dem Fortwirken seines früheren akademischen Lehrers fragt.

Für den Aufsatzteil konnten darüber hinaus noch vier weitere Beiträge über laufende oder kürzlich abgeschlossene, allesamt am Puls der Zeit liegende Forschungsprojekte gewonnen werden.

Christiane Schwab widmet sich in ihrer Münchner Antrittsvorlesung *Zwischen Naturgeschichte, Statistik und Gesellschaftsroman: Soziographische Wissensordnungen im Kontext einer europäischen Publizistik im 19. Jahrhundert* dem anthropologischen und sozialwissenschaftlichen Denken im 19. Jahrhundert. Sie zeigt, wie populäre soziographische Skizzen in Zeitschriften die neu entstehende Welt der Moderne beschreiben und verstehbar machen. Cornelia Kühn (Berlin) befasst sich auf der Basis ethnographischer Forschung in bundesdeutschen Betrieben mit der Gemeinwohlökonomie. Sie setzt sich mit neuen Wirtschaftsformen auseinander und untersucht, inwieweit der derzeit vermehrt in Gesellschaft und Wissenschaft als grundlegend geforderte sozial-ökologische Paradigmenwechsel sich in einem Wandel ökonomischer Kulturen, Produktions- und Arbeitsweisen manifestiert. Markus Tauschek (Freiburg) befragt das derzeitig populäre Konzept der Resilienz nach seinem normativen Gehalt und zeigt, dass die viel gelobte Resilienz ebenso wie die nicht weniger gesellschaftliche begehrte Muße die mit ihnen zu bekämpfenden Probleme auch selbst erzeugen. Alexa Färber (Wien) und Heike Derwanz (Oldenburg) untersuchen die Begegnungskapazitäten in öffentlichen Räumen am Beispiel der Hamburger HafenCity. Dabei gewinnt ihr Beitrag angesichts pandemischer Zeiten und darin besonders zutage tretenden materialisierten sozialen Ungleichheiten in und durch Stadtplanungen besondere Bedeutung.

Erstmals seit Zeitschrift-Gedenken gibt es keine Nachrichten aus dem Berichtteil. Dies ist auch als Reaktion auf die Pandemie zu lesen, die die fachlichen und fachnahen Aktivitäten seit bald zwei Jahren ausbremst oder in virtuelle Räume verlagert. Zugleich scheinen aber auch die Mühen des Berichte-Schreibens, ähnlich wie die des Schreibens von Rezensionen im Kreis der Fachkolleg*innen auf immer weniger Bereitschaft dazu zu treffen. Die Redaktion hält freilich noch an dem Anspruch, unser Wissen-Schaffen auch in seinen Erträgen permanent zu diskutieren, fest. Wenn Sie diese Auffassung teilen: Beteiligen Sie sich bitte am Entstehen der Zeitschrift, schreiben Sie Aufsätze, aber auch Berichte und Rezensionen!

Mit dieser Ausgabe der Zeitschrift für Volkskunde scheiden Michaela Fenske (Würzburg) und Friedemann Schmoll nach einer bzw. zwei Amtsperioden aus der Redaktion des Aufsatzteils der Zeitschrift aus. Ihre Aufgaben übernehmen Timo Heimerdinger (Freiburg) sowie Anne Dippel (Jena), die bereits die vorliegende Ausgabe mitverantwortet hat.

Für die Redaktion Anne Dippel und Michaela Fenske
https://doi.org/10.31244/zfvk/2021/02.01

Zeitschrift für Volkskunde
117. Jahrgang 2021, Heft 2, S. 141–162
© 2021 Waxmann
https://doi.org/10.31244/zfvk/2021/02.02

Christiane Schwab

Zwischen Naturgeschichte, Statistik und Gesellschaftsroman

Soziographische Wissensordnungen im Kontext einer europäischen Publizistik im 19. Jahrhundert[1]

Christiane Schwab
Between Natural History, Statistics and Social Novel: Sociographic Orders of Knowledge in the Context of 19th-Century European Journalism
Abstract: During the first half of the nineteenth century, the rise of market-oriented periodical publishing correlated with an increasing desire to inspect the modernizing societies. The journalistic pursuit of examining the social world is in a unique way reflected in countless periodical contributions that, especially from the 1830s onwards, depicted social types and behaviours, new professions and technologies, institutions, and cultural routines. By analysing how these "sociographic sketches" proceeded to document and to interpret the manifold manifestations of the social world, this article discusses the interrelationships between epistemic and political shifts, new forms of medialization and the systematization of social research. It thereby focuses on three main areas: the creative appropriation of narratives and motifs of moralistic essayism, the uses of description and contextualization as modes of knowledge, and the adaptation of empirical methods and a scientific terminology. To consider nineteenth-century sociographic journalism as a format between entertainment, art, and science provokes us to narrate intermedial, transnational and interdisciplinary tales of the history of social knowledge production.
Keywords: history of anthropological and social thought, nineteenth century, journalism, periodical literature, Europe

Mediale und epistemische Umbrüche um 1800

Die *Histoire naturelle, générale et particulière* (1749–1804) gilt als sein Meisterwerk: Der Naturforscher Georges-Louis Leclerc, Comte du Buffon (1707–1788), den Louis XV im Jahr 1739 zum Leiter des Königlichen Botanischen Gartens ernannte (des heutigen *Jardin des Plantes*), veröffentlichte zu Lebzeiten ganze 36 Bände seiner aufwendig illustrierten Naturgeschichte.[2] Diese katalogisierte nicht nur sämtliche bekannte Tier- und Pflanzenarten, sondern diskutierte auch neueste Ansätze der Naturforschung. Dazu gehörte die Idee, dass sich Lebewesen, auch die menschlichen, gemäß ihrer Umwelt

1 Dieser Beitrag basiert auf meiner Antrittsvorlesung an der Fakultät für Kulturwissenschaften der Ludwig-Maximilians-Universität München am 6. Februar 2020.

2 Posthum erschienen sind bis 1804 unter der Leitung von Bernard Germain Lacépède (1756–1825) weitere acht Bände.

ausdifferenzierten.[3] Die *Histoire naturelle* trug aber nicht nur entscheidend zur Enzyklopädisierung, Klassifizierung und Neuinterpretation naturkundlicher Wissensbestände bei, sondern sie popularisierte[4] dieses Wissen auch. Die Reihe wurde in zahlreiche Sprachen übersetzt und bis ins in die 50er Jahre des 19. Jahrhunderts immer wieder neu aufgelegt (Lepenies 1976: 139; Levacher 2009: 304–435). Bis ins 20. (!) Jahrhundert erschienen mindestens 250 gekürzte Ausgaben in preiswerterer Aufmachung, wozu Bände wie *Der kleine Buffon, oder gemeinnützige Darstellung des Unentbehrlichsten aus der Naturgeschichte für die erwachsene Jugend, den Landmann und den guten Hauswirth* (1805), *Le petit Buffon des enfants* (1833) und *Le petit Buffon illustré* (1876) gehören.

Wie der Comte du Buffon war auch der Schriftsteller Honoré de Balzac (1799–1850) von der Mannigfaltigkeit der Welt fasziniert. Ging es dem Naturforscher allerdings um das Vermessen biologischer und geologischer Erscheinungen, so machte sich Balzac daran, das soziale und kulturelle Leben zu beschreiben und zu klassifizieren. Sein Ziel der Dokumentation und Analyse der französischen Gesellschaft verfolgte der Autor zunächst in Serienromanen und Beobachtungsskizzen, die in Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht wurden. Auf einen Großteil dieser Texte griff Balzac zurück, als er ab 1842 seine *Comédie humaine* herausgab.[5] Als Vorbilder für sein umfassendes Gesellschaftspanorama benennt Balzac nicht etwa seine Zeitgenossen Henri de Saint-Simon (1760–1825) oder Auguste Comte (1798–1857), die heute als Begründer der Soziologie in Frankreich gelten (Kruse 2018: 30–40). In der Vorrede zur *Comédie humaine* verweist er vielmehr auf die Buffon'sche Naturgeschichte als Richtschnur für seine Erkundungen der sozialen Welt: „Wenn Buffon ein prachtvolles Werk schrieb, als er versuchte, das

3 Insofern gilt die Buffon'sche Naturgeschichte als ein Wegbereiter der Arbeiten von Naturforschern wie Jean-Baptiste Lamarck und Charles Darwin (Johnson 2019).

4 Unter „Popularisierung" verstehe ich einen Vermittlungsprozess zwischen Gelehrtenkreisen und breiten Gesellschaftsschichten (vgl. Schwarz 2008: 77). Doch ab wann ist ein Stoff „popularisiert" oder „populär"? Abgesehen davon, dass „Popularität" die „Beliebtheit kultureller Phänomene bei einer Vielzahl von Menschen" (Kramp 2015: 208) anzeigt, herrscht über die Begriffe wenig Einigkeit. Im Hinblick auf populäre Medien des 19. Jahrhunderts erscheint die Vorstellung einer „Vielzahl von Menschen" angesichts der Datenlage und der Schwierigkeit von Rezeptionsstudien noch problematischer. Rudolf Schenda (1994: 454) bezeichnet mit Bezug auf historische Lesestoffe ein Druckwerk als „populär", das „beliebt und bekannt, weitverbreitet" ist und mindestens 1% der Bevölkerung erreicht. Hinsichtlich der Journalliteratur des 19. Jahrhunderts beziehe ich mich auf Stoffe und Narrative, die von einem zahlenmäßig immer signifikanteren Lesepublikum „der Mitte" konsumiert wurden, das sich weitestgehend aus bürgerlichen Schichten rekrutierte, aber auch Vertreter*innen des Handwerks umfasste. Vgl. zum Lesepublikum populärer Wissensmagazine im 19. Jahrhundert etwa Bennett (1984).

5 Das Ensemble mit dem auf Dante Alighieris *Göttliche Komödie* anspielenden Titel besteht aus 92 Werken (Romane, Essays, Beobachtungsskizzen, philosophische Abhandlungen etc.) und wurde zwischen 1829 und 1850 verfasst. 1842 erschienen die ersten Bände der *Comédie humaine*, deren Veröffentlichung erst im Jahr 1856 abgeschlossen wurde. Zur Publikationsgeschichte der *Comédie humaine* vgl. Baron et al. 1993.

Gesamtbild der Zoologie in einem Buche darzustellen, war da nicht auch ein gleiches Werk über die Gesellschaft zu schaffen?" (Balzac 1842: o.S.)

In der nun folgenden Begründung der Vielfalt menschlichen Lebens greift Balzac auf das durch Buffon geprägte Modell der Ausprägung zoologischer Arten zurück:

> „Das Tier ist ein Grundwesen, das seine äußere Gestalt oder, genauer, die Unterschiede seiner Gestalt in den Umgebungen annimmt, in denen es sich zu entwickeln berufen wird. Aus diesen Unterschieden ergeben sich die zoologischen Arten […]. Da ich von diesem System durchdrungen war, […] so erkannte ich, daß die Gesellschaft in dieser Hinsicht der Natur glich. Macht nicht auch die Gesellschaft aus dem Menschen je nach den Umgebungen, in denen sein Handeln sich entfaltet, ebenso viele verschiedene Menschen, wie es in der Zoologie Variationen gibt? Die Unterschiede zwischen einem Soldaten, einem Arbeiter, einem Verwaltungsbeamten, einem Advokaten, einem Müßiggänger, einem Gelehrten, einem Staatsmann, einem Kaufmann, einem Seemann, einem Dichter, einem Bettler und einem Priester sind, wenn auch schwieriger zu definieren, so doch nicht minder beträchtlich als jene, die den Wolf, den Löwen, den Esel, die Krähe, den Hai, die Meerkuh, das Schaf und andere unterscheiden. Es hat also ewig soziale Gattungen gegeben und wird ihrer ewig geben, wie es zoologische Gattungen gibt." (Balzac 1842: o.S.)

Der Verweis der *Comédie humaine* auf Buffon – und ihre zahlreichen Bezüge zu weiteren Figuren der Naturforschung[6] – ist ebenso wenig zufällig wie einzigartig. Balzacs wissenschaftliche Rhetorik ist nur ein Ausdruck des neuartigen, positiven Denkens, nach welchem ab etwa 1800 sämtliche Gegenstandsbereiche vermessen wurden. Schlagworte dieses Vermessens waren Experiment, Beschreibung, Analyse, Klassifikation und Historisierung. Dass die empiriebasierten Zugänge von Zoologie, Anatomie, Botanik und besonders der Leitwissenschaft der Physiologie bald auch die Wahrnehmungs- und Deutungsformen des Sozialen als säkulare Phänomenwelt bestimmen würden,[7] hat unter anderem damit zu tun, dass auf einem expandierenden Markt der Druckmedien naturwissenschaftliches Wissen zu einem elementaren Stoff aufgestiegen war (Sarasin 2001; Sheets-Pyenson 1985). So entwickelte sich in französischen Zeitungen bereits in den 1820er Jahren die Rubrik des f*euilleton scientifique* (Vautrin 2018: 301), und ab 1835 waren Journalist*innen zu Vorträgen der *Académie des sciences* zugelassen (Stiénon 2012: 52). Ein weiteres Beispiel sind die populären Wissensmagazine, wie sie sich ab den 1830er Jahren in vielen Regionen Europas verbreiteten (Bennett 1984; Schwab 2020). Zunächst gab die 1826 gegründete *Society for the Diffusion of Useful Knowledge* ab 1832 das *Penny Magazine* heraus, das nützliche Erkenntnisse der Wissenschaften für ein breites Publikum unterhaltsam aufbereitete. An diesem orientierten sich das französische

6 Vgl. allgemein zum Einfluss der Naturforschung auf das Werk Balzacs Somerset 2002.

7 Vgl. zum Einfluss naturwissenschaftlicher Ansätze auf frühe ethnologisch-soziologische Diskussionszusammenhänge ab dem Ende des 18. Jahrhunderts Heilbron 1995; Heilbron et al. 1998; Moravia 1973. Auch frühe Austauschbeziehungen zwischen Sozial- und Naturwissenschaften, etwa im Rahmen der 1799 gegründeten *Socíeté des observateurs de l'homme*, spielten hier eine Rolle (s.u.).

Magasin pittoresque (1833–1938) und das deutsche *Pfennig-Magazin* (1833–1855), aber auch lokal begrenzte Publikationen wie das sevillanische *Semanario Instructivo. Periódico popular de ciencias naturales y conocimientos útiles en todos los ramos del saber*[8], das zwischen Februar und Juli 1845 im äußersten Südwesten Europas gedruckt wurde.

Angesichts des massenhaften Aufkommens neuartiger Printprodukte, das unter anderem mit der Erfindung der Dampfpresse, der Lockerung der Zensur und erhöhten Alphabetisierungsquoten zusammenhing (Mainardi 2017; Osterhammel 2009: 63–73), hat Peter Burke (2014: 117) auch von einer neuartigen „Ära der Massenkommunikation" gesprochen. Durch die massenhafte Verfügbarkeit erschwinglicher Zeitschriften, Zeitungen und Bücher sei *Wissen* aus dem Kreis akademischer Netzwerke ausgetreten und zu einem populären Gut geworden (Burke 2014: 101–127). „Nie zuvor", betont auch der Wissenshistoriker Philipp Sarasin, „haben so viele Autoren (meist Männer) für so viele Leserinnen und Leser über nichtfiktionale Themen geschrieben, und nie mehr später war das relative Gewicht populärer Wissenschaft in den Medien größer und die Begeisterung des Publikums enthusiastischer" (Sarasin 2001: 127).

Die Zusammenhänge zwischen einer expandierenden Publizistik im 19. Jahrhundert und einem gesteigerten Interesse an den Erscheinungsformen und Strukturen der sozialen Welt sind das Anliegen dieses Beitrags. Dabei interessiere ich mich insbesondere für jene publizistischen Formen, die – wie die Einzelbeiträge *der Comédie humaine* – kulturelle Praktiken und Phänomene unter die Lupe nahmen, also eine ethnographisch oder soziographisch[9] orientierte Journalliteratur. Soziographische Beiträge wurden insbesondere ab den 1830er Jahren massenhaft in Zeitungen und Zeitschriften in vielen europäischen Regionen abgedruckt. So publizierte Ramón de Mesonero Romanos zwischen 1832 und 1835 seine *escenas matritenses* (Madrider Szenen) in verschiedenen Zeitungen der spanischen Hauptstadt,[10] während Charles Dickens von 1833 bis 1836 seine *street sketches* unter anderem im *Morning Chronicle* und *The Monthly Magazine* veröffentlichte. In den 1840ern erschienen in der Beilage des *Frankfurter Konversationsblatts* die „Hessischen Skizzen" (1843–1844) von Wilhelm Heinrich Riehl,

8 *Wöchentliches Lehrblatt. Populäre Zeitschrift für Naturwissenschaften und nützliche Kenntnisse in allen Bereichen des Wissens.* Das in der Übersetzung verwendete populär ist freilich kein zeitgenössischer Begriff; dennoch wähle ich ihn für die Übersetzung, da er in seiner heutigen Bedeutung dem spanischen Gebrauch in der Quelle („an breiten Schichten orientiert") recht nahekommt.

9 Ich verwende den Begriff „soziographisch" synonym zu „ethnographisch" im Sinne einer auf empirischen Daten basierenden Erhebungsmethode und Darstellungsform. Insbesondere für die internationale und interdisziplinäre Diskussion greife ich (zugegebenermaßen in einer asynchronen Verwendungsweise) auf den Begriff der „Soziographie" zurück, da der Begriff „ethnographisch" speziell in den literaturwissenschaftlichen Disziplinen häufig mit der Beschreibung „fremder" Lebensformen assoziiert wird. Diese Assoziation lässt sich mit dem Begriff der „Soziographie", der dem Kontext der frühen deskriptiven Soziologie und Geographie entlehnt ist, weitgehend vermeiden. Zur Entwicklung und zum Gebrauch der Soziographie als eine Form der deskriptiven Soziologie vgl. Brunt 2002.

10 Die Artikel erschienen in *Cartas españolas* (1832), in *La revista española* (1832–33) und im *Diario de Madrid* (1835) (de los Ángeles Alaya 1996).

und Eugène Sue publizierte seinen sozialkritischen wie sensationsheischenden Serienroman *Les Mystères de Paris* (1842/1843) im *Journal des débats* und inspirierte damit zahlreiche Autor*innen in Europa, die unterprivilegierten urbanen Gruppen zu literarisieren (Edler 1977). 1851 bis 1852 veröffentlichte die Autorin George Sand ihre Beobachtungstexte „Moeurs et coutumes du Berry" in der Zeitschrift *L'illustration,* und 1861 verfasste John Hollingshead für die Tageszeitung *The Morning Post* eine Serie zu den desolaten Zuständen in Londoner Mietshäusern. Die Liste an Beispielen für die journalistische Mode, die zeitgenössische soziale Welt in kurzen Texten festzuhalten, ließe sich endlos weiterführen.[11] Mal in amüsierendem Ton, mal in einer wissenschaftsnahen Sprache inspizierten die Autor*innen einer soziographischen Journalliteratur soziale Typen, Verhaltensweisen, Feste und sonstige kulturelle Routinen, Orte, Infrastrukturen und Institutionen der sich radikal transformierenden Gesellschaften. Erschienen diese Beobachtungsskizzen[12] zunächst einzeln und in Serie in Zeitungen und Zeitschriften, so wurden sie angesichts ihres kommerziellen Erfolges bereits ab den 1830er Jahren auch in Sammlungen und Reihen vertrieben.[13]

Wie lässt sich die Popularität dieser kurzweilig-dokumentarischen Beschreibungen der sozialen Welt deuten? Ein wichtiger Umstand für das gesteigerte Interesse an soziokulturellen Formen und Strukturierungen war eine erhöhte Sensibilität für ihre Fragilität, ja ein Bewusstsein über die Existenz und Bedeutung sozialer Verhältnisse überhaupt. „ [W]e live in an age of transition", schrieb der Publizist Edward Lytton Bulwer (1833: 325) im Jahr 1833, „of the removal of time-worn landmarks, and the breaking

11 Vgl. auch die Auflistung von Beobachtungsskizzen in französisch-, deutsch- und englischsprachigen Periodika und Sammelwerken in Lauster 2007: 329–337.

12 Deutschsprachige Texte tragen häufig den Begriff der „Skizze" im Titel, während sie im Französischen und im Englischen oft als „esquisses" oder „sketches" bezeichnet werden. Auch im Gebrauch des spanischen Begriffs „cuadros de costumbres" (Sittengemälde) zeigt sich die Anspielung auf eine Form der Beobachtung und Darstellung, die das Visuell-Dokumentarische und damit die sinnlich wahrnehmbare Dimension des Soziokulturellen in den Vordergrund stellt.

13 Mesonero Romanos' *escenas matritenses* etwa wurden zunächst zwischen 1835 and 1838 in drei Bänden unter dem Titel *Panorama matritense: cuadros de costumbres de la capital, observados y descritos, por un curioso parlante* herausgegeben. Es folgten zahlreiche erweiterte Neuauflagen. Charles Dickens' *street sketches* wurden von John Macrone unter dem Titel *Sketches by Boz* (1836) publiziert, noch im gleichen Jahr erschien eine mit neuen Skizzen erweiterte Neuauflage, die einen zweiten Band umfasste. Ein grundlegendes Werk, das die Skizzen-Mode des 19. Jahrhunderts maßgeblich beeinflusste, war die 15-bändige Reihe *Paris ou le livre des Cent-et-un* (1831–1834). Ausgehend von dieser Reihe lassen sich Verbindungen zur Beobachtungsliteratur eines Mesonero Romanos und Charles Dickens schlagen, aber auch zu den groß angelegten Skizzensammlungen *Heads of the People; or, Portraits of the English* (1838–1841), *Les Français peints par eux-mêmes* (1839–1842) und *Los Españoles pintados por sí mismos* (1843–1844). Die journalistische Kurzform der soziographischen Beschreibung beeinflusste auch den Markt in den spanischen (Post-)Kolonien. Vgl. etwa die in der Zeitschrift *El Museo Mexicano* erschienene Reihe zu „nationalen" Sitten und Bekleidungsformen „Costumbres y trages nacionales" (1844) oder die kubanische Sammlung Los Cubanos pintados por sí mismos (1852), die Skizzen zu „nationalen" Sozialtypen enthält.

up of hereditary elements of society – old opinions, feelings – ancestral customs and institutions are crumbling away". Politische Reformen und Revolutionen, technologische Innovationen wie Dampfmaschine und Eisenbahn, neue Arbeitsformen und erste Auswirkungen industrieller Produktionsweisen, das Konkurrieren neuer Klassen um Macht und sozialen Aufstieg, all dies führte zu einer erhöhten Aufmerksamkeit für die Bedingungen wie die Historizität der menschlichen Existenz.[14] Dieses historisch-soziologische Bewusstsein, diesen neuartigen „spirit of examination and questioning" (Bulwer 1833: 236) hat Wilhelm Heinrich Riehl (1851: o.S.) auch als „Triumph der historischen socialen Weltanschauung über die philosophisch nivellierende" beschrieben. In einer Besprechung des sozialen Romans, die 1851 in der *Augsburger Allgemeinen Zeitung* erschienen war,[15] vermutet Riehl (der selbst zahlreiche soziographische Skizzen in der Presse publiziert hatte), dass das 18. Jahrhundert keinen Dickens oder Sue kennen konnte, weil ihm der Begriff der Gesellschaft gefehlt hatte (Riehl 1851). In der Tat belegen begriffsgeschichtliche Untersuchungen, dass neben dem deutschen Begriff der „Gesellschaft" auch die englischen und französischen Begriffe „société", „society" und „social"/„social" erst Ende des 18. Jahrhunderts weithin gebräuchlich wurden (Heilbron et al. 1998).[16] Dies begründet der Soziologe Johan Heilbron damit, dass sich erst in dieser Zeit eine sich als unabhängig von höfischen und kirchlich-theologischen Strukturen verstehende soziale Sphäre entwickelt hatte (Heilbron 1995). Mit der Expansion der kommerziellen Presse im 19. Jahrhundert schließlich transzendierten die Ideen von einer dynamischen sozialen Konfiguration (Gesellschaft) und vom Menschen als historisches Wesen die exklusiven Kreise gelehrter Gesellschaften und staatlicher Institutionen, um von einer wachsenden Leser*innenschaft von Zeitungen, Magazinen und Büchern diskutiert zu werden (Burke 2014: 101–127; Osterhammel 2009: 63–73).

Den wechselseitigen Beziehungen zwischen epistemischen und politischen Verschiebungen, zwischen neuen Formen der Medialisierung und einer sich systematisierenden Sozialforschung werde ich nun in drei Schlaglichtern nachgehen. Zunächst werde ich die Moralistik der Aufklärung als eine literarisch-philosophische Strömung diskutieren, welche die soziographische Journalliteratur des 19. Jahrhunderts entscheidend geprägt hat. Anschließend werde ich die zwei zentralen narrativen Modi der publizistisch-soziographischen Skizzen – Deskription und Kontextualisierung – als epistemisch-stilistische Formen des Wissen-Schaffens besprechen. Und drittens komme ich auf das eingangs thematisierte empiristisch-naturwissenschaftliche Paradigma

14 Vgl. zur Politik-, Wissens-, Technologie- und Alltagsgeschichte des 19. Jahrhunderts Evans 2016; Osterhammel 2009; speziell zur gesteigerten sozialen Aufmerksamkeit und ihren neuen Medien (von Statistik über Reportage bis Fotografie) vgl. Osterhammel 2009: 25–82.

15 Norbert Bachleitner hat darauf hingewiesen, dass der hier aus dem Werk *Die Bürgerliche Gesellschaft* zitierte Text ursprünglich im Jahr 1851 unter dem Titel „Der sociale Roman" in einer Beilage der *Augsburger Allgemeinen Zeitung* publiziert wurde (Bachleitner 1993: 165).

16 Dies gilt gleichermaßen für die sogenannten Ethnos-Begriffe wie Ethnographie, Volkskunde und Völkerkunde (Moravia 1973; Stagl 2002; Vermeulen 2015).

zurück, das in verschiedenen medialen Zusammenhängen zur Systematisierung der Sozialforschung beigetragen hat.

Die Entwicklung der soziographischen Journalliteratur aus der moralistischen Essayistik

Als Akteur*innen der Gesellschaftsbeschreibung greifen wir beständig auf historisch überlieferte Wissensformen zurück. Für die Autor*innen einer soziographischen Journalliteratur des 19. Jahrhunderts stellte die literarische und philosophische Tradition der Moralistik der Aufklärung einen entscheidenden Bezugspunkt dar.[17] In ihrer Erscheinungsform der moralischen Wochenschriften untersuchten die in der Regel bürgerlichen[18] Autor*innen für ein wiederum meist bürgerliches Publikum das soziale und psychische Leben jenseits theologischer und feudaler Prämissen.[19] „Das Publikum […] hat sich darin selbst zum Thema", so beschreibt Jürgen Habermas (1990: 107) dieses publizistische Phänomen, das geläufige Verhaltensformen inspizierte, nach Individualität und Autonomie des Menschen fragte und Beziehungen wie Freundschaft, Ehe oder auch rechtliche Zustände wie die Sklaverei betrachtete. Als „Übungsfeld eines öffentlichen Räsonnements" (Habermas 1990: 88) förderten die moralischen Wochenschriften einen bürgerlichen Diskurs über das soziale Zusammenleben und sind als ein zentrales Feld der Auseinandersetzung mit dem Menschen als ein Sozialwesen und der Produktion von Gesellschaftswissen im 18. Jahrhundert anzusehen.[20]

Die soziographische Journalliteratur des 19. Jahrhunderts stand in enger Verbindung zu dieser publizistischen Tradition der Moralphilosophie. Auch hier wurden Verhaltensformen, soziale Beziehungen, Glaubensvorstellungen und Typen beleuchtet und bisweilen praxisorientierte Kommentare abgegeben. Auch hier war ein sich entwickelnder bürgerlich geprägter Zeitschriftenmarkt grundlegend, der besonders in seiner kommerziellen Ausrichtung ab dem frühen 19. Jahrhundert schnell reproduzierbare Textformen nachfragte. Die journalistisch-soziographische Skizze lehnte sich ebenso in formaler Hinsicht mit ihren raschen Wechseln zwischen Beschreibung, Anekdote, Beispiel und sozialphilosophischer Überlegung deutlich an die fragmentarische Form des moralistischen Essays an. Weiterhin verweisen zahlreiche intertextuelle Bezüge auf

17 Neben der moralistischen Essayistik spielten weitere zeitgenössische Genres eine modellgebende Rolle, wie die Reiseliteratur, die beschreibende Statistik oder die Karikatur (Schwab 2018).

18 Mit diesem Begriff bezeichne ich einen sozialen Zusammenhang aufsteigender städtischer Gruppen, die sich durch eine neue rechtliche Position im Vergleich zu vormodernen Positionen des Adels und des Klerus sowie des Beamtentums auszeichnete (Mergel 2001). Weiterhin aktuell zur Kategorie des Bürgertums, auch in einer europäisch-vergleichenden Perspektive, vgl. Kocka/Frevert 1988.

19 Vgl. grundlegend Martens 1971. Zu den moralischen Wochenschriften als transkulturelles Phänomen vgl. Ertler 2012.

20 Als ein solches Feld wurde das Phänomen der moralischen Wochenschriften in der Studie *Populare Moralphilosophie und Volkskunde. Christian Garve (1742–1789) – Reflexionen zur Fachgeschichte* von Koch-Schwarzer (1998, Marburg: N.G. Elwert) behandelt.

die modellhafte Bedeutung der Moralistik. In sämtlichen französischsprachigen Texten der soziographischen Journalliteratur des 19. Jahrhunderts zeigt sich dies ganz grundlegend im beständigen Gebrauch der moralistischen Grundvokabel *mœurs*, die sich vom lateinischen *mores* ableitet und noch nicht auf die Vorstellung einer normativen Ethik bezogen war, sondern eine beschreibende Perspektive auf soziale Praktiken und damit verbundene mentale und soziostrukturelle Zusammenhänge implizierte.[21]

Ein von der soziographischen Journalliteratur häufig adaptiertes Motiv ist der beobachtende Teufel Asmodeus,[22] das sich – ausgehend vom moralistischen Roman *Le Diable Boiteux* (*Der lahme Teufel*) aus dem Jahr 1707 durch Übersetzungen sowie zahlreiche Prosa-Imitationen in ganz Europa verbreitet hatte (Lauster 2007: 129–173).[23] Das aus der Feder von Alain-René Lesage (1694–1747) stammende Werk handelt von den Lebensformen (und insbesondere den pikanten Lastern) der Bevölkerung von Madrid, die von der Titelfigur namens Asmodeus durch die Hausdächer hindurch – gewissermaßen aus der Vogelperspektive – mit amüsiertem Blick beobachtet wird. Besonders eindrücklich zeigen sich die Verweise zum teuflischen Beobachter nach moralistischer Art in der 15-bändigen Reihe *Paris, ou le livre des Cent-et-un*[24] (1831–1834), die, so heißt es im Vorwort, ursprünglich mit Anspielung auf Lesages in Madrid spielenden Roman *Le Diable Boiteux à Paris* genannt werden sollte.[25] Das *Livre des Cent-et-un*, dessen Einzelbände jeweils etwa 20 Beobachtungsskizzen enthalten, wurde schnell äußerst einflussreich für die soziographische Journalliteratur.[26] Dies zeigt sich unter anderem in zahlreichen Übersetzungen[27] und internationalen Rezensionen der Reihe, die der Journalist Mariano José de Larra (1837: 173) in einer Einführung zu einer spanischen Skizzensammlung als das „größte Werk, das Menschen mittels kleiner Dinge errichtet haben“,[28] bezeichnet hatte. Alle 15 Titelseiten der französischen Ausgabe tragen eine Vignette, die den beobachtenden Teufel erhöht auf einem Fass sitzend zeigt.[29] Eine Tafel im Hintergrund

21 Dieser Bedeutungsgehalt zeigt sich auch in der Bezeichnung der 1832 gegründeten *Académie des sciences morales et politiques* (i.d.R. übersetzt mit *Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften*).

22 Dieser Name ist der jüdischen Mythologie entlehnt, wo er einen Dämon mit wechselnden Eigenschaften bezeichnet.

23 In Berlin erschien etwa von 1826 bis 1827 die aus vier Heften bestehende Serie *Der hinkende Teufel zu Berlin, in zwangslosen Heften* (Cosmar und Krause).

24 Einige der folgende Gedanken zu diesem Werk habe ich bereits in Schwab 2019 diskutiert.

25 Auf der ersten Seite der Einführung „Au public, le libraire-éditeur“, heißt es: „Ce livre fut précédemment annoncé sous le titre du *Diable Boiteux à Paris*, les auteurs ont décidé qui'il n'aurait d'autre titre que celui de PARIS OU LE LIVRE DES CENT-ET-UN.“ (Ladvocat 1831: v)

26 Vgl. weiterführend Schwab 2019.

27 So erschien beispielsweise bereits 1832 im Cotta-Verlag der Band *Paris, das Buch der Hundert-Eins* und 1833 wurde in London das dreibändige *Paris, or the Book of the Hundred-and-One* herausgegeben (Whittaker, Treacher & Co.).

28 Französisch- und spanischsprachige Originaltexte wurden durch die Verfasserin übersetzt.

29 Eine ausführliche Deutung dieser Illustration bietet Lauster 2007: 79.

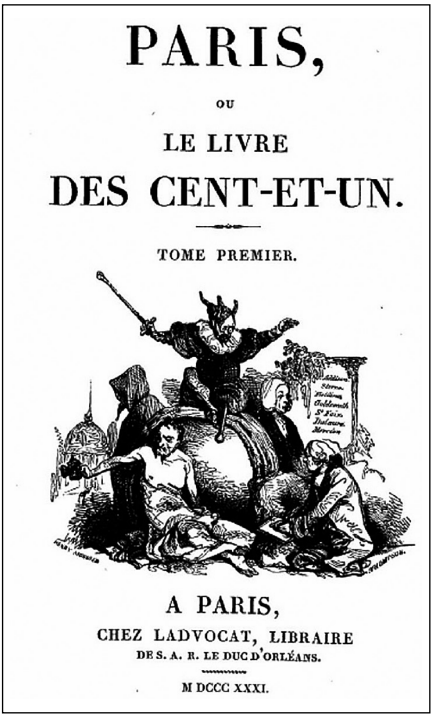


Abb. 1:
Henri Monnier, Titelvignette zum 15-bändigen Paris ou Le Livre des Cent-et-un (1831–1834)

erinnert an eine Reihe von (ausschließlich männlichen) Vertretern einer frühen Gesellschaftsbeschreibung in England und Frankreich. Darunter sind auch Joseph Addison, dessen *Spectator* (1711–1712) als erste moralische Wochenschrift überhaupt gehandelt wird,[30] und Louis-Sébastien Mercier, der Ende des 18. Jahrhunderts mit seinem aus über 1.000 Skizzen bestehenden Werk *Tableau de Paris* bekannt wurde.[31] Beide Autoren sind auch noch einmal – neben weiteren soziographischen Autoren – als Figuren auf dem Kupferstich zu sehen (s. Abb. 1).

Neben dieser visuellen Anspielung auf Asmodeus und weitere Figuren der moralistischen Beobachtungstradition findet sich im ersten Band des *Livre* auch ein ganzer Beitrag mit dem Titel „Asmodée" (Janin 1831). Hier beschreibt Jules Janin in einer Art Geschichte der Beobachtungskunst, wie die einst privilegierte Figur des teuflischen Beobachters ihr Monopol verloren hat. Die zunehmend ausdifferenzierte Gesellschaft des postrevolutionären Frankreichs habe ein derart vielfältiges soziales Rollenrepertoire hervorgebracht, dass die Fähigkeit zur distanzierten Beobachtung menschlichen

30 Die täglich erscheinende Schrift wurde gemeinsam mit Richard Steele (1672–1729) herausgegeben.

31 Das *Tableau de Paris* erschien als zwölfbändige Reihe von 1781 bis 1788, wobei ein Großteil dieser Texte vorab im *Journal des dames* publiziert worden war.

Handelns (auch des eigenen) zu einer sozialen Notwendigkeit geworden sei. In dieser neuen Ära der (Selbst-)Zensur lauere Asmodeus überall und hinter jedem Gesicht:

> „Tatsächlich ist Asmodeus überall, er ist nicht mehr einer, sondern alle. […] [A]lle beobachten und korrigieren ihre Sitten, es gibt nicht mehr einen einzelnen spöttischen Beobachter, vielmehr sind die Zensurbeauftragten unzählbar geworden." (Janin 1831: 14)

Zu Janins Auffassung, dass die Beobachtungskunst zu einer demokratisierten Kulturtechnik avanciert sei und es keine privilegierte Position der Beobachtung mehr gebe, passt auch die Organisationsform des *Livre* mit Beiträgen von über 160 Autor*innen, die vom Pariser Bürger[32] und dem angehenden Journalisten[33] bis zu den kleinen Boulevardtheatern[34] und einem Kirchweihfest in den Umgebungen von Paris[35] sämtliche Elemente zu inspizieren anstrebten, die ihnen die soziale Welt darbot.

Auch die Beschreibung der Figur des Flaneurs im Text „Le Flaneur à Paris" (Le Flaneur 1832) entspricht dem Modell einer demokratisierten Beobachtung. Der Flaneur des *Livre* ist kein erhabener Fremder, sondern „ein Mann[36] wie jeder andere" (Le Flaneur 1832: 62) und wohnt als Asmodeus des öffentlichen Raums in jeder Person, die das Theater der Straße beobachtet: „Diese Welt ist ein riesiges Theater", schreibt der anonyme Erzähler-Flaneur, „in dem tausend verschiedene Schauspieler mit unterschiedlichen Stimmungen, Kostümen, Charakteren, maskiert […], variierend in hundert verschiedenen Arten, um die Hauptrollen kämpfen" (Le Flaneur 1832: 59). Der Flaneur der 1820er und 1830er Jahre versinnbildlicht weder die privilegierte Perspektive des spöttischen Asmodeus, noch ist er der distanziert-elitäre Beobachter einer kapitalistischen Welt, wie er von Walter Benjamin in Anlehnung an Charles Baudelaires *Le Peintre de la vie moderne*[37] gezeichnet wurde (Neumeyer 1999: 14–24). Er klagt noch nicht über eine konsumorientierte Gesellschaft und kennt kein Bedürfnis, mit der Masse zu verschmelzen. Der Flaneur des *Livre des Cent-et-un* ist – ganz wie die Autor*innen der frühen soziographischen Journalliteratur – fasziniert von der theaterhaften Welt einer frühen Moderne, die vor seinen Augen immer wieder neue Facetten entfaltet.

Narrative Modi und Wissensformen: Deskription und Kontextualisierung

Es ist genau diese Welt mit ihren sich ausdifferenzierenden sozialen Rollen, ihren kulissenartigen Infrastrukturen und dem Nebeneinander ungleichzeitiger Rationalitäten, die die soziographische Journalliteratur unter die Lupe nimmt. Anders als die aufklä-

32 „Le bourgeois de Paris" (1831).

33 „L'apprenti journaliste" (1832).

34 „Les petits théâtres du boulevart" (1834).

35 „Une fête aux environs de Paris" (1831).

36 Die Figur des Flaneurs ist bis in die heutige Zeit in der Literatur fast ausschließlich männlich konnotiert. Zur Rehabilitation einer weiblichen Flânerie vgl. Nesci 2007.

37 Baudelaires Text erschien erstmals zwischen dem 26. November und dem 3. Dezember 1863 in der Zeitung *Le Figaro*.

rerische Moralistik fragt diese – wie übrigens viele künstlerisch-literarische Genres des 19. Jahrhunderts[38] – weniger nach dem Wünschenswerten oder dem Möglichen, sie fragt auch nicht nach universal-menschlichen Lastern oder Tugenden. Die Verfasser*innen der Beobachtungsskizzen verstanden sich als Chronist*innen und Dokumentar*innen eines unumkehrbaren wie einzigartigen politischen, sozialen und technologischen Wandels, der Einführung von neuen Maschinen, Transportmitteln und Hygienemaßnahmen, von parlamentarischen Strukturen, Plakatwerbung, Zeitungsannoncen, Mietshäusern und Arbeiter*innenvereinen. Und sie fragten sich, was diese neuartigen soziokulturellen Formen und Konfigurationen für die Verfassung des Menschen bedeuteten. Anschaulich wurde das Interesse an dieser Interdependenz bereits in der Vorrede zur *Menschlichen Komödie*, in der Balzac von den verschiedenen Umwelten sprach, gemäß denen sich die spezifischen Eigenarten der verschiedenen sozialen Gattungen ausprägten. Nur wenige Jahre zuvor hatte der spanische Journalist Mariano José de Larra über die neuen kurzweiligen Gesellschaftsbeobachtungen in der spanischen und französischen Presse geschrieben, dass diese den Menschen nicht mehr als ein Wesen mit universalen Zügen betrachten würden, sondern als ein wandelbares Subjekt „im Zusammenspiel mit den neuen und spezifischen Formen der Gesellschaft" (Larra 1837: 170). Und Wilhelm Heinrich Riehl fragte in seiner Besprechung des Sozialromans:

> „Ist es nicht eine wichtige Thatsache, dass unsere Poeten den Einzelnen gar nicht mehr anders zu malen vermögen als in den Localtönen eines bestimmten Gesellschaftskreises? Dass der allgemeine Liebhaber, Held, Intrigant etc., wie man ihn ehedem zeichnete, stereotypen Figuren ganz anderer Art Platz gemacht, gesellschaftlich individualisirten Figuren […]?" (Riehl 1851: o.S.)

Es sind die Erscheinungsweisen genau dieser gesellschaftlichen Ausformung des menschlichen Subjekts, die die journalistischen Chronist*innen in beschreibenden Texteinheiten zu untersuchen und – wie Larra (1837: 170) es formulierte – im „Zusammenspiel mit den neuen und spezifischen Formen der Gesellschaft" zu interpretieren beabsichtigten. Ihre Beobachtungsskizzen inspizieren – kaum anders als ethnographische Schreib- und Erzählformen des 20. und 21. Jahrhunderts – als typisch oder aussagekräftig wahrgenommene Phänomene als Kristallisationspunkte umfassender Verhältnisse. Oder, um Rolf Lindners kulturanalytisches Vokabular zu verwenden, sie dokumentieren „kulturelle Konstellationen" (Lindner 2003: 184), um von diesen ausgehend sichtbar zu machen, wie „soziale, kulturelle und biographische Komponenten auf eine zeitspezifische Weise zusammen treffen" (Lindner 2003: 184).

Die Fokussierung der Beobachtungsskizzen auf kulturelle Konstellationen, in denen gesellschaftliche Kontexte aufscheinen und erfahrbar werden, zeigt sich in den einzelnen Beiträgen des *Livre des Cent-et-un*, etwa zum Pariser Bürger oder zum Kirchweihfest. Sie zeigt sich auch in den *escenas matritenses* von Ramón de Mesonero

38 Vgl. zum Realismus und seiner Kritik in Malerei, Photographie und Literatur des 19. Jahrhunderts Stockinger 2010.

Romanos, in denen er das pulsierende Theaterleben[39], kurzfristige Mietsverhältnisse[40] oder das Treiben im Stadtpark[41] als neue Phänomene des Urbanen untersuchte, oder in Charles Dickens *street sketches*, die kulturelle Konstellationen wie den Omnibus,[42] das Pfandleihhaus,[43] den Ginshop[44] oder die sonntägliche Fahrt auf dem Ausflugsschiff[45] als Kristallisationspunkte gesellschaftlicher Transformationen interpretieren. Beispielhaft zitiere ich aus dem Artikel „The streets – Morning" (Dickens 1850b), der beschreibt, wie sich im Laufe eines Vormittags die soziale Zusammensetzung einer Straße im Zentrum Londons wandelt. Zunächst skizziert der Text die Menschen ohne Obdach, die zur Morgendämmerung das Bild der Straße prägen, kurz darauf erscheinen die Tagelöhner und Arbeiterinnen und dann zeigen sich jene Menschen, die die Ladengeschäfte für die Öffnung vorbereiten (Dickens 1850b). Schließlich hastet die aus den Außenbezirken angekarrte neue Gruppe der Angestellten durch die Straße. Wenn der Journalist-Erzähler nun diese „early clerk population" (Dickens 1850b: 31) in seiner exemplarischen Straße beschreibt, stellt er auch Überlegungen zu neuen Formen der Lohnarbeit und städtischer Anonymität an:

> „Middle-aged men, whose salaries have by no means increased in the same proportion as their families, plod steadily along, apparently with no object in view but the counting-house; knowing by sight almost everybody they meet or overtake, for they have seen them every morning (Sundays excepted) during the last twenty years, but speaking to no one. If they do happen to overtake a personal acquaintance, they just exchange a hurried salutation […]. As to stopping to shake hands, or to take the friend's arm, they seem to think that as it is not included in their salary, they have no right to do it." (Dickens 1850b: 31)

Die Skizze „The streets – Morning" verknüpft beschreibende Elemente mit gesellschaftsanalytischen Thesen. Die bauliche Architektur der Straße, die verschiedenen sozialen Gruppen, ihre Bekleidungsformen und verkörperlichten Routinen bilden das Ensemble einer kulturellen Konstellation, in welcher Entwicklungen wie die Subjektivierung des Angestelltenverhältnisses, die Kapitalisierung der Zeit und die Anonymisierung der Beziehungen in urbanen Räumen greifbar werden. Charles Dickens vollzieht dabei keine explizite Form der Kontextualisierung, sondern regt durch das Einfügen ironischer Sequenzen dazu an, seine Beschreibungseinheiten als Kristallisationspunkte umfassender Verhältnisse zu betrachten („salaries have by no means increased in the same proportion as their families"; „to shake hands […] is not included in their salary" [Dickens 1850b: 31]). Diese dokumentarische und ironisch-kontextualisierende

39 „Los cómicos en cuaresma" (1832).
40 „El alquiler de un cuarto" (1837).
41 „El Prado" (1832).
42 „The last cab-driver, and the first omnibus cad" (1836).
43 „The pawnbroker's shop" (1836).
44 „Gin shops" (1836).
45 „The steam excursion" (1834).

Rhetorik zeichnet einen Großteil der Journalliteratur des 19. Jahrhunderts aus, die ihr Lesepublikum auf unterhaltsame Weise dazu einlädt, sich selbst als Subjekt zeitgenössischer Konstellationen wahrzunehmen.

Naturwissenschaftliche Modellierungen

Für die Wissenspraktiken und -formen der Beschreibung und Kontextualisierung griff die soziographische Journalliteratur des 19. Jahrhunderts häufig auf Ansätze und Begrifflichkeiten zurück, wie sie sich in den aufsteigenden naturwissenschaftlichen Feldern entwickelt hatten. Viele Texte etwa beziehen sich auf den zu Beginn des 19. Jahrhunderts blühenden Wissenszweig der Physiognomie, um anhand von körperlichen Eigenschaften und Äußerungen (Haltung, Gesichtszüge, Mimik) auf die soziale Herkunft einer Person oder bestimmte Charaktereigenschaften zu verweisen.[46] Das *Livre des Cent-et-un* beschäftigt sich zum Beispiel mit den Physiognomien von Gefängnishäftlingen[47], von Mitgliedern der Pariser Gesangsvereine[48] und von Passant*innen rund um die Brücke *Pont Neuf*[49]. Charles Dickens nutzt das physiognomische Vokabular sogar, um sich mit der Ästhetik von Türknäufen zu beschäftigen. Im Text „Our Next-Door Neighbour", der erstmals 1836 im *Morning Chronicle* erschienen war, offenbart der journalistische Erzähler, er sei „very fond of speculating as we walk through a street, on the character and pursuits of the people who inhabit it; and nothing so materially assists us in these speculations as the appearance of the house doors" (Dickens 1850a: 24). Anschließend wendet er, nicht ohne satirischen Unterton, die physiognomische Analysetechnik auf die Objektkategorie Türknauf an, um davon ausgehend auf bestimmte Eigenschaften der Hausbewohner*innen zu schließen:

> „The various expressions of the human countenance afford a beautiful and interesting study; but there is something in the physiognomy of street-door knockers, almost as characteristic, and nearly as infallible. Whenever we visit a man for the first time, we contemplate the features of his knocker with the greatest curiosity, for we well know, that between the man and his knocker, there will inevitably be a greater or less degree of resemblance and sympathy." (Dickens 1850a: 24)

Auch mit Referenzen zu anderen naturwissenschaftlichen Wissenszweigen geizen weder Dickens noch die Autor*innen des *Livre*, wenn Gruppen als „species" oder „espèces" bezeichnet werden,[50] wenn der Begriff der „classification" immer wieder zur Typisierung soziokultureller Erscheinungen und Menschengruppen verwendet wird[51] oder wenn

46 Zu den engen Verbindungen zwischen Physiognomie und Literatur im neunzehnten Jahrhundert vgl. Tytler 1982.

47 „Les amours de la morgue" (1834).

48 „La chanson et les sociétés chantantes" (1832).

49 „Le Pont-Neuf et l'Isle-aux-Juifs" (1832).

50 Siehe beispielhaft Dickens 1839a: 129; Dickens 1839b: 24; Cordelier-Delanoue 1831: 232.

51 Saint-Priest 1831: 191; Dumersan 1833: 137.

Phrenologie[52] und Magnetismus als Pseudolehren hochgenommen werden (Dickens 1850a: 25).[53]

Derlei Rückgriffe auf eine naturwissenschaftliche Metaphorik sind charakteristisch für die soziographische Journalliteratur: Es wird physiognomisch-phrenologisch beschrieben, zoologisch klassifiziert, anatomisch-physiologisch in einem Funktionsgefüge kontextualisiert und enzyklopädisch geordnet. Dickens Türknauf-Physiognomie zeigt allerdings, dass es sich dabei zumeist weniger um ernsthafte Formen sozialwissenschaftlicher Auseinandersetzung handelt als um ein Spiel mit dem zeitgenössischen Interesse am naturwissenschaftlichen Erkenntnisfortschritt. Auf der anderen Seite war die Indienstnahme von Begrifflichkeiten und Wissensformen etwa aus Physiognomie oder Zoologie aber auch keine reine Rhetorik. Dies zeigt sich darin, dass naturwissenschaftliche Zugänge auch einen großen Einfluss auf die frühe Sozial- und Kulturforschung hatten, was seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts zu einem bedeutsamen Systematisierungsschub geführt hatte. Sergio Moravia (1973) hat beispielsweise beschrieben, wie die Mitglieder der 1799 in Paris gegründeten *Société des observateurs de l'homme* darum bemüht waren, Spekulationen über das Wesen und die Geschichte des Menschen durch die Orientierung an empiriebasierten Verfahren und naturwissenschaftlichen Modellen zu verbannen.[54] In diesem Rahmen hat der Mediziner und Philosoph Pierre-Jean-Georges Cabanis (1757–1808) in seiner Schrift *Rapports du physique et du moral de l'homme*[55] im Jahr 1802 eine physiologisch fundierte Wissenschaft vom sozialen Menschen zu begründen versucht. Mit dem gleichen Anliegen veröffentlichte Henri de Saint-Simon (1760–1825), der übrigens auch als Publizist hochaktiv war (Petermann 1979), seinen programmatischen Text *De la Physiologie appliquée à l'amélioration des*

52 Die Phrenologie war eine bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts umstrittene Lehre, die sich mit den Ausformungen des menschlichen Gehirns beschäftigte, um davon ausgehend Schlüsse auf individuelle oder auch ethnische Charaktereigenschaften zu ziehen.

53 Auch ganze Beiträge des *Livre* beschäftigen sich mit naturwissenschaftlichen Themen. Das zeigt ein (übrigens von Johann Wolfgang von Goethe verfasster) Überblick über den Einfluss einer französischen Naturgeschichte auf anatomisch-medizinischen Forschungen im deutschsprachigen Raum („Les Naturalistes francais", 1832). Dem Naturforscher George Cuvier wiederum wird anlässlich seines Todes im Jahr 1832 ein Text gewidmet, der einzelne seiner Arbeiten vorstellt und seinen Beitrag zur Entwicklung von Zoologie und Naturgeschichte würdigt („Les Obsèques de M. Cuvier", 1832). Auch Charles Dickens trug zu dieser direkten Form der Wissensvermittlung bei. In seiner 1850 gegründeten Zeitschrift *Household Words* und ihrem Nachfolger *All the Year Round* (1859–1895) erschienen dezidiert wissensbezogene Beiträge wie „The Chemistry of a Candle" (Leigh 1850) und „Greenwich Weather-Wisdom" (Hunt 1850); darüber hinaus veröffentlichte Dickens Rezensionen zu Charles Darwins Werk *On the Origin of Species* (Anonym 1860a; Anonym 1860b).

54 Vgl. zur „Empirisierung" proto-soziologischen Denkens in Frankreich und Schottland auch Heilbron 1995: 98 ff.

55 *Über die Beziehungen zwischen den physischen und den moralischen Eigenschaften des Menschen.*

institutions sociales[56] (1812). Dieser betont die Bedeutung des physiologischen Denkens für eine positive, nicht spekulative und nützliche Sozialwissenschaft:

> „[P]hysiology […] looks at individuals from a higher plane, as no more than organs of the social body, the organic functions of which it must study […]. For society is by no means a simple conglomeration of living beings whose actions, independent of any final goal, are caused by nothing but the arbitrariness of individual will […]. Society is primarily an organized machine whose every part contributes to the functioning of the whole." (Saint-Simon 1812; zit. nach Lauster 2007: 90)

Das organizistische Modell der Physiologie ermöglichte es Saint-Simon, „Gesellschaft" und ihre einzelnen Elemente als ein relationales Gefüge zu denken. Auguste Comte, der über mehrere Jahre als Saint-Simons Sekretär tätig war, übernahm diese aus Physiologie und Anatomie entlehnten Grundideen zum „Sozialkörper" (Levine 1995). Auch John Stuart Mill entwarf – deutlich angelehnt an Comte – mit *On the Logic of the Moral Sciences* (1843) eine positive, naturwissenschaftlich inspirierte Lehre vom sozialen Menschen (Stocking 1991: 39). Und in der organizistischen Gesellschaftstheorie Herbert Spencers[57] zeigte sich ebenso, wie sich naturwissenschaftliche Modelle und Begrifflichkeiten als konstitutiv für das Erkennen und Interpretieren sozialer und kultureller Ordnungen nicht nur in einer marktorientierten soziographischen Publizistik, sondern auch in Auseinandersetzungen einer frühen Soziologie und Anthropologie durchgesetzt hatten.

Schlussbetrachtungen: neue Geschichten über Wissen und Wissenschaft

Mit der Expansion eines verkaufsorientierten Zeitungs- und Zeitschriftenmarktes im 19. Jahrhundert ging die massenhafte Verbreitung einer soziographischen Journalliteratur einher. Diese Entwicklung war eng verbunden mit einem gesteigerten Interesse an den Strukturen und Formen der sich radikal verändernden Gesellschaften (Osterhammel 2009: 25–82). In den Darstellungs- und Argumentationsformen der journalistischen Beobachtungsskizzen zeigt sich, wie realistisch-pragmatische, positive und historisierende Ansätze vormals dominante Interpretationsweisen soziokultureller Erscheinungen ablösten, die durch universalistische, psychologisierende und ahistorische Wissensformen geprägt waren. Diesem Prozess bin ich in drei Schlaglichtern nachgegangen – in der kreativen Reproduktion von Erzählweisen und Motiven einer essayistischen Moralistik, in der Anwendung von Beschreibung und Kontextualisierung als Wissensmodi und in der Adaptation empirieorientierter Verfahrensweisen und einer naturwissenschaftlichen Metaphorik.

56 *Über eine angewandte Physiologie zur Verbesserung der sozialen Institutionen.*

57 Spencers Buch *Social Statics* erschien 1851. Hier zeigte sich bereits sein funktionaler Ansatz der gesellschaftlichen Ausdifferenzierung, den er in seinem mehrbändigen Werk *The Principles of Sociology*, das zwischen 1874 und 1896 erschien, ausführte.

Die publizistischen Beobachtungsskizzen waren nicht allein Produkte der gleichen epistemischen Transformationen, denen sich die Arbeiten von Figuren wie Auguste Comte, Karl Marx, Herbert Spencer oder auch Wilhelm und Jakob Grimm und Wilhelm Heinrich Riehl verdankten. In ihrer massenhaften und transkulturellen Verbreitung waren sie auch Agenten einer an ethnographischen Prinzipien orientierten Sozialforschung, wie sie sich um 1900 in soziologischen wie ethnologischen und volkskundlichen Diskussionszusammenhängen zunehmend durchsetzen würde.[58] Auf diesem Weg zeichnete sich allerdings ab den 1850er Jahren auch ein Bruch zwischen literarischen und wissenschaftlichen Formen der Sozialforschung ab, den Wolf Lepenies (1985) als konstitutiven Prozess für die Entwicklung der Soziologie beschrieben hat. Mit Bezug auf Norbert Elias' Zivilisationstheorie charakterisierte er sinngemäß die Systematisierung der Wissenschaft im 19. Jahrhundert als „die Perfektion jener Affektmodellierung, die sich seit dem 17. Jahrhundert als Verhaltensideal durchsetzt" (1976: 207). Ebenso wie in anderen gesellschaftlichen Bereichen seien mit empirieorientierten und standardisierten Verfahrensweisen Affekte, Wertungen und Gefühle zunehmend aus einer sich spezialisierenden (sozial-)wissenschaftlichen Domäne verdrängt worden (Lepenies 1976: 207).

Auch am Beispiel der soziographischen Journalliteratur lässt sich ab den 1850er Jahren eine zunehmende Trennung zwischen einer „wissenschaftlichen" Sozialforschung einerseits und literarisch-künstlerischen Verarbeitungen des Sozialen andererseits feststellen. Dieser Bruch lässt sich neben dem Moment der Affektregulierung allerdings auch auf eine zunehmende Ausdifferenzierung und Spezialisierung von Medienformaten zurückführen (Requate 2013). In diesem Zusammenhang bedeutete dies das allmähliche Abklingen des kommerziellen Erfolgs einer primär an Kurzweiligkeit und exotisierender Faszination am Eigenen orientierten Gesellschaftsbeschreibung und eine thematische wie methodische Systematisierung – etwa hin zur Sozialreportage.[59] Ein Beispiel für diese Entwicklung sind die sozialen Reportagen eines Henry Mayhew, den Rolf Lindner (2005) und Christopher Herbert (1991) als Impulsgeber für die moderne Sozialforschung untersucht haben. Mayhew schrieb in den 1840er Jahren zunächst für das Londoner Satiremagazin *Punch* und den *Morning Chronicle* Beobachtungsskizzen zu diversen Erscheinungen des urbanen Lebens, bevor er einen Teil dieser Schriften – mit methodologischen Überlegungen unterfüttert und thematisch klassifiziert – in seinem dreibändigen Spezialwerk *London Labour and the London Poor* (1851) wiederverwertete.

58 Vgl. zur Integration qualitativ-beschreibender Ansätze in Soziologie und Kulturanthropologie etwa Harrison 2014; Vries Reilingh 1973.

59 Stephen Donovan und Matthew Rubery stellen etwa fest, „that social investigations, despite their dismal and often distressing character, were by the 1880s a well-established and even popular feature of British journalism" (Donovan/Rubery 2012: 9). Vgl. zu parallelen Entwicklungen in der französisch- und deutschsprachigen Presse Rieder (2009: 98–127).

Die vielfältigen Bezüge der soziographischen Journalliteratur zu frühen soziologischen und ethnologischen Diskussionszusammenhängen verweisen auf eine Reihe von Anknüpfungspunkten für eine Reformulierung wissen(schaft)shistorischer Erzählungen. Aus der Perspektive einer Ethnologie europäischer Gesellschaften erscheinen mir besonders zwei Aspekte zentral.[60] Erstens: Der soziographische Journalismus des 19. Jahrhunderts erweist sich als ein formatives Genre, in dem die Kulturtechniken des ethnographischen Repräsentierens und des kulturanalytischen Deutens auf eine ganz spezifische Weise eingeübt und verfeinert wurden. Anders als bei theorieorientierten Werken anerkannter Vertreter einer frühen Soziologie wie Auguste Comte oder Herbert Spencer, die sich in erster Linie um Erklärungsmodelle für gesellschaftliche Transformationsprozesse bemühten, ging es in den journalistischen Gesellschaftsbeschreibungen um eine detaillierte, visuell-verbale Dokumentation soziokultureller Phänomene als aussagekräftige Konstellationen gesellschaftlicher Verhältnisse. Dabei war es der journalistisch-kommerzielle Erscheinungskontext selbst, der eine Reduktion komplexer Zusammenhänge auf greifbare, wiedererkennbare „ethnographische Fragmente" (Hannerz 1995: 64)[61] einforderte. Das Anknüpfen an die Lebenswelten und Lesevorlieben[62] des Publikums versprach den Autor*innen der Beobachtungsskizzen eine breite wie positive Rezeption sowie eine damit verbundene gute Auftragslage.[63] Ihre Orientierung an den Bedürfnissen des Marktes begünstigte also die Entstehung der soziographischen Beobachtungsskizzen als heuristisches Format einer Ethnographie des Eigenen wie auch ihre Bedeutung als Medium der Popularisierung einer kulturellen Selbstbeobachtung; der Blick auf eine soziographische Journalliteratur beinhaltet also immer auch eine Wissensgeschichte von unten.[64]

60 Vgl. hierzu bereits meine Ausführungen in einer früheren Ausgabe dieser Zeitschrift (Schwab 2016).

61 Als „ethnographische Fragmente" bezeichnet Ulf Hannerz (1995: 64) jene Textbausteine, die auch in globalisierten Zusammenhängen immer noch die Basis kulturwissenschaftlicher Auseinandersetzungen darstellen, insofern sie – wie das Konzept der „kulturellen Konstellation" – das „Hereinnehmen des Globalen, der politischen Ökonomie, des Systemischen ins Lokale" (Lindner 2001: 13) ermöglichen.

62 Die ebenfalls auf die soziale Wirklichkeit bezogene Reiseliteratur sowie der Roman gehörten zu den beliebtesten Lesestoffen des 19. Jahrhunderts (Bachleitner 1993; Sautermeister 1998).

63 Mit der Kommerzialisierung des Druckwesens im 19. Jahrhundert emanzipierten sich Schriftsteller *innen und Journalist*innen zunehmend vom Mäzenatentum und wurden den Regeln des Marktes unterworfen (Requate 1995).

64 Der Aspekt der Rezeption wird in diesem Beitrag außen vorgelassen; zwei Hinweise möchte ich dennoch nicht unerwähnt lassen. In ihrer Studie *La lecture et la vie: Les usages du roman au temps de Balzac* hat die Historikerin Judith Lyon-Caen auf Basis einer Analyse von Leser*innenbriefen und intensiver Archivarbeit herausgearbeitet, wie die Darstellungen der Pariser Unterschichten durch Honoré de Balzac und Eugène Sue vom Lesepublikum als realitätsgetreue Abbildungen aufgefasst wurden. Bei einer Rezeptionsanalyse spielen neben Briefen an die Autor*innen selbst auch die zunehmend in den Zeitschriften abgedruckte Leser*innenbriefe eine Rolle. In einem noch unveröffentlichten Aufsatz zu einer Reihe von Sozialreportagen des Journalisten John Hollingshead (1827–1904) im *Morning Chronicle* zeige ich, wie ein Leserbrief die Darstellungen von den Bedingungen in Londoner Mietshäu-

Zweitens: Die soziographische Journalliteratur führt uns als Format zwischen Unterhaltung, Kunst und Wissenschaft auf direktem Weg in das wilde Wissen vordisziplinärer Ordnungen. Eine wissens- und wissenschaftshistorische Neubewertung dieses heterogenen und transnationalen Genres fordert uns dazu auf, etablierte historiographische Traditionen aufzubrechen und intermediale, transnationale und interdisziplinäre Geschichten von Wissen und Wissenschaft zu erzählen. Solcherart Erzählungen verfügen auch in der Gegenwart über eine hohe Relevanz. Dies gilt für Untersuchungen von Adaptationsweisen der soziographischen Beobachtungsliteratur in (post-)kolonialen Weltregionen, von denen ausgehend globale Wissen(schaft)sgeschichten noch zu entwerfen sind, ebenso wie für Forschungen zur Rolle naturwissenschaftlicher Wissensmodi und -formen in einer frühen wie gegenwärtigen Sozial- und Kulturforschung. Auch die vielschichtigen Prozesse des Wissenstransfers zwischen unterschiedlichen soziomedialen Konnexen sowie die Zirkulation populärer Formen der Gesellschaftsdeutung und ihre Aufladung mit machtvollen politischen Narrativen sind Problembereiche der historischen wie der gegenwartsbezogenen Kultur- und Wissensforschung. Weiterhin gibt uns der gegenwärtige Drang nach einer permanenten digitalen Selbstrepräsentation Anlass dazu, die Geschichte und den Sinn des ethnographischen Selbst-Beobachtens als öffentlich-demokratische Mode neu zu denken und zu historisieren. Ein neugierig-offener Blick auf historische Konstellationen sozial- und kulturwissenschaftlicher Wissensproduktion, auf epistemisch-soziale wie mediale Traditionslinien und Brüche verspricht also nicht allein alternative Erzählungen von Wissen(schaft)sgeschichte, sondern neue Perspektiven auf gegenwärtige Formen, Bedingungen und Verantwortlichkeiten einer sozial- und kulturwissenschaftlichen Wissensproduktion.

Literatur

Anonym. 1860a. On Origin of Species. *All the Year Round* 3: 293–299.

Anonym. 1860b. Charles Darwin's Origin of Species. *All the Year Round* 3: 174–177.

Bachleitner, Norbert. 1993. *Der englische und französische Sozialroman des 19. Jahrhunderts und seine Rezeption in Deutschland.* Amsterdam: Rodopi.

Balzac, Honoré de. 1842. Balzacs Vorrede zur Menschlichen Komödie. *Glanz&Elend: Literatur und Zeitkritik*. Zugriff 22.08.2020. https://www.glanzundelend.de/glanzneu/balzackomoedie.htm.

Baron, Anne-Marie, Claude Duchet, und Isabelle Tournier. 1993. *Balzac, oeuvres complètes: Le moment de La comédie humaine.* Vincennes: Presses Universitaires de Vincennes.

Bennett, Scott. 1984. The Editorial Character and Readership of 'The Penny Magazine': An Analysis. *Victorian Periodicals Review* 17/4: 127–141.

Brunt, Lodewijk. 2002. Into the Community. In *Handbook of Ethnography*, ed. by Paul Atkinson, Amanda Coffey, Sara Delamont, John Lofland, and Lyn Lofland, 80–91. London et al.: Sage Publications.

sern bestätigt und sogar ein weiteres ethnographisches Fragment präsentiert, das sich deutlich an Hollingsheads dokumentarische Rhetorik anlehnt.

Buffon, Georges-Louis Leclerc comte de. 1833. *Le Petit Buffon des enfants*. Paris: Langlumé et Peltier.

Bulwer, Edward Lytton. 1833. *England and the English*. Paris: Baudry's European Library.

Burke, Peter. 2014. *Die Explosion des Wissens: Von der Encyclopédie bis Wikipedia*. Berlin: Wagenbach.

Cordelier-Delanoue, Étienne. 1831. Un atelier de la rue de l'Ouest. In *Paris, ou le livre des Cent-et-un*, hrsg. von Charles Ladvocat, 229–250. Paris: Ladvocat.

Dickens, Charles. 1839a. The Parlour Orator [1836]. In *Sketches by Boz: Illustrative of Every-Day Life and Every-Day People*, 128–130. London: Chapman and Hall.

Dickens, Charles. 1839b. The Election for Beadle [1835]. In *Sketches by Boz: Illustrative of Every-Day Life and Every-Day People*, 23–26. London: Chapman and Hall.

Dickens, Charles. 1850a. Our Next-Door Neighbour [1836]. In *Sketches by Boz: Illustrative of Every-Day Life and Every-Day People*, 24–28. London: Chapman and Hall.

Dickens, Charles. 1850b. The Streets – Morning [1836]. In *Sketches by Boz: Illustrative of Every-Day Life and Every-Day People*, 29–32. London: Chapman and Hall.

Donovan, Stephen, and Matthew Rubery. 2012. *Secret commissions: An anthology of Victorian investigative journalism*. Peterborough: Broadview Press.

Dumersan. 1833. Le cabinet des médailles. In *Paris, ou le livre des Cent-et-un*, hrsg. von Charles Ladvocat. Bd. 10, 131–142. Paris: Ladvocat.

Edler, Erich. 1977. *Die Anfänge des sozialen Romans und der sozialen Novelle in Deutschland*. Frankfurt am Main: Klostermann.

Ertler, Klaus-Dieter. 2012. Moralische Wochenschriften. *Europäische Geschichte Online*. Zugriff 24.08.2020. https://d-nb.info/1036249638/34.

Evans, Richard John. 2016. *The Pursuit of Power: Europe 1815–1914*. London: Penguin Books.

Habermas, Jürgen. 1990. *Strukturwandel der Öffentlichkeit: Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft*. Berlin: Suhrkamp.

Hannerz, Ulf. 1995. „Kultur" in einer vernetzten Welt: Zur Revision eines ethnologischen Begriffs. In *Kulturen, Identitäten, Diskurse: Perspektiven europäischer Ethnologie*, hrsg. von Wolfgang Kaschuba, 64–84. Berlin: Akademie Verlag.

Harrison, Kwame. 2014. Ethnography. In *The Oxford Handbook of Qualitative Research*, ed. by Patricia Leavy. Oxford: Oxford University Press. https://doi.org/10.1093/oxfordhb/9780199811755.013.011

Heilbron, Johan. 1995. *The Rise of Social Theory*. Cambridge: Polity Press.

Herbert, Christopher. 1991. *Culture and Anomie: Ethnographic Imagination in the Nineteenth Century*. Chicago and London: University of Chicago Press.

Heilbron, Johan, Lars Magnusson, and Björn Wittrock. 1998. The Rise of the Social Sciences and the Formation of Modernity. In *The Rise of the Social Sciences and the Formation of Modernity: Conceptual Change in Context, 1750–1850*, ed. by Johan Heilbron et al., 1–33. Dordrecht: Springer Netherlands. https://doi.org/10.1007/978-94-011-5528-1_1

Hunt, Frederick Knight. 1850. Greenwich Weather-Wisdom. *Office Book* 1: 222–225.

Janin, Jules. 1831. Asmodée. In *Paris, ou le livre des Cent-et-un*, hrsg. von Charles Ladvocat. Bd. 1, 1–15. Paris: Ladvocat.

Johnson, Curtis N. 2019. *Darwins Historical Sketch: An Examination of the 'Preface' to the Origin of Species*. Oxford: Oxford University Press.

Kocka, Jürgen, und Ute Frevert. 1988. *Bürgertum im 19. Jahrhundert: Deutschland im europäischen Vergleich*, Bd 1. München: DTV.

Kramp, Leif. 2015. Populärkultur. In *Handbuch Cultural Studies und Medienanalyse*, hrsg. von Andreas Hepp, Friedrich Krotz, Swantje Lingenberg, und Jeffrey Wimmer, 207–2018. Wiesbaden: Springer. https://doi.org/10.1007/978-3-531-19021-1_22

Kruse, Volker. 2018. *Geschichte der Soziologie*, 3. Aufl. Konstanz: UTB.

Ladvocat, Charles. 1831. Au public, le libraire-éditeur. In *Paris, ou le livre des Cent-et-un*, hrsg. von Charles Ladvocat. Bd. 1, v–xiv. Paris: Ladvocat.

Larra, D. Mariano José de. 1837. „Panorama matritense": Cuadros de costumbres de la capital observados y descritos por un Curioso Parlante. Artículo Primero. In *Colección de artículos dramáticos, literarios, políticos y de costumbres*, 167–175. Bd. 3. Madrid: Imprenta Repullés.

Lauster, Martina. 2007. *Sketches of the Nineteenth Century: European Journalism and its Physiologies, 1830–50*. Basingstoke: Palgrave Macmillan. https://doi.org/10.1057/9780230210974

Le Flaneur. 1832. Le Flaneur à Paris. In *Paris, ou le livre des Cent-et-un*, hrsg. von Charles Ladvocat. Bd. 6, 59–68. Paris: Ladvocat.

Leigh, P. 1850. The Chemistry of a Candle. *Household Words* 1(19): 439–444.

Lepenies, Wolf. 1976. *Das Ende der Naturgeschichte: Wandel kultureller Selbstverständlichkeiten in den Wissenschaften des 18. und 19. Jahrhunderts.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Lepenies, Wolf. 1985. *Die drei Kulturen: Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft.* München: Hanser.

Levacher, Maëlle. 2009. La Réception de l'Histoire naturelle de Buffon: la part du lecteur, de l'horizon d'attente aux réécritures parodiques. PhD diss., Université de Nantes. Zugriff 24.08.2020. http://archive.bu.univ-nantes.fr/pollux/fichiers/download/fc4d8317-c3ce-4bed-9465-6c13b23c9d73.

Levine, Donald N. 1995. The Organism Metaphor in Sociology. *Social Research* 62/2: 239–265.

Lindner, Rolf. 2001. Von der Feldforschung zur Feld-Forschung. In *Dazwischen: Zur Spezifik der Empirien in der Volkskunde*, hrsg. von Klara Löffler, 13–16. Wien: Institut für Europäische Ethnologie.

Lindner, Rolf. 2003. Vom Wesen der Kulturanalyse. *Zeitschrift für Volkskunde* 99/2: 177–188.

Lindner, Rolf. 2005. *Die Zivilisierung der urbanen Nomaden: Henry Mayhew, die Armen von London und die Modernisierung der Lebensformen.* Berlin: LIT-Verlag.

de los Ángeles Ayala, Maria. 1996. El Madrid urbano en las „Escenas matritenses" de Mesonero Romanos. In *Caminería hispánica: actas del II Congreso Internacional de Caminería Hispánica*, hrsg. von Manuel Criado del Val, 317–328. Guadalajara: Aache.

Mainardi, Patricia. 2017. The Invention of the Illustrated Press in France. *French Politics, Culture & Society* 35. Accessed August 24, 2020. doi: 10.3167/fpcs.2016.350104

Martens, Wolfgang. 1971. *Die Botschaft der Tugend.* Stuttgart: J.B. Metzler. https://doi.org/10.1007/978-3-476-02990-4

Mergel, Thomas. 2001. Die Bürgertumsforschung nach 15 Jahren. *Archiv für Sozialgeschichte* 41: 515–538.

Moravia, Sergio. 1973. *Beobachtende Vernunft: Philosophie und Anthropologie in der Aufklärung.* München: Hanser.

Nesci, Catherine. 2007. *Le flâneur et les flâneuses: Les femmes et la ville à l'époque romantique.* Grenoble: Ellug. https://doi.org/10.4000/books.ugaeditions.4220

Neumeyer, Harald. 1999. *Der Flaneur: Konzeptionen der Moderne*. Würzburg: Königshausen & Neumann.

Osterhammel, Jürgen. 2009. *Die Verwandlung der Welt: Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*. München: Beck. https://doi.org/10.17104/9783406615016

Petermann, Thomas. 1979. *Claude-Henri de Saint-Simon: Die Gesellschaft als Werkstatt*. Berlin: Duncker & Humblot.

Requate, Jörg. 1995. *Journalismus als Beruf: Entstehung und Entwicklung des Journalistenberufs im 19. Jahrhundert*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. https://doi.org/10.13109/9783666357725

Requate, Jörg. 2013. Kennzeichen der deutschen Mediengesellschaft des 19. Jahrhunderts. In *Das 19. Jahrhundert als Mediengesellschaft*, hrsg. von Ders., 30–42. Berlin und Boston: Oldenbourg Wissenschaftsverlag.

Rieder, Thomas. 2009. Die Sozialreportage im Kontext von Beobachtung, Beschreibung und Veränderung gesellschaftlicher Wirklichkeit. Diplomarbeit, Universität Wien. Zugriff 06.08.2020. http://othes.univie.ac.at/5971/1/2009-07-14_0005342.pdf.

Riehl, Wilhelm Heinrich. 1851. *Die bürgerliche Gesellschaft*. Tübingen: Cotta.

Saint-Priest, Alexis de. 1831. Les deux Saint-Simoniens. In *Paris, ou le livre des Cent-et-un*, hrsg. von Charles Ladvocat. Bd. 2, 289–330. Paris: Ladvocat.

Sarasin, Philipp. 2001. *Reizbare Maschinen: Eine Geschichte des Körpers 1765–1914*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Sautermeister, Gert. 1998. Reiseliteratur als Ausdruck der Epoche. In *Zwischen Restauration und Revolution 1815–1848*, hrsg. von Gert Sautermeister, und Ulrich Schmid, 116–150. München: DTV.

Schenda, Rudolf. 1994. Leser und Lesestoff-Forschung. In *Grundriß der Volkskunde: Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie*, 2. Aufl., hrsg. von Rolf Wilhelm Brednich, 449–466. Berlin: Reimer.

Schwab, Christiane. 2016. Sketches of Manners, Esquisses des Mœurs. Die journalistische Gesellschaftsskizze [1830–1860] als ethnographisches Wissensformat. *Zeitschrift für Volkskunde* 112/1: 37–56.

Schwab, Christiane. 2018. Social Observation in Early Commercial Print Media. *History and Anthropology* 29/2: 204–232. https://doi.org/10.1080/02757206.2017.1375488

Schwab, Christiane. 2019. Beobachtungskunst zwischen Kommerz und Sozialforschung: Paris, ou le livre des Cent-et-un (1831–1843). *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 115/2: 7–24.

Schwab, Christiane. 2020. Die Welt im Journal. Das Pfennig-Magazin für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse (1833–1855) als populäres Wissensformat. *Historische Anthropologie. Kultur – Gesellschaft – Alltag* 28/2: 185–206. https://doi.org/10.7788/hian.2020.28.2.185

Schwarz, Angela. 2008. Naturkunde oder Naturwissenschaft? Frauen und ihre naturwissenschaftlichen Schriften im 19. Jahrhundert. *Historische Anthropologie. Kultur – Gesellschaft – Alltag* 16/1: 74–91. https://doi.org/10.7788/ha.2008.16.1.74

Sheets-Pyenson, Susan. 1985. Popular science periodicals in Paris and London: The emergence of a low scientific culture, 1820–1875. *Annals of Science* 42/6: 549–572. https://doi.org/10.1080/00033798500200361

Somerset, Richard. 2002. The Naturalist in Balzac: The Relative Influence of Cuvier and Geoffroy Saint-Hilaire. *French Forum* 27/1: 81–111. https://doi.org/10.1353/frf.2002.0013

Stagl, Justin. 2002. *Eine Geschichte der Neugier.* Wien: Böhlau.
Stiénon, Valérie. 2012. *La Littérature des Physiologies: sociopoétique d'un genre panoramique (1830–1845)*. Paris: Garnier.
Stocking, George W. Jr. 1991. *Victorian Anthropology*. New York: Simon & Schuster.
Stockinger, Claudia. 2010. *Das 19. Jahrhundert: Zeitalter des Realismus.* Berlin: De Gruyter. https://doi.org/10.1524/9783050052908
Tytler, Graeme. 1982. *Physiognomy in the European Novel: Faces and Fortunes*. Princeton: Princeton University Press. https://doi.org/10.1515/9781400857265
Vautrin, Guy. 2018. *Histoire de la vulgarisation scientifique avant 1900.* Les Ulis: EDP Sciences.
Vermeulen, Han F. 2015. *Before Boas: The Genesis of Ethnography and Ethnology in the German Enlightenment.* Lincoln and London: University of Nebraska Press. https://doi.org/10.2307/j.ctt1d98c8k
Vries Reilingh, Hans Dirk de. 1973. In *Handbuch der empirischen Sozialforschung*, 3. Aufl., hrsg. von René König, 142–161. Stuttgart: Enke.

Zeitschrift für Volkskunde
117. Jahrgang 2021, Heft 2, S. 163–191
© 2021 Waxmann
https://doi.org/10.31244/zfvk/2021/02.03

Cornelia Kühn

Wirtschaftswandel als Kulturwandel?

Die Gemeinwohl-Ökonomie als möglicher Wegbereiter für eine Kultur wechselseitiger Verbundenheit

Cornelia Kühn
Economic Change as Cultural Change? The Economy for the Common Good as a Possible Enabler of a Culture of Mutual Connectedness
Abstract: The article analyzes the development of new post-capitalist practices with their possible effects on the transformation of self-images and self-conceptions using the example of the economy for the common good. To this end, the connection between the current subject order, the present social crises and the complex entanglement of the prevailing mode of production and life is explained. A socio-ecological transformation would therefore also have to be linked to the emergence of an alternative subject culture which is oriented towards cooperation and community. The Association of Common Good Economy (Verein der Gemeinwohl-Oekonomie) and common good-oriented companies are used in this research as a space to observe social-cultural practices and new forms and conventions of cooperation in their acceptance and dissemination. On the one hand, it shows that these companies, with their values based on cooperation, social and global justice and ecological responsibility, and with their participatory organizational structures, offer opportunities for countercultural practices and make utopias tangible, so that social change and self-change are being made possible on a small scale. On the other hand, by means of detailed examples the inconsistencies of social-cultural practices and the hybrid mixture of subject forms become clear and comprehensible in their specific context.
Keywords: post-growth, economy for the common good/common good economy, sustainability, subjectification, cultural change

Einleitung

„Merkwürdig: Obwohl Werte die Grundorientierung, die ‚Leitsterne' unseres Lebens sein sollten, gelten heute in der Wirtschaft ganz andere Werte als in unseren alltäglichen zwischenmenschlichen Beziehungen. In unseren Freundschafts- und Alltagsbeziehungen geht es uns gut, wenn wir menschliche Werte leben: Vertrauensbildung, Ehrlichkeit, Wertschätzung, Respekt, Zuhören, Empathie, Kooperation, gegenseitige Hilfe und Teilen. Die ‚freie' Marktwirtschaft beruht auf den Systemspielregeln Gewinnstreben und Konkurrenz. […] Dieser Widerspruch ist nicht nur ein Schönheitsfehler in einer komplexen und multivalenten Welt, sondern eine kulturelle Katastrophe; er spaltet uns im Innersten – sowohl als Individuum als auch als Gesellschaft" (Felber 2012: 21). Mit die-

sen Sätzen beginnt Christian Felber die Darstellung seines Konzepts der Gemeinwohl-Ökonomie (GWÖ). Wie aber soll dieser Widerspruch seiner Meinung nach gelöst werden und vor allem – wie kommt die vorgeschlagene Lösung bei den Menschen an? Diesen aktuellen Fragen bin ich in meinem Forschungsprojekt[1] zur Gemeinwohl-Ökonomie in den vergangenen zwei Jahren ethnografisch nachgegangen. In dem Aufsatz möchte ich sie im Rahmen größerer sozial- und kulturtheoretischer Debatten analysieren, um so einen Beitrag zu den Überlegungen postkapitalistischer Wirtschaftsmodelle in einer „Welt in/als Krise" zu leisten.[2]

Die gegenwärtig bestehende „multiple Krise"[3] (Brand/Welzer 2019: 313) beschreibt Sighard Neckel in seinem Forschungsprogramm „Die Gesellschaft der Nachhaltigkeit" (2018) mit der Vernutzung grundlegender für die Gesellschaft notwendiger Ressourcen. Er benennt dabei die „natürlichen Ressourcen des Ökosystems, die ökonomischen Ressourcen gesellschaftlichen Wohlstands, die sozialen Ressourcen von Sorge, Fürsorge und Solidarität oder die subjektiven Ressourcen von beruflicher Leistungsfähigkeit und privater Lebensführung" (Neckel 2018: 11). Die in Politik, Wirtschaft und Wissenschaft diskutierten Fragen zur Lösung der verschiedenen Probleme beziehen sich dabei oftmals nur auf einzelne Bereiche der zum Teil als konjunkturell wahrgenommenen Krisen.[4] Auch Zukunftsvisionen einer nachhaltigen Entwicklung beinhalten nicht immer grundlegende strukturelle Änderungen – wie beispielsweise bei den Überlegungen zu einer „Green Economy".[5] Demgegenüber stehen wissenschaftliche Diskussionen zu einer gesellschaftlichen Transformation, die den Zwang zum ökonomischen Wachstum überwinden und eine nachhaltige Postwachstumsgesellschaft etablieren müsste, um der als strukturell wahrgenommenen multiplen Krise zu begegnen.[6] Auch aktivistische Bewegungen und Alternativprojekte proben – bislang eher in einer Nische – alternative

1 DFG-Forschungsprojekt: Nachhaltige Entwicklung von unten? Die Gemeinwohl-Ökonomie zwischen utopischen Visionen, zivilgesellschaftlichen Initiativen und basisdemokratischen Entscheidungen, Laufzeit: 05/2019–04/2022. Seit Beginn des Forschungsprojekts nahm ich regelmäßig an dem Plenum des Vereins der Gemeinwohl-Ökonomie Berlin-Brandenburg sowie an der Sommerwoche der Gemeinwohl-Ökonomie vom 22.–27. Juli 2019 in Mannheim teil und führte Interviews mit gemeinwohl-bilanzierten Unternehmen in Berlin.

2 Zu bisherigen Forschungen zur Gemeinwohl-Ökonomie vgl. das Verbundprojekt Gemeinwohl-Ökonomie im Vergleich unternehmerischer Nachhaltigkeitsstrategien (GIVUN) der Universitäten Flensburg und Kiel (https://www.uni-flensburg.de/nec/forschung/givun/, zuletzt aufgerufen am 24.06.2021) sowie eine Auswahl an Publikationen aus dem GIVUN-Verbundprojekt: Brink et al. 2019; Kny 2020; Sommer 2018; Wiefek/Heinitz 2018.

3 Oft wird sie auch Vielfachkrise genannt, vgl. Demirović et al. 2011.

4 Zu der getrennten Wahrnehmung der verschiedenen Krisen siehe Brand 2009: 4.

5 Zu den verschiedenen Imaginationen von Zukünften der Nachhaltigkeit siehe die DFG-Kollegforschungsgruppe „Zukünfte der Nachhaltigkeit" an der Universität Hamburg. Vgl. Adloff/Neckel 2019: 167–193; Adloff/Neckel 2020: 7–22; Adloff et al. 2020.

6 Vgl. einführend dazu Dörre et al. 2019; Jackson 2013a; Kallis et al. 2015; Latouche 2015; Muraca 2014; Paech 2014; Schmelzer/Vetter 2019.

Formen des Zusammenarbeitens und -lebens. Eine dieser Alternativen ist die Gemeinwohl-Ökonomie (Felber 2012) mit dem darin vorgeschlagenen Weg eines strukturellen Wandels zu einer sozial und global gerechten, ökologisch verantwortlichen und solidarischen Zukunft. Mithilfe veränderter wirtschaftlicher Anreizmechanismen sieht das Konzept der Gemeinwohl-Ökonomie vor, einen Pfadwechsel einzuleiten – von der „imperialen Lebensweise" (Brand/Wissen 2017) der gegenwärtigen „Externalisierungsgesellschaft" (Lessenich 2019: 61 ff.) hin zu einer Gesellschaft, die auf Kooperation und Partizipation, gegenseitiger Wertschätzung und einem mitfühlenden, solidarischen Miteinander und mit der Umwelt basiert und als eine Kultur der wechselseitigen Verbundenheit – des Interbeing (Eisenstein 2017) – bezeichnet werden kann.

In diesem Beitrag soll die kulturelle Dimension der sozial-ökologischen Transformation und die Herausbildung neuer postkapitalistischer Diskurse und Praktiken am Beispiel der Gemeinwohl-Ökonomie beleuchtet werden. Dafür wird zu Beginn der Zusammenhang der derzeitigen Subjektordnung mit den gegenwärtigen gesellschaftlichen Krisen und der komplexen Verschränkung der aktuellen nicht-nachhaltigen Produktions- und Lebensweise erläutert. Mit einer sozial-ökologischen Transformation wäre auch eine alternative Subjektkultur mit einem veränderten Selbstverständnis verbunden, das in dem Beitrag als idealtypisches Subjektmodell in der notwendigen Kürze entworfen wird.[7] Die Akteure der Gemeinwohl-Ökonomie sind darum bemüht, mithilfe alternativer Werte und partizipativer Organisationsstrukturen einen sozialen und kulturellen Wandel zu initiieren. Der Verein der Gemeinwohl-Ökonomie wie auch die gemeinwohlorientierten Unternehmen bieten daher einen geeigneten Forschungsraum, um alternative Subjektformen und die mögliche Herausbildung neuer kultureller Praktiken und neuer Formen und Konventionen des Miteinanders in ihrer Akzeptanz und ihrer Verbreitung zu beobachten. Unsere als „Externalisierungsgesellschaft"[8] beschriebene moderne Wachstumsgesellschaft bestimmt mit ihren Wachstumszwängen nicht nur die wirtschaftlichen Bedingungen und die demokratischen Institutionen des Wohlfahrtsstaates, sie prägt auch die kollektiven Muster der Lebensführung und konstituiert sich durch ein „komplexes Ensemble sich wechselseitig stützender sozialer Praktiken, Subjektivitätsformen und Normativitäten" (Lessenich 2019: 64), die weiterhin meist unhinterfragt als selbstverständlich gelten. In diesem Zusammenhang werden in dem Beitrag auch die Grenzen der Ausbreitung einer neuen Subjektform, Widersprüchlichkeiten sozial-kultureller Praktiken und „kognitive Dissonanzen" (Brand/

7 Zu den Begriffen Subjektformen, Subjektkulturen und Subjektordnung siehe Reckwitz 2006: 15 ff., 34 ff. sowie Alkemeyer et al. 2013: 18 ff.

8 Externalisierung meint den Strukturmechanismus kapitalistischer Wachstumsgesellschaften, um ihre Produktionsweise dauerhaft aufrechtzuerhalten. Die sechs Mechanismen der Externalisierung sind die Aneignung von Gütern und Ressourcen, ihre wirtschaftliche Ausbeutung, ihre materielle und symbolische Abwertung, die Auslagerung der Kollateralschäden und der Folgekosten in externe Wirtschafts- und Sozialräume, die Abschließung des eigenen Wirtschafts- und Sozialraums sowie die Ausblendung des gesamten Funktions- und Praxiszusammenhangs. Vgl. Lessenich 2019: 61–65.

Welzer 2019: 317) betrachtet, um die Schwierigkeit eines schnellen Mainstreaming – also eines Übergangs in gesamtgesellschaftlich anerkannte veränderte Praktiken und umfassend akzeptierte neue kulturelle Normen – deutlich zu machen.[9] Auf der Basis meiner empirischen Forschung zu gemeinwohl-bilanzierten Unternehmen in Berlin sowie zum Verein der Gemeinwohl-Ökonomie Berlin-Brandenburg soll daher exemplarisch die performative Herausbildung von Subjektivität in ihren Möglichkeiten und in ihren Begrenzungen untersucht werden, um die Genese möglicher neuer Subjektformen praxeologisch nachzuvollziehen (Alkemeyer 2015: 27).

Die neoliberale Subjektform und Möglichkeiten der Veränderung

In den aktuellen Überlegungen zu Postwachstum und einer sozial-ökologischen Transformation werden die „Steigerungszwänge" (Rosa 2019: 37), um die moderne Gesellschaft dynamisch zu stabilisieren, nicht nur als ursächlich für die Wirtschafts- und Finanzkrise, die ökologische Krise, die zunehmende soziale und globale Ungerechtigkeit sowie die gesellschaftliche Polarisierung angesehen.[10] Sie stehen auch in Wechselwirkung mit der Herausbildung der gegenwärtigen Subjektform, dem „konsumtorischen Kreativsubjekt der Postmoderne" (Reckwitz 2006: 500 ff.). Als Subjektform wird eine kulturell und historisch hervorgebrachte allgemeine und kollektiv gültige Form von Subjekthaftigkeit bezeichnet, die als normativ geltendes Ideal zu einer bestimmten historischen Zeit dient. Subjektformen sind also idealtypische spezifische kulturelle Formen, die „die Einzelnen in einem bestimmten historischen und sozialen Kontext annehmen, um zu einem vollwertigen, kompetenten, vorbildlichen Wesen zu werden" (Reckwitz 2008: 9 f.), und zwar in den drei primären Bereichen der Subjektivation: Arbeit, Intimität und Technologien des Selbst. Durch einen kulturellen Wandel der Gesellschaft in den drei Sphären verändern sich auch die Subjektformen. Während sich von den 1920er bis in die 1970er Jahre in Deutschland die Subjektform der „Angestelltenkultur" (Reckwitz 2006: 336 ff.) an dem Leitbild der sozialen Anpassung, der Emotionsskepsis und dem Ideal der Selbstdisziplin und der Pflichterfüllung orientierte, begann in den 1970er Jahren die Befreiung der Subjekte aus der als kleinbürgerlich wahrgenommenen Alltagskultur mit der Leitmaxime der Selbstverwirklichung und der Selbstbestimmung. Statt einer Anpassung an festgelegte Funktionen in Beruf und Familie standen nun die eigenen Bedürfnisse und Vorstellungen im Vordergrund des Erlebens. Spätestens in den 1990er Jahren wurde die gelungene Selbstentfaltung allerding zu einer neuen kulturellen Norm spätmoderner Subjektivität – verbunden mit dem bürgerlichen Konzept von Leistung und sozialem Status. Damit wurde das gegenkulturelle

9 Kritisch zu der Hoffnung auf ein schnelles Mainstreaming von Change Agents und auf die Ausbreitung von Nischenakteuren vgl. Brand/Welzer 2019: 314 ff.

10 Rosa schreibt von einer „ökonomisch-ökologisch-politisch-psychischen Quadrupelkrise", wobei dieses Formationsmerkmal der Gesellschaft in eine „unabweisbare Eskalationslogik" führt und nicht nachhaltig ist, vgl. Rosa 2019: 37 f.

Subjektideal des eigenen Lebens und des authentischen Ichs mit der sozialen Position in der Gesellschaft verknüpft – von den weltfremden Hippies oder Anarchist*innen hin zu den weltzugewandten Kreativen und Unternehmer*innen (Reckwitz 2020: 217).

Soziale Anerkennung in der spätmodernen Kultur verlangt damit sowohl einen erfolgreichen sozialen Aufstieg als auch das Singuläre, Außergewöhnliche und Individuelle des eigenen Lebens (Reckwitz 2020: 214 ff.). Durch die zunehmende „Ökonomisierung des Sozialen" (Reckwitz 2020: 222) und dem damit verbundenen institutionalisierten Vergleichszwang (von Impact-Faktoren und Eliteuniversitäten über Szene-Stadtviertel und angesagte Jobs bis zu spektakulären Urlaubsreisen) muss die Attraktivität des eigenen Lebensstils nun aber nicht nur dem subjektiven Erleben entsprechen. Sie steht auch immer im konkurrenzhaften Vergleich mit den Anderen.[11] Zusätzlich wird das Muster der Steigerung, der Dynamisierung und der Effektivität von der Wirtschaft auf die Selbstentfaltung übertragen – zum Ideal des „expansiven und experimentellen Ich" (Reckwitz 2020: 229). Der Zwang zum Neuen und zum Außergewöhnlichen betrifft dabei sowohl den Drang nach immer mehr und immer neuen materiellen Dingen als auch nach einem immer steigenden (beruflichen und/oder privaten) Erfolg und immer neuem Erleben.[12]

Dieses kollektive Muster der ständigen konkurrenzhaften Selbstoptimierung führt dabei oft zu Enttäuschungserfahrungen und Erschöpfungszuständen.[13] Der damit verbundene Konsumismus ist aber mit sozialer Anerkennung, Status und Sinnstiftung verbunden: „If consumption plays such a vital role in the construction and maintenance of our social world, then asking people to give up material commodities is asking them to risk a kind of social suicide" (Jackson 2013b: 66). Diese in unseren Subjektivierungsweisen tief verankerten Konsum- und Wachstumsorientierungen werden von Harald Welzer als „mentale Infrastrukturen" (Welzer 2011: 30 ff.) bezeichnet.[14] Entsprechend wäre eine sozial-ökologische Transformation auch mit einem kulturellen Wandel der Subjektform verbunden.

11 Vgl. dazu auch Lessenich 2019: 60: „Ob sich die gesellschaftlichen Akteure nun auf Produktions- oder Konsum-, auf Arbeits- oder Beziehungsmärkten bewegen: Immer und überall tun sich für sie Arenen des materiellen Wettbewerbs und der symbolischen Konkurrenz auf, Sphären der sozialen Bewährung und des interindividuellen Vergleichs."

12 Kritisch in Bezug auf eine „weithin üblich gewordene, einseitige Fixierung der Wachstumskritik auf das Feld des Konsums, auf eine alternative Konsumethik bzw. auf transformative Praktiken des Konsumverzichts" verweist Lessenich auf die Bedürfnisproduktion: „[W]ovon man gestern noch nicht einmal wusste, darauf mag man heute nicht mehr verzichten", vgl. Lessenich 2019: 67.

13 Reckwitz benennt sechs soziokulturelle Mechanismen spätmoderner Enttäuschungsproduktion, vgl. Reckwitz 2020: 221 ff.

14 Auch Brand/Wissen beschreiben die Subjektivierung der imperialen Lebensweise, indem durch Konsum Differenz markiert wird zur Vergewisserung der eigenen sozialen Position, vgl. Brand/Wissen 2017: 59.

> „[Degrowth is] a multi-faceted political project that aspires to mobilise support for a change of direction, at the macro-level of economic and political institutions and at the micro level of personal values and aspirations. Income and material comfort is to be reduced for many along the way, but the goal is that this is not experienced as welfare loss." (Kallis 2011: 878)

Prognosen über zukünftige Lebensformen und mögliche gegenkulturelle alternative Praktiken werden in soziologischen und kulturwissenschaftlichen Überlegungen nur vorsichtig angestellt, da man einerseits „mit dem subjektiven Eigensinn der Akteure" (Brand/Welzer 2019: 315) rechnen muss und „ökologisch nachhaltige Praktiken gerade dann angenommen werden, wenn sie primär einen anderen praktischen Nutzen bieten" (Brand/Welzer 2019: 318). Andererseits bilden sich Subjektivierungen und Selbstverständnisse aus dem engen Zusammenspiel von materiellen Verhältnissen, Werten und Ideen der Gesellschaft und sozialen wie auch kulturellen Praktiken.[15] Prognosen über eine zukünftige Gesellschaftsentwicklung können daher nicht unabhängig von der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung getroffen werden. Zudem wird auf die Eigendynamik gesellschaftlicher Entwicklungen verwiesen (Sommer/Welzer 2014: 97–109). Dennoch werden in Überlegungen zu einer Postwachstumsgesellschaft erste Ausblicke gewagt: So werden gegen-hegemoniale Praktiken in zivilgesellschaftlichen Organisationen und Unternehmen als „Einstiegsprojekte" (Brand/Welzer 2019: 327) beobachtet, aber auch „unspektakuläre Veränderungen der Produktions- und Lebensweise" (Brand/Welzer 2019: 325), wie beispielsweise ökologischen Praktiken der Ernährung und der Mobilität bei jüngeren Menschen benannt. Außerdem wird auf die Effekte der Wachstums- und Externalisierungsgesellschaft verwiesen, die nun nicht mehr länger ausgelagert werden können, was zu veränderten Diskursen und einer stärkeren Bewusstwerdung der „gesellschaftlichen Produktion von internalisierten Systemzwängen" (Lessenich 2019: 71) führt, die dadurch nun problematisiert werden können. In Hartmut Rosas Überlegungen zur Weltbeziehung der Subjekte in der modernen Gesellschaft als dem Streben nach „Unabhängigkeit" und „Souveränität" wird zur Lösung der aktuellen (und mit dem aktuellen Weltverhältnis verbundenen) Krisen eine „wechselseitig konstitutive Beziehung" (Rosa 2019: 45) zur Natur, Geschichte, den politischen Institutionen, den Mitmenschen und als Selbstverhältnis vorgeschlagen, was mit dem Begriff der „Resonanz" gefasst wird. Diese Art des „Bezogenseins" wird mit der „Haltung des Hörens und Antwortens" und dem „Aspekt der Fürsorge" beschrieben, die weder beherrscht noch gehorcht, sondern in einem resonanten Verhältnis zueinander besteht mit der „Bereitschaft, sich berühren und verwandeln zu lassen" (Rosa 2019: 46 f.). Ein solch resonantes Miteinander sollte laut Rosa auch im „politischen Gemeinwesen" vor-

15 Vgl. dazu die praxistheoretischen Überlegungen von Beck 1997: 339 ff., Knecht 2005: 223 ff., Reckwitz 2017 sowie in Bezug auf die Analyse des Weltverhältnisses als Wurzel einer Sozialformation vgl. Rosa 2019: 40.

herrschen, damit „im Zusammenhandeln etwas Gemeinsames entstehen kann" (Rosa 2019: 50).

In der idealtypischen Subjektkultur einer nachhaltigen Postwachstumsgesellschaft würde also vermutlich die Wertschätzung für Kooperation und soziale Gerechtigkeit, Gemeinsinn und Gemeinwohl steigen, wobei soziale Anerkennung mit solidarischem Handeln, einem Gefühl der Verbundenheit, mit Genügsamkeit und der Übernahme von Verantwortung für die Gemeinschaft assoziiert wäre statt wie bislang mit Individualität, Konsum, materiellem Wohlstand und einem auf Konkurrenz aufbauenden sozialen Aufstieg.[16] Das würde aber bedeuten, die aktuelle „imperiale Lebensweise" (Brand/Wissen 2017) in den westlichen Gesellschaften aufzugeben und die „damit einhergehenden Formen von Über- und Unterordnung sowohl der sozialen Gruppen als auch der Geschlechter- und der ethnisierten Verhältnisse" (Brand 2015: 16) aufzulösen. Soziale Mobilität und Gendergerechtigkeit als bisherige politische Antwort auf soziale Ungerechtigkeit beruhen demgegenüber auf dem „Versprechen einer Fluchtmöglichkeit", was wenig dazu beiträgt, die „sozialen Bindungen und die zivilgesellschaftliche Verbundenheit zu pflegen, die eine Demokratie erfordert" (Sandel 2020: 356).[17]

Vielfältige Tendenzen in die Richtung einer Änderung von Wertvorstellungen, Selbstverständnissen und sozialen Praktiken zeigen sich nicht nur bei der Ausweitung alternativer solidarischer Wirtschaftsformen wie der solidarischen Landwirtschaft, den genossenschaftlichen Haus- und Wohnprojekten und Ökodörfern oder neuen Formen von Commons wie Urban Gardening, Open-Source-Hard- und Software oder Repair Cafés.[18] Auch werden Risse in der aktuellen idealtypischen Subjektform immer deutlicher. Neben Burnout und Erschöpfungszuständen breiten sich im Berufsleben zunehmend innere Kündigung oder ein freudloser „Dienst nach Vorschrift" aus, dem mit Motivationsmaßnahmen, Vorschlägen von Personalentwicklung und der Darstellung von

16 Vgl. dazu auch Bender 2012: 213 f.; Dierksmeier 2016: 277–346; Eisenstein 2017.

17 Stattdessen sollte es laut Sandel in einer nachhaltigen Gesellschaft die Möglichkeit geben, sich als „Mitglieder des gemeinschaftlichen Projekts zu fühlen und ein würdiges Leben zu haben – auch ohne sozialen Aufstieg". Die damit verbundene Demut vor allen Menschen und mit der Natur würde die Gesellschaft von der „brutalen Ethik des Erfolgs, die uns auseinandertreibt" wieder zurückführen und „über die Tyrannei der Leistung hinaus auf ein weniger erbittert geführtes, großzügigeres öffentliches Leben" (Sandel 2020: 362) verweisen. Auch Friederike Habermann fordert für eine Postwachstumsgesellschaft reziproke, ebenbürtige Beziehungen und „strukturelle Gemeinschaftlichkeit, welche Kooperation statt Konkurrenz fördert und Menschen andere Entfaltungsmöglichkeiten eröffnet" (Habermann 2014: 43). Vgl. dazu auch die Überlegungen zu Grundpfeilern einer Postwachstumsgesellschaft in Muraca 2014: 77–90, die verschiedenen vorgeschlagenen Wege zu einer wachstumsunabhängigen Gesellschaft in Adler/Schachtschneider 2017 sowie weitere Überlegungen zu strukturellen und kulturellen Änderungen in Akademie solidarische Ökonomie 2012; Brand/Wissen 2017: 165–185; Dallmer 2020: 140–143; Göpel 2020; Schneidewind 2018; Schneidewind/Zahrnt 2013; Sommer/Welzer 2014; WBGU 2011; Weizsäcker/Wijkman et al. 2017.

18 Vgl. dazu beispielhaft Andreas 2015; Baier et al. 2016; Grewe 2017; Mohr et al. 2012; Müller 2012; Poehls et al. 2017; Scholze-Irrlitz 2019; Tauschek/Grewe 2015; Vetter 2021.

Führungsqualitäten in Managementberatungen begegnet wird.[19] Außerdem – oder infolge dessen – finden in den Großstädten tibetische Tempel mit Achtsamkeits- und Meditationskursen regen Zulauf, ebenso wie Einführungskurse in Gewaltfreie Kommunikation, Resilienz, Tiefenökologie oder in soziokratische Organisationsmodelle zum Erlernen neuer Techniken des Selbst, des Umgangs miteinander und mit der Natur, die als Indikatoren einer „subjektiven Nachhaltigkeit" (Neckel 2018: 18 f.) begriffen werden können. Aber auch kulturessenzialistische Tendenzen und fundamentalistische Strömungen mit dem Bezug auf eine (rückwärtsgewandte) kollektive Identität einer Gemeinschaft nehmen zu (Reckwitz 2020: 42 ff.).

Das sind nur einige kurze Beispiele, die aufzeigen können, dass sich derzeit andere Subjektformen als Gegenmodell zum neoliberalen Hyperindividualismus neu herausbilden oder wieder erstarken. Die skizzierte Subjektform des „konsumtorischen Kreativsubjekt(s) der Postmoderne" ist laut Reckwitz nur eine, wenn auch zunehmend dominierende Ordnung seit den 1990er Jahren. Subjekte existieren aber nicht im Singular, sondern in wechselnden und feldspezifischen Subjektformen, die sich performativ im praktischen Vollzug entfalten (Reckwitz 2006: 34–50). Laut Alkemeyer sind „Subjektivität und Praktiken […] als ein ko-konstitutiver Verweisungszusammenhang zu denken" (Alkemeyer 2015: 26). In den konkreten Wechselwirkungen von gesellschaftspolitischen Diskursen, wirtschaftspolitischen Strukturen und sozial-kulturellen Praktiken werden Subjektivitäten, Selbstbilder und Selbstverständnisse jeweils verhandelt, (re)produziert oder transformiert.[20] In unterschiedlichen Praktiken und mit verschiedenen Partizipant*innen kann sich Subjektivität daher neu bilden oder verändern. Die Gemeinwohl-Ökonomie mit ihren alternativen Wertvorstellungen soll in diesem Beitrag als diskursiver Rahmen und die gemeinwohl-bilanzierten Unternehmen mit ihren veränderten Organisations- und Anerkennungsmodellen als alternative ökonomische Strukturen betrachtet werden, um die darin stattfindenden sozial-kulturellen Praktiken und die sich herausbildenden Subjektformen in ihrer Widersprüchlichkeit zu untersuchen. In der folgenden Analyse werden die normativen kulturellen Leitlinien der Gemeinwohl-Ökonomie in ihrer subjektivierenden Dimension betrachtet. Dafür werden die explizit die Subjekte adressierenden Diskurse und Praktiken in gemeinwohl-bilanzierten Unternehmen und im GWÖ-Verein Berlin-Brandenburg in den Blick genommen. Einführend dazu wird das Konzept der Gemeinwohl-Ökonomie in kurzen Stichworten dargestellt.

19 Vgl. Sarah Jankowski: Die „innere Kündigung" vermeiden – Führungsaufgabe Motivation. Zentrum für Management- und Personalberatung (https://www.zfm-bonn.de/blog/die-innere-kuendigung-vermeiden-fuehrungsaufgabe-motivation/, zuletzt aufgerufen am 24.06.2021).

20 Vgl. Beck 1997: 339 ff., Knecht 2005: 223 ff.; einführend zur Subjektanalyse siehe Reckwitz 2008.

Kooperation und Verbundenheit als Basis der Gemeinwohl-Ökonomie

Das von Christian Felber entwickelte alternative Wirtschaftsmodell strebt die Mehrung des Gemeinwohls anstelle der Mehrung des Kapitals an (Felber 2012: 35). Damit sollen die Anreizmechanismen, die in der aktuellen kapitalistischen Marktwirtschaft die in Konkurrenz zueinander stehenden Unternehmen zu einer Profitmaximierung auf Kosten der Umwelt und der Menschen nötigen, aufgelöst und die wirtschaftlichen Strukturen so umgewandelt werden, dass ein kooperatives Miteinander im Streben um das größtmögliche Gemeinwohl ermöglicht wird. Unter Gemeinwohl gefasst werden dabei die Werte Menschenwürde, Solidarität und Gerechtigkeit, ökologische Nachhaltigkeit sowie Transparenz und Mitentscheidung.

Zur Umsetzung des Konzepts werden Unternehmen angeregt, eine Gemeinwohl-Bilanz anhand sozial-ökologischer und ethischer Kriterien zu erstellen. Die Gemeinwohl-Matrix beinhaltet umfassend soziale, ökologische, demokratische und kooperative Aspekte und bewertet nicht nur das Produkt oder die Dienstleistung des Unternehmens, sondern auch das Unternehmen selbst wie beispielsweise die Bezahlung oder die Partizipationsmöglichkeiten der Mitarbeitenden, die ökologische Verantwortung der im Unternehmen Beschäftigten, aber auch die sozial-ökologischen Standards der Zuliefererfirmen und des Finanzdienstleisters oder den Nutzen des Unternehmens für zukünftige Generationen. Die Bewertung der verschiedenen Bereiche ist dabei normativ festgelegt. Ein kooperativer, partizipativer und sozial-ökologisch verantwortungsvoller Umgang miteinander und mit der Umwelt werden dabei besser bewertet als hierarchische Organisations- und konkurrenzhafte Wirtschaftsformen. Als Anreiz für das veränderte Gemeinwohlstreben soll zukünftig eine veränderte Besteuerung dienen, sodass sich ein werteorientierter Unternehmensfokus entwickeln kann. Diese Veränderung des Steuerrechts soll auf basisdemokratischem Weg stattfinden.[21] Mehr als 2.000 Unternehmen unterstützen bislang das Modell, wovon rund 500 Mitglieder der Gemeinwohl-Ökonomie sind oder bereits eine Gemeinwohl-Bilanz erstellt haben.[22]

Die in meiner Forschung[23] untersuchten gemeinwohl-bilanzierten Unternehmen in Berlin waren trotz ihres unterschiedlichen Betätigungsbereichs oftmals bereits vor der Bilanzierung sozial-ökologisch orientiert. Das Konzept der Gemeinwohl-Ökonomie und die damit verbundene Gemeinwohl-Bilanz wurden von ihnen dennoch als ein lang ersehntes Mittel angesehen, um den Sinn ihres unternehmerischen Handelns und die damit verbundenen Leitwerte des Unternehmens abzubilden und sich als Mitgestalter*innen einer neuen Wirtschaftsethik und eines gesellschaftlichen Wandels

21 Ausführlicher dazu siehe Giselbrecht/Ristig-Bresser 2017; Kühn 2019.

22 Vgl. https://web.ecogood.org/de/die-bewegung/, zuletzt aufgerufen am 03.02.2021.

23 Die Spannbreite der von mir untersuchten Firmen reicht von einer Zahnarztpraxis und kleineren Beratungsunternehmen für Wasserwirtschaft oder für nachhaltigen Tourismus über eine mittelgroße Biobäckerei und einem Großhandel für ökologische Tiefkühlkost bis hin zu einer Gesetzlichen Krankenversicherung und einer großen Gebäudereinigungsfirma.

GEMEINWOHL-MATRIX 5.0

GEMEINWOHL ÖKONOMIE Ein Wirtschaftsmodell mit Zukunft

WERT / BERÜHRUNGSGRUPPE	MENSCHENWÜRDE	SOLIDARITÄT UND GERECHTIGKEIT	ÖKOLOGISCHE NACHHALTIGKEIT	TRANSPARENZ UND MITENTSCHEIDUNG
A: LIEFERANT*INNEN	**A1** Menschenwürde in der Zulieferkette	**A2** Solidarität und Gerechtigkeit in der Zulieferkette	**A3** Ökologische Nachhaltigkeit in der Zulieferkette	**A4** Transparenz und Mitentscheidung in der Zulieferkette
B: EIGENTÜMER*INNEN & FINANZ-PARTNER*INNEN	**B1** Ethische Haltung im Umgang mit Geldmitteln	**B2** Soziale Haltung im Umgang mit Geldmitteln	**B3** Sozial-ökologische Investitionen und Mittelverwendung	**B4** Eigentum und Mitentscheidung
C: MITARBEITENDE	**C1** Menschenwürde am Arbeitsplatz	**C2** Ausgestaltung der Arbeitsverträge	**C3** Förderung des ökologischen Verhaltens der Mitarbeitenden	**C4** Innerbetriebliche Mitentscheidung und Transparenz
D: KUND*INNEN & MITUNTERNEHMEN	**D1** Ethische Kund*innen-beziehungen	**D2** Kooperation und Solidarität mit Mitunternehmen	**D3** Ökologische Auswirkung durch Nutzung und Entsorgung von Produkten und Dienstleistungen	**D4** Kund*innen-Mitwirkung und Produkttransparenz
E: GESELLSCHAFTLICHES UMFELD	**E1** Sinn und gesellschaftliche Wirkung der Produkte und Dienstleistungen	**E2** Beitrag zum Gemeinwesen	**E3** Reduktion ökologischer Auswirkungen	**E4** Transparenz und gesellschaftliche Mitentscheidung

Infos GWÖ: www.ecogood.org Kontakt: Berlin-Brandenburg@ecogood.org

Abb. 1: Gemeinwohl-Matrix 5.0, https://web.ecogood.org/de/unsere-arbeit/gemeinwohl-bilanz/gemeinwohl-matrix/

einsetzen zu können.[24] Darüber hinaus wurde die Gemeinwohl-Bilanz genutzt, um sich weiter prozesshaft und im gegenseitigen Austausch in Richtung eines Gemeinwohls zu entwickeln.[25] Auch wenn die Bilanzierungsergebnisse bislang keinen finanziellen oder steuerlichen Vorteil bringen, stellen sie dennoch einen symbolischen Wert dar und zeichnen das Unternehmen für die Unternehmer*innen selbst, aber auch für Kund*innen, Mitarbeitende und für andere Unternehmen als werteorientiert, nachhaltig, klimaverträglich und zukunftsgerecht aus.[26]

24 Vgl. dazu beispielhaft die Einleitungen der Gemeinwohlberichte von Ökofrost & SinnBIOse 2019 (https://oekofrost.de/wp-content/uploads/2019/02/WEB_Oekofrost_GWOE_Bericht.pdf, zuletzt aufgerufen am 08.07.2020) sowie von BTE Tourismus- und Regionalberatung 2018 (https://www.bte-tourismus.de/2020/06/08/zweiter-gemeinwohlbericht/, zuletzt aufgerufen am 08.07.2020).

25 Vgl. dazu beispielhaft den Gemeinwohlbericht von der Zahnarztpraxis am Kreuzberg 2018, S. 9 (https://issuu.com/zahnarztpraxisamkreuzberg/docs/gemeinwohl-bericht-2018, zuletzt aufgerufen am 08.07.2020).

26 So entschieden sich beispielsweise Kund*innen und Mitarbeiter*innen der gemeinwohl-bilanzierten Sparda Bank München explizit für diese Bank, weil sie ein GWÖ-Unternehmen ist. Vgl. dazu die Interviews mit gemeinwohlorientierten Unternehmen in Scheffler/Lieber 2018: 103. Dieses Herausstellungsmerkmal konnte von einigen Berliner Unternehmen ebenfalls für die Akquise neuer Kund*innen genutzt werden, auch wenn es eher ein Nebeneffekt war und nicht die Hauptmotivation für die Gemeinwohl-Bilanzierung der Unternehmen darstellte.

In ihrem Versuch, den Weg einer sozial-ökologischen Transformation voranzutreiben und neue Formen und soziale Praktiken des gemeinschaftlichen und ökologischen Wirtschaftens nach innen im Unternehmen wie auch in der Außenwirkung zu entwickeln, gehen die Bemühungen der Unternehmen über das Erstellen der Gemeinwohl-Bilanz oftmals weit hinaus. So stehen sie einerseits als Gesprächspartner*innen bei Informationsveranstaltungen der Gemeinwohl-Ökonomie bei Umweltfestivals, bei kirchlichen oder politischen Veranstaltungen, bei der Wandelwoche und beim Heldenmarkt zur Verfügung, um über ihre Erfahrungen zu berichten und damit die Diskurse über die Möglichkeit einer alternativen Wirtschaftsform zu stärken. In den jeweiligen Unternehmen werden andererseits auch neue Formen der Kommunikation und des Austauschs entwickelt, um in Kooperation mit anderen Unternehmen die gewünschte Steigerung des Gemeinwohls zu erreichen. So wurde durch das gemeinwohl-bilanzierte Unternehmen *Märkisches Landbrot* ein jährlich stattfindender runder Tisch mit den Kunden- und Zuliefererbetrieben ins Leben gerufen, bei dem transparent über die Wertschöpfungskette berichtet wird und langfristig Lieferverträge und Fixpreiszusagen ausgehandelt werden. Diese Art der transparenten Darstellung der Lieferkette und die Aushandlung der Preise schafft dabei, laut Aussage des Unternehmens, zum einen Vertrauen bei den Kund*innen und zum anderen die Sicherheit bei den Getreidelieferant*innen, unabhängig vom Tagespreis wirtschaften zu können.[27]

Eine partnerschaftliche Lieferantenbeziehung und faire Preisbildung stehen auch bei anderen gemeinwohlorientierten Unternehmen im Vordergrund wie beispielsweise bei Ökofrost, einem Spezialgroßhandel für Bio-Tiefkühlkost.[28] Dass nicht Gewinn an oberster Stelle steht, sondern ein partnerschaftlicher Umgang mit den Geschäftspartner*innen als eine „Win-Win-Situation", führt dabei – laut dem Unternehmen – manchmal zu Irritationen im wirtschaftlichen Umfeld.[29] Um die sozial-ökologische Verantwortung auch in den Lieferketten zu gewährleisten, müssen manche Unternehmen allerdings auch die Zusammenarbeit mit bisherigen Lieferant*innen beenden, wenn diese nicht bereit sind, die notwendigen Umwandlungen vorzunehmen.[30]

Ein ähnlich kooperatives Vorgehen wird auch innerhalb der Unternehmen angestrebt wie beispielweise bei der *Zahnarztpraxis am Kreuzberg*. Der Geschäftsführer der

27 Interview mit dem Geschäftsführer der Märkisches Landbrot GmbH, Christof Deinert, am 12.06.2020. Siehe auch: Aktionsgemeinschaft fair & regional Bio Berlin-Brandenburg (https://fair-regional.de/, zuletzt aufgerufen am 08.07.2020) sowie Scheffler/Lieber 2018: 112 f. Bei dem Ranking der Nachhaltigkeitsberichte vom Institut für ökologische Wirtschaftsforschung (IÖW) und Future 2018 erreichte die Demeter-Bäckerei Märkisches Landbrot innerhalb der KMU (kleinen und mittleren Unternehmen) den fünften Platz.

28 Vgl. den Gemeinwohlbericht der Ökofrost GmbH von 2019, S. 9 (https://oekofrost.de/wp-content/uploads/2019/02/WEB_Oekofrost_GWOE_Bericht.pdf, zuletzt aufgerufen am 08.07.2020).

29 Interview mit Katharina Gerull, Assistentin der Geschäftsführung der Ökofrost GmbH, am 26.05.2020.

30 Vgl. Antje von Drewitz, Geschäftsführerin des Bergsportausstatters Vaude, beim DBU Online-Salon 30 Jahre DBU: „Nachhaltig in die Zukunft" – Nachhaltig Wirtschaften am 01.02.2021.

Zahnarztpraxis hatte seinen Mitarbeiter*innen angeboten, sich an den betriebswirtschaftlichen Entscheidungen als Miteigentümer*innen zu beteiligen. Allerdings wollten die Mitarbeiter*innen lieber angestellt bleiben und nicht das betriebswirtschaftliche Risiko für die weitere Existenz der Praxis mittragen. Um dennoch die Meinung der Mitarbeiter*innen bei wichtigen Entscheidungen zu erfahren und die Eigeninitiative der Beschäftigten zu fördern, hat der Geschäftsführer daraufhin ein wöchentlich stattfindendes gemeinsames Frühstück als Team Meeting in der Praxis eingeführt, bei dem er über anstehende Entscheidungen informiert und die Wünsche und Belange der Mitarbeitenden erfragt.[31] Ein ähnliches Format wurde auch in dem Unternehmen *F&P Stock Solution* in Form eines abteilungsübergreifenden monatlichen Treffens durch den Geschäftsführer eingeführt, bei dem über die Situation und die Belange der Mitarbeiter*innen geredet wird und Verbesserungsmöglichkeiten diskutiert und gestaltet werden können.[32] Andere Firmen, wie beispielsweise die Unternehmensberatung für Wasserver- und entsorgung *confideon*, arbeiten nach einem soziokratischen Modell mit noch flacheren Hierarchien. Es gibt zwar zwei Geschäftsführer des Unternehmens, in den einzelnen Beratungsprojekten hat aber jede*r Projektleiter*in die Verantwortung, auch wenn die Geschäftsleiter des Unternehmens in dem einzelnen Projekt mitarbeiten.[33] Bei neu gegründeten jungen Unternehmen wie beispielsweise dem Berliner Getränkeflaschenhersteller *soulbottles*[34] oder der unabhängigen Biermarke *Quartiermeister*[35] werden kooperative und gemeinwohlorientierte Ansätze noch stärker implementiert. So arbeitet *soulbottles* ebenfalls mit einer soziokratischen Organisationsstruktur und hat zusätzlich das Unternehmen im Juni 2018 in Verantwortungseigentum übertragen. Das bedeutet, dass *soulbottles* nicht mehr im Besitz der Gründer*innen ist, sondern die *soulproducts GmbH* jetzt den Mitarbeiter*innen gehört und damit weder verkäuflich noch vererbbar ist.[36] Auch das Unternehmen *Quartiermeister* arbeitet mit Konsensentscheidungen im Team und unterstützt mit seinem Gewinn soziale Projekte in der Nachbarschaft, wobei die Auswahl der Projekte von einem ehrenamtlichen Verein

31 Interview mit Matthias Eigenbrodt, Geschäftsführer der Zahnartpraxis am Kreuzberg, am 30.01.2020. Vgl. auch den Gemeinwohlbericht von der Zahnarztpraxis am Kreuzberg, S. 39–41 (https://issuu.com/zahnarztpraxisamkreuzberg/docs/gemeinwohl-bericht-2018, zuletzt aufgerufen am 08.07.2020) sowie Matthias Eigenbrodt bei der Pressekonferenz der Gemeinwohl-Ökonomie Berlin-Brandenburg am 14.05.2019. Eine ähnliche Erfahrung wird auch von Martin Strele, Geschäftsführer der Kairos gGmbH in einem Interview erläutert, vgl. Scheffler/Lieber 2018: 105.

32 Julius Göllner, Geschäftsführer F&P Stock Solution, bei der Pressekonferenz der Gemeinwohl-Ökonomie Berlin-Brandenburg am 14.05.2019.

33 Interview mit Dirk Jakubczick, Berater und Projektleiter bei confideon Unternehmensberatung GmbH, vom 03.02.2020. Siehe auch https://www.confideon.de/start.html, zuletzt aufgerufen am 14.01.2021.

34 https://www.soulbottles.de/, zuletzt aufgerufen am 12.01.2021.

35 https://quartiermeister.org/de/, zuletzt aufgerufen am 12.01.2021.

36 Siehe https://www.soulbottles.de/soulblog/impact/purpose-economy-soulbottles-gehoert-sich-selbst, zuletzt aufgerufen am 12.01.2021.

kontrolliert wird, an dem jede*r teilhaben kann.[37] Und auch *Quartiermeister* ist dabei, das Unternehmen in ein Purpose-Unternehmen umzuwandeln und damit sich selbst zu gehören, damit es sicher und dauerhaft dem freien Markt entzogen und ein Verkauf des Unternehmens unmöglich gemacht wird. Die Gründer und Geschäftsführer von *Quartiermeister* erhalten dann zwar weiterhin die Stimmrechte, aber nicht die Gewinnrechte. Die Gewinne werden entweder in das Unternehmen reinvestiert oder gespendet.[38] Die beiden Gründer der mittlerweile gut etablierten Biermarke verzichten damit also auf den Gewinn zugunsten einer nachhaltigen und sinnvollen Wirtschaft, die allen zugutekommt: Ganz nach ihrem Motto „*Quartiermeister – Zum Wohle aller*".[39]

Strukturelle Herausforderungen und kulturelle Grenzen kooperativer und sozial-ökologischer Praktiken

Die werteorientierte und kooperative Ausrichtung der gemeinwohl-bilanzierten Unternehmen und die postkapitalistischen Praktiken ihrer Gründer*innen und Mitarbeiter*innen stoßen aber derzeit auch an strukturelle und kulturelle Grenzen.[40] Deshalb soll an dieser Stelle untersucht werden, wie soziale Anerkennung in den gemeinwohlorientierten Unternehmen und in der Bewegung der Gemeinwohl-Ökonomie erlangt wird und inwieweit sich Subjektivitäten dabei neu bilden oder verändern können. Dabei sollen besonders die Widersprüche und Ambivalenzen in der Praxis herausgefiltert werden, die aus dem Nebeneinander unterschiedlicher Wirtschaftslogiken und verschiedener Welt- und Selbstverständnisse entstehen.

So beklagt ein Projektleiter des Beratungsunternehmens für Wasserwirtschaft *confideon* die Schwierigkeit, Kund*innen „in Richtung Gemeinwohl" zu lenken, damit diese mehr „Verantwortung für unsere Gesellschaft" übernehmen.[41] Sein Unternehmen könne zwar sehr kompetente Beratung in der Wassersauberkeit liefern, ihr Wissen über die mögliche Reduzierung des Energieverbrauchs in den Wasserbetrieben wird aber nicht angefragt, was ihn als Umweltingenieur an der Sinnhaftigkeit der Beratungstätigkeit zweifeln lasse:

> „Also mir wär's zum Beispiel ein riesen Anliegen, die Unternehmen der Wasserver- und -entsorgung dazu zu motivieren – sei es über einen Gemeinwohlbericht oder über die Erkenntnis – dass sie mehr zur Energiewende beitragen. Das machen sie bislang nicht. Das sehen sie nicht als ihre Aufgabe. Das ist nicht in der Satzung. […] Aber die Heraus-

37 Siehe https://quartiermeister.org/de/quartiermeister/, zuletzt aufgerufen am 12.01.2021.

38 Siehe https://www.lebensmittelzeitung.net/handel/Purpose-Unternehmen-Aufbruch-in-eine-neue-Wirtschaft-141594, zuletzt aufgerufen am 14.01.2021.

39 Siehe https://quartiermeister.org/de/quartiermeister/#unser-manifest, zuletzt aufgerufen am 14.01.2021.

40 Zu strukturellen Grenzen durch das Wirtschaftlichkeitsgebot bei Unternehmen des öffentlichen Dienstes sowie beim öffentlichen Vergaberecht siehe Kühn 2020: 49.

41 Interview mit Dirk Jakubczick, Berater und Projektleiter bei confideon Unternehmensberatung GmbH, am 03.02.2020.

> forderung, die ich jetzt bei uns gesellschaftlich sehe, die ist, dass das alles viel stärker vernetzt werden muss. Man kann die Systeme nicht alle einzeln sehen. Zum Beispiel war es in der Vergangenheit so, dass die Kläranalage in einer Kommune der größte Energieverbraucher in der Kommune schlechthin ist. Weil […] diese ganze Anlage mit den Pumpen usw. verbraucht unendlich viel Energie. Und […] es gibt jetzt schon in der Branche die Entwicklung hin zur energieautarken Kläranalage. […] Aber damit können wir unseren Kundenunternehmen nicht kommen. Da schicken sie uns vom Hof sozusagen."[42]

Er benennt noch weitere Möglichkeiten der Energieeinsparung bei den Kläranlagen, z. B. indem die Reinigungstücher, die sich nicht im Wasser auflösen, nicht ins Abwasser geworfen werden oder bestenfalls gar nicht erst produziert werden, da sie im Abwasser verklumpen und die Pumpen verstopfen, was ebenfalls eine große Energiebelastung darstellt.[43] Eine kooperative und partizipative Struktur der Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen Unternehmen sowie ein grundlegendes Interesse aller Unternehmen an der gemeinschaftlichen Verbesserung (in diesem Fall) ökologischer Kriterien im Sinne einer Verbesserung des Gemeinwohls wäre aus seiner Sicht notwendig, um die eingangs genannte Herausforderung der ökologischen Krise zu bewältigen. Dafür wären seiner Meinung nach staatliche oder kommunale Rahmenbedingungen notwendig, die von Unternehmen wie seiner Beratungsfirma mitgestaltet werden könnten. Abschließend äußert er noch die Zukunftshoffnung:

> „Die Erkenntnis dieser Zusammenhänge würde vielleicht mehr greifen, wenn wir über den GWÖ-Ansatz, wenn [die Wasserwerke] in diesen Prozess [einer Gemeinwohl-Bilanzierung] reingehen würden. Also das hätte ein sehr positives Zukunftsbild. Ich glaube auch, dass das von den jungen Menschen, […] wenn sie mitbekommen, dass sie nur alteingefahrene Missstände verwalten – schon auf hohem technischen Niveau und mit guten engagierten Unternehmen. Aber wenn sie dann merken, dass sie gar nicht etwas zum Besseren entwickeln können, dann werden sie das so nicht hinnehmen. […] Es gibt auch schon einen Vorzeigebericht – das ist die Stadtentwässerung Stuttgart. Und die sind an der Stelle für mich auch wirklich so ein Vorreiter, wo ich denke: Ja, es geht doch! […] Die Stadt hat beschlossen das zu machen. […] Und dann [hat] sich die Stadtentwässerung Stuttgart, ihr stadteigenes Unternehmen, bereiterklärt: Ja, wir machen da mit! Also es ist jetzt nicht so, dass das ein Öko-Pionier-Unternehmen ist, die Stadtentwässerung Stuttgart. Aber man sieht ja auch, dass sie sich da auf sehr tiefgehendem Niveau Gedanken gemacht haben."[44]

Neben solchen strukturellen Schwierigkeiten der fehlenden Vernetzung und der fehlenden Anreizmechanismen für eine gemeinsame (ökologische) Verantwortlichkeit der Unternehmen zeigen sich auch Widersprüchlichkeiten bei der Übertragung veränderter sozial-ökologischer Praktiken und neuer kultureller Normen in gemeinwohlorien-

42 Ebd.
43 Ebd.
44 Ebd.

tierten Kontexten. Ähnlich wie die Unternehmen meist bereits vor der Bilanzierung ökologisch, sozial und partizipativ eingestellt und ausgerichtet waren, sind auch viele der Mitarbeitenden in ihrem Verhalten ökologisch reflektiert, konsumkritisch und mehr an einer von ihnen als sinnvoll wahrgenommenen Beschäftigung als an einem hohen Verdienst interessiert.[45] Mehrere Unternehmen berichten außerdem davon, dass sich wegen ihrer werteorientierten Ausrichtung und ihrer partizipativen Organisationsstruktur Mitarbeiter*innen und Praktikant*innen explizit bei ihnen beworben haben.[46] Die Zufriedenheit der Mitarbeitenden durch die respektvolle Atmosphäre im Team, die Sinnhaftigkeit der Arbeit und die Möglichkeit des selbstverantwortlichen Arbeitens wird ebenfalls von vielen Unternehmen betont.[47] Auch manche Kund*innen wechseln wegen der Gemeinwohl-Bilanzierung zu dem jeweiligen Unternehmen.[48] Diese Entscheidungen werden aber vorrangig von Akademiker*innen und jungen Universitätsabsolvent*innen getroffen, die ihr ökologisches Verhalten mit ihrem Lebensstil verbinden und sich so auch sozial positionieren können. Azubis zum Beispiel bei der Biobäckerei *Märkisches Landbrot*[49] interessieren sich bislang weniger für die Gemeinwohl-Ökonomie ebenso wie manche Mitarbeiter*innen in großen Unternehmen mit mehr als 100 Beschäftigten. Dies betrifft vor allem die Unternehmen, die schon lan-

45 Ein Mitarbeiter eines gemeinwohlorientierten Beratungsunternehmens zur Wasserwirtschaft sagte im Interview, dass er auf den Wechsel in ein anderes Unternehmen aus der Flugzeugindustrie, in dem er das Doppelte verdient hätte, verzichtet hat, da er als Umweltingenieur nicht an einer Flugzeugentwicklung mitarbeiten wollte. Vgl. Interview mit Dirk Jakubczick, Berater und Projektleiter bei confideon Unternehmensberatung GmbH, am 03.02.2020.

46 Beispielsweise bei dem nachhaltigen Tourismusunternehmen BTE Tourismus. Interview mit dem Geschäftsführer Hartmut Rein am 07.07.2020.

47 Es gibt aber auch Gegenbeispiele, bei denen eine Umstellung auf eine partizipative Organisationsstruktur auf Widerstände bei den bisherigen „langjährigen" Abteilungsleitern stoßen würde, ein Interesse an Mitbestimmung insgesamt bei den Mitarbeitenden begrenzt ist oder die gewünschte Selbstverantwortung bei der Arbeit ohne externe Kontrolle z. T. nicht stattfindet. Vgl. Interview mit einem gemeinwohl-bilanzierten Unternehmen am 13.05.2020. Zum Schutz der Mitarbeitenden wurden die Angaben anonymisiert.

48 So berichtet Matthias Eigenbrodt, Geschäftsführer der Zahnartpraxis am Kreuzberg, von ca. 20% Patient*innen, die wegen der GWÖ-Bilanz zu ihnen gekommen sind (Interview mit Matthias Eigenbrodt am 30.01.2020). Auch die gemeinwohl-bilanzierte staatliche Krankenkasse BKK ProVita hat in der Vertriebsregion Berlin-Brandenburg einen Zuwachs an Kund*innen zu verzeichnen, da der Vertriebsleiter explizit mit der GWÖ bei Veranstaltungen wie dem Heldenmarkt geworben hat. In anderen Vertriebsregionen war der Zuwachs deutlich geringer (Interview mit Stephan Lampel, Vertriebsleiter Berlin der BKK ProVita, am 20.05.2020). Allerdings stellt eine Gemeinwohl-Bilanzierung für andere Kund*innen auch ein Ausschlusskriterium dar. So berichtet Martin Strele, einer der beiden Geschäftsführer des österreichischen Kairos-Instituts für Wirkungsforschung & Entwicklung: „Die klassischen Wirtschaftsakteure im Vorarlberg sind wachstumsorientiert. Für die Landesregierung und Wirtschaftskammer ist die Gemeinwohlbilanz daher eine Generalanklage bzw. Gefahr für ihr Wirtschaftsmodell. Das haben wir auch gespürt, bis heute. Trotzdem haben wir die GWÖ-Bilanz natürlich kommuniziert, auf die Website gestellt" (Scheffler/Lieber 2018: 105).

49 Interview mit dem Geschäftsführer der Märkisches Landbrot GmbH, Christof Deinert, am 12.06.2020.

ge bestehen und in denen sich die Geschäftsführer*innen erst in den letzten Jahren für die Idee der Gemeinwohl-Ökonomie begeistert haben. Diese Unternehmen waren zwar auch vorher schon sozial und wertschätzend gegenüber ihren Mitarbeiter*innen und Kund*innen ausgerichtet, die ökologischen und partizipativen Aspekte wurden aber erst in den letzten Jahren und auch durch die Gemeinwohl-Bilanzierung verstärkt in Angriff genommen.

Um eine Veränderung der Lebensweise auch bei diesen Mitarbeitenden zu erreichen, werden von den Geschäftsführer*innen, soweit möglich, die strukturellen Rahmenbedingungen für eine solche sozial-ökologische und partizipative Transformation geschaffen. So stehen in den Unternehmensräumen meist frisches Bio-Obst und fair gehandelter Kaffee zur Verfügung. Es besteht für die Mitarbeiter*innen die Möglichkeit einer Teilzeitarbeit bzw. einer 30-Stunden-Woche. In manchen Unternehmen gibt es Meditationsräume, um Achtsamkeitsübungen oder angebotene Meditationen zu praktizieren. Oftmals werden kostenlose Weiterbildungen, Workshops und Vorträge zu veganer Ernährung und zu gesunden Lebensmitteln, zu Leitwerten des Unternehmens und einer wertschätzenden Unternehmenskultur oder zu Selbstorganisation und holokratischer Organisationsform angeboten und in der Betriebszeitung erläutert. Ein wichtiger Aspekt des Gemeinwohls und einer klimaverträglichen und enkeltauglichen Gesellschaft ist das Thema CO_2-Verbrauch durch Fleischkonsum und durch Mobilität, was ebenfalls mit in die Bilanzierung einfließt.[50] Die Unternehmen versuchen daher, für die Angestellten eine CO_2-reduzierte Mobilität zum und am Arbeitsplatz zu ermöglichen und sie zu einer Umstellung ihres Fahr- und Ernährungsverhaltens anzuhalten. Dafür werden Dienstfahrräder angeboten oder Fahrgemeinschaften organisiert und gemeinsame Kochveranstaltungen durchgeführt. Die Geschäftsführer*innen gehen dabei oftmals als Vorbild voran. Eine „moralische Keule" wird allerdings nicht rausgeholt – wie einige Geschäftsführer*innen betonen.[51]

In manchen Interviews wird es dennoch als Herausforderung benannt, die Mitarbeitenden „mitzunehmen".[52] Das zeigt sich auch beispielhaft an verschiedenen Missverständnissen. So irritierte die Angestellten eines Unternehmens, dass ihr Chef – als Inhaber eines gut gehenden Unternehmens – mit öffentlichen Verkehrsmitteln zum Firmengelände kam. Seine Intention war es dabei, mit seinem Verhalten die Mitarbeiter*innen anzustecken und sie ihrerseits zu bewegen, die S-Bahn zu nutzen.

50 Der Punkt C 3 der Gemeinwohl-Matrix beinhaltet die „Förderung ökologischen Verhaltens der Mitarbeiter*innen".

51 „Wir sprechen das mal an, machen uns auf Dinge aufmerksam. Aber wir geben da keine moralische Keule. So geht's ja nicht!" Interview mit Hartmut Rein, Geschäftsführer von BTE Tourismus, am 07.07.2020. Vgl. auch den Gemeinwohlbericht von Quartiermeister, https://quartiermeister.org/media/filer_public/49/fd/49fd1ee6-f8da-49b0-910d-631d101c75f5/2015_-_quartiermeister_-_gemeinwohlbericht.pdf, S. 17, zuletzt aufgerufen am 15.01.2021.

52 Z.B. Interview mit Matthias Eigenbrodt, Geschäftsführer der Zahnarztpraxis am Kreuzberg, am 30.01.2020.

Die Reaktion der Beschäftigten darauf war aber eine andere. Die Angestellten waren entsetzt: „Das können Sie nicht machen! Gerade als Geschäftsleitung! Das gehört sich einfach nicht!“[53] Dabei zeigen sich die als mentale Infrastrukturen bezeichneten gesellschaftlichen Muster von sozialer Anerkennung durch Konsum und Statusobjekte.[54] Seine Werbung für eine CO_2-freie Mobilität führte aber dennoch zu einer Veränderung. Ein Angestellter der Firma kam von sich aus zu seinem Chef mit der Bitte um ein Fahrrad als Dienstfahrzeug. Als Hausmeister legt er jetzt 10–15 km täglich bei Wind und Wetter mit seinem Dienstrad zurück, eine Entscheidung, die – laut Betriebszeitung – auch bei den Kund*innen gut ankommt.[55] Dennoch war der Hausmeister bislang nicht bereit, auf seinen Dienstwagen ganz zu verzichten, obwohl ihm 200 € zusätzlicher Verdienst im Monat dafür angeboten wurden.[56]

Auch die Mitarbeiter*innen eines anderen gemeinwohl-bilanzierten Unternehmens reagierten eher reserviert auf das Angebot, ihrerseits auch die öffentlichen Verkehrsmittel zu nehmen oder Dienstfahrräder zu nutzen wie ihr Chef. Als in dem Stadtviertel allerdings eine städtische Parkraumbewirtschaftung eingeführt wurde und die Mitarbeitenden für das Parken ihres Privatfahrzeugs Parkgebühr hätten zahlen müssen, veränderte sich das Interesse an einem Dienstrad und die Bereitschaft für eine Umstellung der Mobilität stieg von da an deutlich. Für die *Zahnarztpraxis am Kreuzberg* konnten nun gleich fünf Dienstfahrräder neu erworben werden.[57] Inwieweit dadurch auch das Nutzen eines Fahrrads in der Freizeit der Mitarbeiter*innen zugenommen hat, konnte von dem Geschäftsführer im Interview jedoch nicht beantwortet werden. Das Beispiel zeigt, dass nachhaltige Praktiken wie Fahrradfahren oder das Nutzen der öffentlichen Verkehrsmittel dann angenommen werden, wenn es zur günstigeren Alternative der Mobilität wird.[58] Damit werden gegenkulturelle Alternativen erlebbar

53 Mario Wodara, Geschäftsführer von Gebäudeservice Wodara, bei seinem Impulsvortrag am 20.02.2020 bei der Konferenz „Klimapositiv! Konferenz für Unternehmen der Gemeinwohl-Ökonomie in Berlin-Brandenburg“, Berlin, 19./20.02.2020. Als Kompromiss hat der Geschäftsführer sich jetzt einen Hybridwagen zugelegt, fährt aber weiterhin häufig mit dem Fahrrad oder nimmt die öffentlichen Verkehrsmittel, vgl. Interview mit Sebastian Hemme, Nachhaltigkeitsbeauftragter der Gebäudeservice Wodara GmbH, am 13.05.2020.

54 Vgl. dazu Brand/Wissen 2017: 59: „Subjektivierung hat auch eine körperliche Dimension. […] Herrschaft wird dadurch gleichsam ‚natürlich‘. Sie reproduziert sich in dem Bestreben, durch Konsum Differenzen zu markieren, sich der eigenen sozialen Position zu vergewissern und sich selbst zu verwirklichen. […] Vermittelt über den Konsum, wird sie zu einem Treiber der imperialen Lebensweise.“

55 Der mit dem Fahrrad kommt. Artikel in der Unternehmenszeitschrift Qualitrauen. Informationen für Interessierte, Nr. 13/2020: 4.

56 Interview mit Sebastian Hemme, Nachhaltigkeitsbeauftragter der Gebäudeservice Wodara GmbH, am 13.05.2020.

57 Interview mit Matthias Eigenbrodt, Geschäftsführer der Zahnarztpraxis am Kreuzberg, am 30.01.2020. Vgl. auch Matthias Eigenbrodt bei der Pressekonferenz der Gemeinwohl-Ökonomie Berlin-Brandenburg am 14.05.2019.

58 Vgl. dazu Brand/Welzer 2019: 318.

gemacht, die gegebenenfalls auch als routinisierte Praktiken in den Alltag einfließen können.

Ebenso ist die Umstellung der Ernährung auf fleischreduzierte Kost bei vielen jungen gemeinwohlorientierten Unternehmen fast selbstverständlich. Bei anderen, vor allem größeren Unternehmen wird diese Umstellung ebenfalls versucht, den Mitarbeitenden „schmackhaft zu machen" und als einen Schritt in eine ökologische Zukunft wertzuschätzen. In einem gemeinwohl-bilanzierten Unternehmen mit 255 Mitarbeiter*innen, das in seinem Leitbild explizit auf vegane Kost rekurriert, wird im Gemeinwohlbericht auch belegt, dass beim Mittagstisch-Angebot im Unternehmen 79% der Mitarbeiter*innen vegetarische oder vegane Kost wählen (51% vegetarisch, 28% vegan, 19% Fleisch, 2% Fisch).[59] Diese überdurchschnittlich häufige Wahl vegetarischer und veganer Kost lässt sich sicher mit der Wertschätzung und auch einer sozialen Verpflichtung gegenüber dem Leitbild des Unternehmens erklären. Eine komplette Umstellung der Ernährungsgewohnheiten findet aber bislang nicht statt, wie der Berliner Vertriebsleiter des Unternehmens etwas resigniert berichtet:

> „Also diese ganze GWÖ-Geschichte und dass wir so sind, wie wir sind, dass wir die vegane Ernährung propagieren und dahinterstehen, so wie ich persönlich auch, das machen wir erst seit 2014. Die Mitarbeiter, die sollten natürlich mitgenommen werden auf dieser Reise, und das ist sehr, sehr schwer. […] Wenn wir zum Beispiel eine Betriebsfeier haben, wir haben zweimal im Jahr so eine Betriebsversammlung, da gibt's auch was zu essen. Da gibt's ein veganes Buffet und ein nicht veganes Buffet. Und es gehen zehn Prozent der Leute zu dem veganen Buffet und wenn ich dann mit Leuten dastehe und sage: Hey, du bist auch Veganer? [Sagen sie:] Nee, nee, ich hol mir jetzt hier nur mal die Vorspeisen. Also man kann den Leuten das nicht reindrücken. […] Es wird immer wieder versucht, darauf einzugehen in der internen Kommunikation. Wir haben ein Intranet, wo man das lesen kann. Da wird immer wieder informiert. Dann haben wir unsere Mitglieder-Zeitung, die natürlich die Mitarbeiter auch lesen. Und da spielen immer die Themen Ernährung, GWÖ, Nachhaltigkeit – das spielt immer eine Rolle […]. Naja, aber wir sind einfach sowohl bei den Mitarbeitern als auch bei den Versicherten ein ganz normaler Querschnitt durch die Gesellschaft. Und ich kann jetzt nicht sagen, dass man bei uns in der Firma freiwillig jetzt Dinge versucht besser zu machen. Das Gefühl habe ich nicht. Nee. Nee, nee, gar nicht. […] Also ich bin zum Beispiel im Vertrieb der Einzige, der sich vegan ernährt, bis auf die Leiterin des Vertriebs-Innendienstes. […] Und, das muss man jetzt mal ganz kritisch sagen: Die Vertriebskollegen, wenn wir irgendwo mal essen gehen, dann schaffen sie es noch nicht mal an diesem einen Abend im Jahr […] mal auf Fleisch zu verzichten. […] Dann erzählen sie immer: Ja, ich esse ja nur ganz wenig. Aber selbst an dem Abend kriegen sie das nicht hin. So dass das, was [wir] eigentlich vorleben möchte[n], noch lange nicht bei jedem angekommen ist. Also wir predigen den ganzen Tag – wir predigen in Vorträgen, auf Messen und so weiter – das,

59 Gemeinwohl-Bilanz 2018/19: 45. Zum Schutz der Mitarbeitenden des Unternehmens wurde die Angabe anonymisiert.

> was wir wollen. Aber in dem Moment, wo Feierabend ist, machen die Leute damit nicht weiter. Das ist die Erfahrung, die ich gemacht hab."[60]

Auch in einem anderen Unternehmen wird eine vegane oder vegetarische Ernährung vorgelebt. Zweimal in der Woche findet dort auf dem Firmengelände ein gemeinschaftliches Mittagessen statt – einmal mit Fleisch, der zweite Tag ist vegetarisch. Der Verwaltungsmitarbeiter des Unternehmens, der für Nachhaltigkeit und Gemeinwohl-Ökonomie im Unternehmen zuständig ist, sagt dazu: „Dafür gibt's immer mal wieder ein Lächeln von einzelnen Menschen. Aber es ist ein Mini-Schritt in die richtige Richtung – also in die nach meinem Empfinden richtige Richtung. Das wäre ein Beweis, dass Fleischkonsum nicht das Nonplusultra ist."[61]

Diese Beispiele zeigen Gewohnheiten und als selbstverständlich betrachtete Ernährungsformen der Mitarbeiter*innen, die durch veränderte Diskurse und Anrufungen im Unternehmen sowie durch eine gelebte Praxis einiger Mitarbeiter*innen irritiert werden. Die unterschiedlichen ökologischen Praktiken im Unternehmen einerseits und im privaten Umfeld andererseits deuten auf die verschiedenen Selbstverständnisse in den unterschiedlichen sozialen Feldern hin. Dass die Gemeinwohl-Bilanzierung der Unternehmen dabei durchaus auch eine Rolle spielt, lässt sich an der folgenden Anekdote ablesen, die der Geschäftsführer der *Gebäudeservice Wodara GmbH* aus seinem Unternehmen erzählt:

> „Ich habe da ein gutes Beispiel: Wir haben Restchemie und die konnte weg. Da sagte dann ein Mitarbeiter: Die können wir doch in die Toilette gießen. Dann sagte ein anderer: Hast du mal darüber nachgedacht? Wir sind GWÖ zertifiziert, da können wir das doch nicht in die Toilette gießen!"[62]

Den Wunsch, durch die GWÖ-Orientierung des Unternehmens mit den veränderten Werthorizonten und Sinnkonstruktionen ein „Nachdenken" bei den Mitarbeiter*innen zu erreichen und damit eine stärkere Beachtung der eigenen sozialen und kulturellen Praktiken zu bewirken bzw. für eine bewusste Entscheidung zu sensibilisieren, äußern auch andere Unternehmer*innen.[63] Damit werden Alternativen denk- und realisierbar gemacht und neue Subjektivierungsangebote unterbreitet.

60 Interview mit dem Vertriebsleiter eines gemeinwohl-bilanzierten Unternehmens am 20.05.2020. Zum Schutz der Mitarbeitenden des Unternehmens wurde die Angabe anonymisiert. Die Aussagen aus dem Interview beziehen sich explizit auf Abendveranstaltungen und auf die Freizeit der Mitarbeitenden.

61 Interview mit Sebastian Hemme, Nachhaltigkeitsbeauftragter der Gebäudeservice Wodara GmbH, am 13.05.2020.

62 Mario Wodara, Geschäftsführer der Gebäudeservice Wodara GmbH, bei der Pressekonferenz der Gemeinwohl-Ökonomie Berlin-Brandenburg am 14.05.2019. In dem Unternehmen wurde die bislang genutzte Reinigungschemie mehrheitlich durch umweltverträglichere und ökologische Reinigungsmittel ersetzt. Vgl. Interview mit Sebastian Hemme, Nachhaltigkeitsbeauftragter der Gebäudeservice Wodara GmbH, am 13.05.2020.

63 Vgl. Interview mit Hartmut Rein, Geschäftsführer von BTE Tourismus, am 07.07.2020 sowie schriftliches Interview mit Maximilian Begovic, Referent für Nachhaltigkeit bei der BKK ProVita, am 11.05.2020.

Neben den sozial-ökologischen Kriterien werden im Konzept der Gemeinwohl-Ökonomie auch Gewaltfreie Kommunikation, ein empathischer, achtsamer und wertschätzender Umgang miteinander und mit unterschiedlichen Bedürfnissen sowie demokratische Mitbestimmung und Mitgestaltung in allen Bereichen betont und in der Gemeinwohl-Matrix normativ festgelegt und bilanziert (Felber 2012: 114–118). Deshalb sollen an dieser Stelle die Ambivalenzen zwischen bislang gewohnten und verinnerlichten mentalen Strukturen von Effektivität, Arbeitsmoral und hegemonialen Machtvorstellungen und dem gewünschten sozial- und gendergerechten, (basis-)demokratischen und wertschätzenden Umgang in der Bewegung der Gemeinwohl-Ökonomie exemplarisch dargestellt werden. Denn die Widersprüchlichkeiten zeigen sich nicht nur bei den Angestellten und Mitarbeitenden der gemeinwohl-bilanzierten Unternehmen. Die Umwandlung von hierarchisch organisierten Unternehmen in eine partizipative Organisationsstruktur, die Akzeptanz der notwendigen Dauer basisdemokratischer Entscheidungsprozesse oder die Einführung einer gendergerechten Sprache und Gewaltfreier Kommunikation stoßen auch bei manchen Aktiven in der GWÖ-Bewegung auf Unverständnis, führen in der Kooperation zwischen den gemeinwohlorientierten Unternehmen zu Missverständnissen oder lassen sich aufgrund bestehender gesellschaftlich-hegemonialer Machtstrukturen bislang schwer transformieren.

Verschiedene Beispiele für die konflikthaften Wertmaßstäbe zum Umgang mit Zeit und Effektivität sowie für die weitere unhinterfragte Nutzung gewohnter sprachlicher und patriarchaler Muster zeigten sich bei der Sommerwoche der Gemeinwohl-Ökonomie vom 22. bis 27. Juli 2019 in Mannheim. Mehr als 100 Aktive aus Deutschland, Österreich und der Schweiz trafen sich dort für fünf Tage, um Strategien zum Vorantreiben der Gemeinwohl-Bewegung zu besprechen, Probleme zu lösen, Ideen zu teilen und gemeinsam Mut und Kraft zu schöpfen. Tagsüber fanden Workshops und Treffen der verschiedenen Akteur*innen-Kreise statt, die sich überregional in der GWÖ gegründet hatten. Akteur*innen-Kreise sind u. a. der AK Referent*innen, der Vorträge über die GWÖ anbietet, der AK Bildung, der kostenfreie Bildungsmaterialien und Workshops für Schulen entwickelt, der AK Kommunikation, der sich um die Kommunikationsstrukturen wie eine gemeinsame IT-Infrastruktur und Newsletter kümmert oder der AK Matrix-Entwicklung, der die GWÖ-Matrix für Unternehmen und für Regionen durch die bisherigen Erfahrungen in den Bilanzierungen weiterentwickelt.[64] Diese Arbeiten werden meist ehrenamtlich durchgeführt. Bei der Sommerwoche traf sich auch der AK Beratung, in dem die zertifizierten Berater*innen für das Erstellen der GWÖ-Bilanz sich gegenseitig austauschen und weitergebildet werden. Im Unterschied zu den anderen AKs sind die Berater*innen verpflichtet, an zwei Weiterbildungen pro Jahr teilzunehmen und werden für ihre Beratungsarbeit bezahlt. Auch sie arbeiten oft zusätzlich ehrenamtlich für die GWÖ-Bewegung und unterstützen die Idee einer werteorientierten

64 Zu den verschiedenen Akteur*innen-Kreisen siehe https://web.ecogood.org/de/die-bewegung/akteurinnen-kreise/, zuletzt aufgerufen am 02.02.2021.

Wirtschaft. Dennoch zeigten sich Unterschiede zwischen den Teilnehmer*innen der GWÖ-Sommerwoche aus den anderen AKs und den Berater*innen, wie das folgende Beispiel deutlich machen soll.

Die gemeinsamen Tage in Mannheim begannen mit einem großen Plenum, auf dem nach einem Morgenimpuls die Workshops des Tages vorgestellt und die Räume verteilt wurden. Auch die Berater*innen nahmen an dem Plenum teil, obwohl sie anschließend alle verpflichtend und ganztägig an den Workshops der AK Beratung teilnahmen. Einer der Berater empfand seine Teilnahme an dem morgendlichen Plenum als ziemliche „Zeitverschwendung", da er ja nicht zu den anderen Workshops gehen konnte. Die Idee des gegenseitigen Interesses für die Themen der unterschiedlichen Workshops war für ihn offenbar nicht so plausibel, zumal in seiner „sonstigen" Welt als freiberuflicher Kommunikations- und Personalberater Zeit- und Effektivitätskriterien eine große Rolle spielen.[65] Diese Diskrepanz zwischen dem AK Beratung und den anderen Sommerwochen-Teilnehmer*innen wurde auch vom Organisationsteam wahrgenommen und für die folgenden GWÖ-Sommerwochen wurde eine zeitliche Trennung zwischen der Weiterbildung der AK Beratung und der Sommerwoche vorgenommen.

Bei der Sommerwoche wurde auch immer mal wieder in teils ironischer, teils provokanter Art die gendergerechte Sprache eingefordert, beispielsweise wenn die Workshops nur für „Teilnehmer", „Interessenten" oder „Mitarbeiter" angeboten wurden.[66] Die Schwierigkeit bei der Einführung der Gendergerechtigkeit in der Sprache zeigt sich auch bei Berliner Veranstaltungen der GWÖ. Die Reaktion auf Kritik ist dabei unterschiedlich. Einige der gemeinwohl-bilanzierten Unternehmer entschuldigen sich bereits im Voraus, falls ihnen im Reden mal wieder die männliche Sprache durchrutscht, in der sie sozialisiert wurden.[67] Andere GWÖ-Aktive gehen relativ ignorant mit den Wünschen nach Gendergerechtigkeit in der Sprache um.[68] Auch andere patriarchale Strukturen scheinen stark verinnerlicht und werden unhinterfragt weitergeführt. So äußerte ich mich bei einem Workshop bei der Sommerwoche kritisch gegenüber dem zur Diskussion gestellten Entwurf für eine Gemeinwohl-Bilanz für Privatpersonen, bei dem die Nutzung eines privaten Pkw mit Minuspunkten quittiert wird.[69] Statt dieser von mir als einseitig und moralisierend wahrgenommenen Bewertung war mein Vorschlag, in der Bilanz zusätzlich die notwendige Infrastrukturveränderung für mögliche

65 Feldnotiz vom 24. Juli 2019.

66 So wurden bei einem Morgenimpuls der Rap-Song und das Video „Sichtbar sein" gezeigt – als Gedankenimpuls und Statement und ohne ausführliche kritische oder moralisierende Diskussion. Siehe: Pinkstinks Germany: Sichtbar sein, https://www.youtube.com/watch?v=e4KQLwtgycM, zuletzt aufgerufen am 04.02.2021.

67 Vgl. Mario Wodara, Geschäftsführer von Gebäudeservice Wodara, bei seinem Impulsvortrag am 20.02.2020 bei der Konferenz „Klimapositiv! Konferenz für Unternehmen der Gemeinwohl-Ökonomie in Berlin-Brandenburg", Berlin, 19./20.02.2020.

68 Beobachtungen bei meinen Feldforschungen im GWÖ-Verein Berlin-Brandenburg.

69 Siehe https://web.ecogood.org/de/unsere-arbeit/privatpersonen/, zuletzt aufgerufen am 03.02.2021.

alternative ökologische Praktiken mit abzufragen – also in diesem Fall beispielsweise die Notwendigkeit von Radwegen und Zugverbindungen für Wochenendausflüge mit Kindern ins Umland –, um dadurch die Möglichkeit zu haben, konstruktiv mit infrastrukturellen Missständen umzugehen. Vielleicht war meine Kritik zu pauschal geäußert oder ich habe den Konflikt zwischen dem Bestreben der Gemeinwohl-Bilanz für Privatpersonen, das individuelle Konsumverhalten durch den Selbsttest zu verändern, und der von mir favorisierten Strukturveränderung, um alternative ökologische Praktiken zu begünstigen, nicht klar genug dargestellt. Im Anschluss an den Workshop trat ein älterer Mann an mich heran und sagte mir, er sei Mental-Trainer und hätte bei mir eine innere Blockade gespürt. Er gab mir seine Visitenkarte – falls ich Interesse hätte, daran zu arbeiten.[70] Dieses zweifellos fürsorglich und wohlwollend für meine persönliche Entwicklung gemeinte Angebot des Mental-Coachs entspricht dabei patriarchalen Machtstrukturen, sodass es auf mich wenig einladend und hierarchisch wirkte.

Auch in der Arbeit des GWÖ-Vereins Berlin-Brandenburg lassen sich solche Widersprüchlichkeiten nachzeichnen. So waren manche Entscheidungen zur Institutionalisierung der GWÖ-Bewegung oder zur Teilnahme an angefragten Veranstaltungen dringend zu treffen oder wurden von einigen Aktiven als besonders relevant erachtet und fanden ohne vorherige basisdemokratische Abstimmung statt.[71] Auch das Angebot einer GWÖ-Aktiven, eine halbe Stunde vor dem Plenum eine Achtsamkeitsmeditation durchzuführen, wurde sehr gern und mit großem Beifall angenommen. Allerdings hatten die ehrenamtlich Mitarbeitenden dann oft doch nicht die Zeit, eine halbe Stunde vorher zu erscheinen, oder waren erstmal ins Gespräch vertieft, sodass das Angebot „eingeschlafen" ist. Und auch die in der GWÖ-Matrix favorisierte 30-Stunden-Arbeitswoche wird zwar bei manchen Unternehmen eingeführt,[72] von den meisten engagierten Aktiven wird sie aber nicht eingehalten – auch nicht vom Initiator Christian Felber selbst. Dabei kollidieren das Bedürfnis nach einem öffentlichen Engagement für wirtschaftliche und politische Veränderungen mit der in Postwachstumstheorien vorgesehenen Zeit für Haus-, Garten- und Pflegearbeit. Allerdings wird soziale Anerkennung auch in GWÖ-Kontexten eher für engagierte Ehrenamtsarbeit vergeben als für Muße, Gartenarbeit oder das Berufen auf Zeitwohlstand.

70 Feldnotiz vom 23. Juli 2021.

71 Das Plenum des GWÖ-Vereins Berlin-Brandenburg trifft sich nur einmal im Monat in einer begrenzten Zeit, sodass basisdemokratische Entscheidungsprozesse zu allen angefragten Themen und Veranstaltungen zeitlich schwierig sind.

72 Matthias Eigenbrodt, Geschäftsführer der Zahnarztpraxis am Kreuzberg, hat für sich beschlossen, seine Arbeitszeit auf 30 h/Woche zu begrenzen und ist trotz des geringeren Verdienstes mit der Entscheidung sehr zufrieden. Vgl. Interview mit Matthias Eigenbrodt am 30.01.2020.

Eine Kultur wechselseitiger Verbundenheit als neue Subjektkultur in der Gemeinwohl-Ökonomie?

Das Konzept der Gemeinwohl-Ökonomie und seine Anwendung in Form der Gemeinwohl-Bilanz schafft den strukturellen Rahmen, ökologische, soziale, partizipative und demokratische Leitbilder als alternative Wertemaßstäbe in Wirtschaftsunternehmen stärker mit einzubeziehen und werteorientierte, als „postkapitalistisch" (Neckel 2018: 20) bezeichnete soziale (Alltags-)Praktiken zu begünstigen. Die Gruppe der gemeinwohl-bilanzierten Unternehmen generiert damit einen Raum, in dem alternative Handlungslogiken bestätigt und werteorientierte Glaubensmuster verstärkt werden. Dadurch werden zum einen soziokratische und holokratische Organisationsmodelle in Unternehmen bis hin zur Übertragung der Eigentumsrechte in eine Stiftung und die Überführung des Unternehmens in ein Verantwortungseigentum plausibel gemacht und können sich stärker ausbreiten. Zum anderen können mit den alternativen Wertekonzepten wie „Sinn statt Gewinn", der Wertschätzung eines kooperativen, solidarischen und ökologischen Umgangs und eines empathischen Miteinanders gegenkulturelle Praktiken stabilisiert und Selbst- und Weltverständnisse verändert werden. Damit wird ein an alternativen Wertmaßstäben und Handlungslogiken orientiertes Subjektmodell als normativideales Muster gelungener Subjekthaftigkeit möglich und als neue Subjektform erlebbar.

Die dargestellten Beispiele zeigen dabei die (zum Teil auch produktive) Widersprüchlichkeit von Praktiken. Viele der Unternehmen, die alternative Wirtschaftsformen voranbringen wollen, nutzen die Gemeinwohl-Bilanz auch, um als Gruppe sichtbarer zu werden. Die Gemeinwohl-Ökonomie dient dabei als kultureller Code für potenzielle Kund*innen oder Mitarbeiter*innen,[73] was – in der kapitalistischen Marktlogik gedacht – auch einen Wettbewerbsvorteil verspricht. Auch die Nutzung von Dienstfahrrädern nach der Einführung der Parkraumbewirtschaftung erweist sich als ökonomischer Vorteil, weshalb es zu dieser Transformation alltäglicher Praktiken kam. Die alternativen Werte und kooperativen Verhaltensweisen in der Gemeinwohl-Ökonomie führen aber auch zu Irritationen von gewohnten Habitus- und Lebensstilmustern, die mentale Strukturen aufbrechen und alternative Praktiken ermöglichen können – wie die vegetarische Kost in der Betriebskantine oder die Einführung der gendergerechten Sprache bei der GWÖ-Sommerwoche zeigen. Dabei wird deutlich, wie sehr sich soziale Praktiken je nach sozialem Feld, nach Partizipant*innen und nach den entsprechenden Rollenanforderungen verändern, was in der Subjektivierungstheorie als „Hybridität" (Reckwitz 2006: 19) bezeichnet wird. Dennoch stellt sich die Frage, welche Subjektkultur sich zu einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Ort als dominant und kollektiv geteilt herausbildet und sich damit quasi in den Körper „ein-

73 Vgl. Scheffler/Lieber 2018: 103 sowie das Interview mit Christof Deinert, Geschäftsführer der Märkisches Landbrot GmbH, am 12.06.2020 und das Interview mit Stephan Lampel, Vertriebsleiter Berlin der BKK ProVita, am 20.05.2020.

schreibt". Bislang reproduziert sich der westliche nicht-nachhaltige Lebensstil, da die „Herrschaftsverhältnisse und die imperiale Lebensweise […] so tief in ihn eingelassen sind und kaum bemerkt werden" (Brand/Welzer 2019: 317). Um einen Pfadwechsel einzuleiten, werden in Postwachstumsüberlegungen und aktivistischen Bewegungen positive Beispiele als „Einstiegsprojekte" (Brand/Welzer 2019: 326) und als „Halbinseln gegen den Strom" (Habermann 2009) vorgeschlagen, die eine Gegenkultur aufzeigen und die kulturelle Hegemonie infrage stellen können, sodass eine Utopie als sinnvolle Möglichkeit erscheint. Darin sollen „andere politische Regeln, […] gesellschaftliche Selbstverständlichkeiten und Leitbilder" gelten, um eine „solidarische Lebensweise" (Brand/Wissen 2017: 169) zu ermöglichen. Indem diese Alternativen erlebbar gemacht werden, können sie gesellschaftliche Veränderung und Selbstveränderung im Kleinen ermöglichen und damit zu einer Konstitution neuer Subjektformen beitragen.

Die von mir untersuchten gemeinwohl-bilanzierten Unternehmen mit ihren auf Kooperation, soziale und globale Gerechtigkeit sowie ökologische Verantwortung fußenden Werten und ihren partizipativen Organisationsstrukturen stellen solche „Einstiegsprojekte" dar. Trotz des Bezugs auf ein gemeinsames Konzept und trotz der Bilanzierung anhand einer geteilten Gemeinwohl-Matrix gibt es aber auch innerhalb der Gemeinwohl-Ökonomie Kritiken verschiedener Art, wobei diese für eine interne Weiterentwicklung durchaus erwünscht sind.[74] So wird beispielsweise angemerkt, dass auch in der GWÖ eine Vertrauensarbeit notwendig sei und man auf Leute zugehen sollte, statt sie zu belehren, und dass das Interesse bestehen sollte zu erfahren, „wie es ihnen geht bzw. was sie benötigen".[75] Aus den Erfahrungen verschiedener Unternehmen wird auch berichtet, dass nicht jeder im Unternehmen Verantwortung übernehmen möchte,[76] dass Partizipation schwierig sein kann und nicht immer zum erwünschten Ergebnis führt[77] und dass das Transparent-Machen von Gehältern ebenfalls mit Schwierigkeiten verbunden sein kann.[78] Mit Blick auf das Werte-Entwicklungsmodell *Spiral Dynamics* (Beck/Cowan 1996) werden an der GWÖ-Bilanz auch die normativ vorgegebenen Werte und der dadurch festgelegte Entwicklungsweg kritisiert, der wenig Raum für eigene Wege und einen individuellen Kontext zulassen würde. Die klare Vorgabe in der GWÖ-

74 Um nicht der Bewegung und dem Konzept zu schaden, wird bei der Äußerung von Kritik zu Beginn meist auf die große Anhängerschaft mit der GWÖ-Bilanz verwiesen; vgl. Gerull 2014: 8.

75 Davide Brocchi, Initiative Tag des guten Lebens, Podiumsdiskussion bei der Online-Tagung zum Thema „Nachhaltige Transformation – Gute Arbeit – Neue Wirtschaftsdemokratie: Wie geht das zusammen?" am 15.01.2021.

76 Nikolaus Förster, Geschäftsführer der Impulse Medien GmbH, beim GWÖ-Salon „Mitarbeiten – Mitentscheiden? – Gelebte Transparenz und Teilhabe in Organisationen" am 28.01.2021. Vgl. ebenso das Interview mit Katharina Gerull, Assistentin der Geschäftsführung der Ökofrost GmbH, am 26.05.2020.

77 So wird von einem Unternehmen berichtet, in dem drei Monate lang über das zu beschaffende Sofa im Flur und seine Farbe diskutiert wurde und am Ende eine vierfarbige Couch ausgesucht wurde, die niemand wirklich schön fand. Vgl. Ole Langbehn, Geschäftsführer der inoio GmbH, beim GWÖ-Salon am 28.01.2021.

78 Nikolaus Förster, Geschäftsführer der Impulse Medien GmbH, beim GWÖ-Salon am 28.01.2021.

Matrix nach „Richtig" oder „Falsch" fühle sich dadurch eher wie ein „ideologisches Korsett" (Gerull 2014: 9) an.[79] Die Beispiele zeigen, dass auch innerhalb der GWÖ ein Diskussionsraum besteht, der einen Entwicklungsprozess anschieben soll und der vom Matrix-Entwicklungsteam oder von den Aktiven des GWÖ-Vereins aufgenommen wird.[80]

Die Ambivalenzen sowohl innerhalb der Gemeinwohl-Ökonomie als auch in ihrem Kontakt mit nicht-nachhaltigen mentalen Strukturen und Wertmaßstäben machen die Dynamik der Aushandlung um soziale Anerkennung und Wertschätzung alternativer Werte und Selbstverständnisse und damit um alternative Subjektformen sichtbar. Inwieweit sich ein empathisches, mit Natur und Menschen verbundenes Subjekt als kulturelles Subjektmodell einer zukünftigen nachhaltigen Gesellschaft durchsetzen kann oder ob es als Nische im entwickelten Marktkapitalismus verbleibt, bleibt abzuwarten.

Literatur

Adler, Frank, und Ulrich Schachtschneider, Hrsg. 2017. *Postwachstumspolitiken. Wege zur wachstumsunabhängigen Gesellschaft.* München: oekom verlag.

Adloff, Frank, und Sighard Neckel, Hrsg. 2020. *Gesellschaftstheorie im Anthropozän (*Zukünfte der Nachhaltigkeit, 1). Frankfurt a.M.: Campus-Verlag.

Adloff, Frank, Benno Fladvad, Martina Hasenfratz, und Sighard Neckel, Hrsg. 2020. *Imaginationen von Nachhaltigkeit: Katastrophe. Krise. Normalisierung (*Zukünfte der Nachhaltigkeit, 2). Frankfurt a.M.: Campus-Verlag.

Adloff, Frank, und Sighard Neckel. 2019. Modernisierung, Transformation oder Kontrolle? Die Zukünfte der Nachhaltigkeit. In *Große Transformation? Zur Zukunft moderner Gesellschaften: Sonderband des Berliner Journals für Soziologie*, hrsg. von Klaus Dörre, Hartmut Rosa, Karina Becker, Sophie Bose, und Benjamin Seyd, 167–80. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH. https://doi.org/10.1007/978-3-658-25947-1_8

Akademie solidarische Ökonomie, Harald Bender, Norbert Bernholt, und Bernd Winkelmann, Hrsg. 2012. *Kapitalismus und dann? Systemwandel und Perspektiven gesellschaftlicher Transformation*. München: oekom verlag.

Alkemeyer, Thomas, Gunilla Budde, und Dagmar Freist, Hrsg. 2013. *Selbst-Bildungen: Soziale und kulturelle Praktiken der Subjektivierung*. Bielefeld: transcript. https://doi.org/10.14361/transcript.9783839419922

Alkemeyer, Thomas, Nikolaus Buschmann, und Matthias Michaeler. 2015. Kritik der Praxis. Plädoyer für eine subjektivierungstheoretische Erweiterung der Praxistheorien. In *Praxis Denken: Konzepte und Kritik*, hrsg. von Thomas Alkemeyer, Volker Schürmann, und

79 Katharina Gerull, Assistenz der Geschäftsführung des gemeinwohl-bilanzierten Unternehmens Ökofrost GmbH, in ihrem Text. Siehe auch: https://www.integralesforum.org/integrale-perspektiven/2020/201-ip-06-2020-wirtschaft-im-wandel/5325-die-gemeinwohlbilanz-mit-spiral-dynamics-blick-von-katharina-gerull, zuletzt aufgerufen am 04.02.2021. Sie kritisiert darin auch die vorgegebene Gehaltsspreizung, die Pflicht zu Partizipation und Verantwortungsübernahme sowie die Forderung nach 100% Transparenz.

80 Zur Arbeit des AK Matrix-Entwicklung siehe https://web.ecogood.org/de/die-bewegung/akteurinnen-kreise/entwicklung-der-matrix/, zuletzt aufgerufen am 05.02.2021.

Jörg Volbers, 25–50. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH. https://doi.org/10.1007/978-3-658-08744-9_2

Andreas, Marcus. 2015. *Vom neuen guten Leben: Ethnographie eines Ökodorfs*. Bielefeld: transcript. https://doi.org/10.14361/9783839428283

Baier, Andrea, Tom Hansing, Christa Müller, und Karin Werner, Hrsg. 2016. *Die Welt reparieren: Open Source und Selbermachen als postkapitalistische Praxis*. Bielefeld: transcript. https://doi.org/10.14361/9783839433775

Beck, Don, and Christopher Cowan. 1996. *Spiral Dynamics: Mastering Values, Leadership, and Change*. Malden: Blackwell.

Beck, Stefan. 1997. *Umgang mit Technik: Kulturelle Praxen und kulturwissenschaftliche Forschungskonzepte*. Berlin: Humboldt-Universität zu Berlin

Bender, Harald. 2012. Gesellschaftlicher Wandel. In *Kapitalismus und dann? Systemwandel und Perspektiven gesellschaftlicher Transformation*, hrsg. von Akademie Solidarische Ökonomie, Harald Bender, Norbert Bernholt, und Bernd Winkelmann. München: oekom verlag.

Brand, Ulrich. 2009. *Die Multiple Krise: Dynamik und Zusammenhang der Krisendimensionen, Anforderungen an politische Institutionen und Chancen progressiver Politik*. Berlin: Heinrich-Böll-Stiftung.

Brand, Ulrich. 2015. Degrowth und Post-Extraktivismus. Zwei Seiten einer Medaille? *Working Paper der DFG-KollegforscherInnengruppe Postwachstumsgesellschaften* 5. Jena.

Brand, Ulrich. 2020. *Post-Wachstum und Gegen-Hegemonie: Klimastreiks und Alternativen zur imperialen Lebensweise*. Hamburg: VSA-Verlag.

Brand, Urich, und Harald Welzer. 2019. Alltag und Situation. Soziokulturelle Dimensionen sozial-ökologischer Transformation. In *Große Transformation? Zur Zukunft moderner Gesellschaften: Sonderband des Berliner Journals für Soziologie*, hrsg. von Klaus Dörre, Hartmut Rosa, Karina Becker, Sophie Bose, und Benjamin Seyd, 313–32. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH. https://doi.org/10.1007/978-3-658-25947-1_17

Brand, Ulrich, und Markus Wissen. 2017: *Imperiale Lebensweise: Zur Ausbeutung von Mensch und Natur im globalen Kapitalismus*. München: oekom verlag. https://doi.org/10.3726/JP2017.21

Brink, Alexander, Ludger Heidbrink, und Harald Welzer, Hrsg. 2019. Ökonomie und Gemeinwohl. Zeitschrift für Wirtschafts- und Unternehmensethik, 20 (3). Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG. doi.org/10.5771/1439-880X-2019-3

Dallmer, Jochen. 2020. *Glück und Nachhaltigkeit: Subjektives Wohlbefinden als Leitmotiv für nachhaltige Entwicklung* (Edition, 1). Bielefeld: transcript. https://doi.org/10.14361/9783839452479

Demirović, Alex, Julia Dück, Florian Becker, und Pauline Bader, Hrsg. 2011. *VielfachKrise: Im finanzmarktdominierten Kapitalismus*. Hamburg: VSA-Verlag.

Dierksmeier, Claus. 2016. *Qualitative Freiheit: Selbstbestimmung in weltbürgerlicher Verantwortung*. Bielefeld: transcript. https://doi.org/10.14361/9783839434772

Dörre, Klaus, Hartmut Rosa, Karina Becker, Sophie Bose, und Benjamin Seyd, Hrsg. 2019. *Große Transformation? Zur Zukunft moderner Gesellschaften: Sonderband des Berliner Journals für Soziologie*. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH. https://doi.org/10.1007/978-3-658-25947-1

Eisenstein, Charles. 2017. *Die schönere Welt, die unser Herz kennt, ist möglich*. München: Scorpio Verlag GmbH & Co. KG.

Felber, Christian. 2012. *Die Gemeinwohl-Ökonomie: Eine demokratische Alternative wächst*. Wien: Deuticke.

Gerull, Katharina. 2014. Die Gemeinwohlbilanz mit Spiral Dynamics-Blick. *Integrale Perspektiven* 28 (6): 8–10.

Giselbrecht, Andreas Michael, und Stephanie Ristig-Bresser. 2017. Gemeinwohl-Ökonomie: Das Modell einer ethischen Wortschaftsordnung. In *Degrowth in Bewegung(en). 32 alternative Wege zur sozial-ökologischen Transformation*, hrsg. von Konzeptwerk Neue Ökonomie & DFG-Kolleg Postwachstumsgesellschaften, 176–87. München: oekom verlag.

Göpel, Maja. 2020. *Unsere Welt neu denken: Eine Einladung*. Berlin: Ullstein.

Grewe, Maria. 2017. *Teilen, Reparieren, Mülltauchen: Kulturelle Strategien im Umgang mit Knappheit und Überfluss*. Bielefeld: transcript. https://doi.org/10.14361/9783839438589

Habermann, Friederike. 2009. *Halbinseln gegen den Strom: Anders leben und wirtschaften im Alltag*. Königstein: Ulrike Helmer Verlag.

Habermann, Friederike. 2014. Wir werden nicht als Egoisten geboren. In *Commons. Für eine neue Politik jenseits von Markt und Staat*, hrsg. von Silke Helfrich, und Heinrich-Böll-Stiftung, 39–44. Bielefeld: transcript. https://doi.org/10.14361/9783839428351-005

Jackson, Tim. 2013a [2009]. *Wohlstand ohne Wachstum: Leben und Wirtschaften in einer endlichen Welt*. München: oekom verlag.

Jackson, Tim. 2013b. Angst essen Seele auf – escaping the >iron cage< of consumerism. In *Economy of Sufficiency: Essays on Wealth in Diversity, Enjoyable Limits and Creating Commons*, ed. by Uwe Schneidewind, Tilman Santarius, and Anja Humburg, 53–68. Wuppertal: Wuppertal Institut f. Klima, Umwelt, Energie.

Kallis, Giorgos. 2011. In defence of degrowth. *Ecological Economics* 70 (5): 873–80. https://doi.org/10.1016/j.ecolecon.2010.09.026; https://doi.org/10.1016/j.ecolecon.2010.12.007

Kallis, Giorgos, Federico Demaria, and Giacomo D'Alisa, Eds. 2015. *Degrowth: A vocabulary for a new era*. London: Routledge.

Knecht, Michi. 2005. Ethnographische Wissensproduktion und der Körper als ethnographisches Objekt im Feld moderner Reproduktionsmedizin. In *Ort. Arbeit. Körper: Ethnographien europäischer Modernen*, hrsg. von Beate Binder, Silke Göttsch, Wolfgang Kaschuba, und Konrad Vanja, 421–39. Münster et al.: Waxmann.

Kny, Josefa. 2020. *Too big to do good? Eine empirische Studie der Gemeinwohlorientierung von Großunternehmen am Beispiel der Gemeinwohl-Ökonomie*. München: oekom verlag.

Kühn, Cornelia. 2019. Die Gemeinwohl-Ökonomie zwischen utopischen Visionen und basisdemokratischen Entscheidungen. In *Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven: Sammelband des 41. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde*, hrsg. von Karl Braun, Claus-Marco Dieterich, Johannes Moser, und Christian Schönholz, 187–95. Marburg: Förderverein der Marburger kulturwissenschaftlichen Forschung und Europäischen Ethnologie e. V.

Kühn, Cornelia. 2020. Zwischen ethischen Vorstellungen und strukturellen Zwängen. Aushandlungen um ökologische Verantwortung in gemeinwohl-bilanzierten Unternehmen. In *Kuckuck. Notizen zur Alltagskultur* 2: 48–52.

Latouche, Serge. 2015. *Es reicht! Abrechnung mit dem Wachstumswahn*. München: oekom verlag.

Lessenich, Stephan. 2019. Mitgegangen, mitgefangen. Das große Dilemma der Großen Transformation. In *Große Transformation? Zur Zukunft moderner Gesellschaften: Sonderband des*

Berliner Journals für Soziologie, hrsg. von Klaus Dörre, Hartmut Rosa, Karina Becker, Sophie Bose, und Benjamin Seyd, 57–73. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH. https://doi.org/10.1007/978-3-658-25947-1_3

Mohr, Sebastian, Lydia-Maria Ouart, und Andrea Vetter, Hrsg. 2012. (aus)tauschen: Erkundungen einer Praxisform. Sonderheft, *Berliner Blätter – Ethnographische und ethnologische Beiträge*, Nr. 61.

Müller, Christa, Hrsg. 2012. *Urban Gardening: Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt.* München: oekom verlag. https://doi.org/10.14512/9783865816139

Muraca, Barbara. 2014. *Gut leben. Eine Gesellschaft jenseits des Wachstums.* Berlin: Wagenbach.

Neckel, Sighard. 2018. Die Gesellschaft der Nachhaltigkeit. Soziologische Perspektiven. In *Die Gesellschaft der Nachhaltigkeit. Umrisse eines Forschungsprogramms*, hrsg. von Sighard Neckel, Natalia Besedovsky, Moritz Boddenberg, Martina Hasenfratz, Sarah M. Pritz, und Timo Wiegand, 11–24. Bielefeld: transcript. https://doi.org/10.14361/9783839441947-002

Paech, Niko. 2014. *Befreiung vom Überfluss: Auf dem Weg in die Postwachstumsökonomie*. München: oekom verlag.

Poehls, Kerstin, Leonore Scholze-Irrlitz, und Andrea Vetter, Hrsg. 2017. Strategien der Subsistenz: Neue prekäre, subversive und moralische Ökonomien. Sonderheft, *Berliner Blätter – Ethnographische und ethnologische Beiträge*, Nr. 74.

Reckwitz, Andreas. 2006. *Das hybride Subjekt: eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne.* Weilerswist: Velbrück Wiss.

Reckwitz, Andreas. 2008. *Subjekt.* Bielefeld: transcript. https://doi.org/10.14361/9783839405703

Reckwitz, Andreas. 2017. *Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne.* Berlin: Suhrkamp Verlag. https://doi.org/10.1007/978-3-658-21050-2_2

Reckwitz, Andreas. 2020. *Das Ende der Illusionen. Politik, Ökonomie und Kultur in der Spätmoderne.* Berlin: Suhrkamp Verlag.

Rosa, Hartmut. 2019. „Spirituelle Abhängigkeitserklärung". Die Idee des Mediopassiv als Ausgangspunkt einer radikalen Transformation. In *Große Transformation? Zur Zukunft moderner Gesellschaften: Sonderband des Berliner Journals für Soziologie*, hrsg. von Klaus Dörre, Hartmut Rosa, Karina Becker, Sophie Bose, und Benjamin Seyd, 35–53. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH. https://doi.org/10.1007/978-3-658-21050-2_2

Sandel, Michael J. 2020. *Vom Ende des Gemeinwohls. Wie die Leistungsgesellschaft unsere Demokratien zerreißt.* Frankfurt a.M.: S. Fischer Verlag.

Scheffler, Dirk, und Andreas Lieber. 2018. Mehr Wert schaffen – gemeinwohlorientierte Unternehmenspraxis im Interview: Einführung, Erfolgsfaktoren und Akzeptanz wertorientierter Organisationsentwicklung am Beispiel der Gemeinwohlbilanzierung. *Umweltpsychologie* 22 (2): 88–118.

Schmelzer, Matthias, und Andrea Vetter. 2019. *Degrowth/Postwachstum zu Einführung.* Hamburg: Junius.

Schneidewind, Uwe. 2018. *Die große Transformation. Eine Einführung in die Kunst gesellschaftlichen Wandels.* Frankfurt a.M. Fischer-Taschenbuch-Verlag.

Schneidewind, Uwe, und Angelika Zahrnt. 2018. *Damit gutes Leben einfacher wird. Perspektiven einer Suffizienzpolitik.* München: oekom verlag.

Scholze-Irrlitz, Leonore. 2019. *Paradigma „Ländliche Gesellschaft". Ethnografische Skizzen zur Wissensgeschichte bis ins 21. Jahrhundert.* Münster: Waxmann Verlag.

Sommer, Bernd. 2018. Postkapitalistische Organisationen als Keimzellen einer Postwachstumsgesellschaft? *Working Paper der DFG-Kollegforscher_innengruppe Postwachstumsgesellschaften*, Nr. 5. Jena.

Sommer, Bernd, und Harald Welzer. 2014. *Transformationsdesign: Wege in eine zukunftsfähige Moderne*. München: oekom verlag.

Tauschek, Markus, und Maria Grewe, Hrsg. 2015. *Knappheit, Mangel, Überfluss: Kulturwissenschaftliche Positionen zum Umgang mit begrenzten Ressourcen*. Frankfurt a.M., und New York: Campus-Verlag.

Vetter, Andrea. 2021. *Konviviale Technik. Empirische Technikethik für eine Postwachstumsgesellschaft* (Edition Kulturwissenschaft, 235). Bielefeld: transcript.

WBGU – Wissenschaftlicher Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen. 2011. *Welt im Wandel: Gesellschaftsvertrag für eine Große Transformation*. Berlin: WBGU.

Weizsäcker, Ernst-Ulrich von, und Anders Wijkman et al. 2017. *Wir sind dran: Was wir ändern müssen, wenn wir bleiben wollen,* 5. Aufl. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus.

Welzer, Harald. 2011. *Mentale Infrastrukturen. Wie das Wachstum in die Welt und in die Seelen kam* (Schriften zur Ökologie, 14). Berlin: Heinrich-Böll-Stiftung.

Wiefek, Jasmin, and Kathrin Heinitz. 2018. Common Good-Oriented Companies: Exploring Corporate Values, Characteristics and Practices That Could Support a Development Towards Degrowth. *Management Revue – Socio-Economic Studies* 29(3), 311–331.

Zeitschrift für Volkskunde
117. Jahrgang 2021, Heft 2, S. 192–213
© 2021 Waxmann
https://doi.org/10.31244/zfvk/2021/02.04

Markus Tauschek

Resilienz durch Muße?

Ethnografische Befunde zu einer ambivalenten Relation

Markus Tauschek

Resilience through leisure? Ethnographic findings on an ambivalent relationship

Abstract: Resilience has recently become an expansive concept in political, economic and scientific fields. The normative and ideological dimensions underlying this concept and the resulting cultural effects have hardly been the subject of empirically grounded research in cultural studies so far, although resilience discourses have long been materialising in everyday and living environments. Using the example of courses that promise actors a life with more leisure, this article asks how ideas of resilience are communicated, made plausible and also critically negotiated in this specific field. To what extent is the increased attractiveness of the concept of leisure as a specific form of the qualification of temporal experience related to ideas of a resilient self? How are ideas of a fundamentally deficient self in need of optimisation expressed here and for which social problems are what kind of solutions being sought? The article assumes that both the concept of leisure and the concept of resilience co-create, on a discursive level, the problems, challenges and crises to which they respond.

Keywords: resilience, self-optimisation, leisure, work-life balance, body concepts, mindfulness, blurring boundaries of work

Ein Mann joggt über einen Zebrastreifen. Man sieht ihn im häuslichen Wohnzimmer, mit Frau und Kindern am Frühstückstisch. Eine Frau stutzt mit einer Kettensäge ein Gewächs im Garten, eine andere ist beim Tanzkurs zu sehen. Jemand grillt, eine weitere Person trainiert Fußball. Bis dahin höchst alltägliche Situationen. Alle Dargestellten eint aber eines: Ihr Alltag wird gleichermaßen als gestört dargestellt. Denn sie alle tragen einen Schreibtisch um ihre Hüften, sind mit diesem verwachsen, woraus sich allerlei Turbulenzen ergeben. Eine Vase geht mit dem Schreibtisch zu Bruch, ein Fußball knallt an einen Kopf, ein Schreibtisch verhakt sich in der Haustüre. Die ansonsten so romantische Szene eines Paares auf einer Parkbank wird gravierend irritiert, weil der umgehängte Schreibtisch eine skurrile Distanz schafft und die Partnerin ihre Hand weit ausstrecken muss, um über den Schreibtisch hinweg zumindest ein wenig körperliche Nähe zu schaffen.

Diese Szenerie greift omnipräsente lebensweltliche Erfahrungen auf, die die interdisziplinäre Arbeitskulturenforschung mit dem Stichwort Entgrenzung problematisiert hat (Gottschall/Voß 2003; Herlyn et al. 2009; Schönberger 2003; Schönberger/Springer 2003). Sie entstammt einer Präventionskampagne des Schweizerischen Ver-

sicherungsverbands SVV.[1] Ein ungemein witzig gemachtes Video fügt all diese Szenen zusammen. Vor Hintergrundmusik, die auf Slapstick vorbereitet, stellt sich im Video der Hauptprotagonist vor. Tatsache sei, er habe einen wichtigen Job. Gleich schränkt er aber ein „also ziemlich wichtig, mehr oder weniger". Ohne ihn gehe nichts, die Arbeit sei deshalb immer mit dabei. Während er seinen Laptop auf dem mobilen Schreibtisch festklebt, kommentiert er aus dem Hintergrund, es sei wichtig, Geschäft und Freizeit zu trennen. Der klug gemachte Film greift äußerst humoristisch das Motto „Freizeit ist besser ohne Büro" auf. Freizeit sei immer mehr Arbeit. Und dies sei in hohem Maße unserer Gesundheit abträglich.

Die Kampagne wirkt nicht nur deshalb so gut, weil sie humorvoll auf einen als gravierendes gesellschaftliches Problem interpretierten Zustand aufmerksam macht. Sie wirkt, weil sie eine lebensweltliche Erfahrung aufgreift, in der sich überwiegend mittel- und hochqualifizierte Menschen erstens zunehmend als Projekt ihres Selbst (Glauser 2016) deuten und in der zweitens die problematisierte Entgrenzung von Arbeit immer wirkmächtiger wird. Rahmt der Versicherungsverband diese Entgrenzung als gesundheitliches Risiko, gehen wissenschaftliche Analysen viele Schritte weiter. Die entsprechenden Gesellschaftsdiagnosen (u. a. Bude 2018; Han 2012, Illouz 2009) verweisen auf unhintergehbare Menschenregierungskünste, die uns – wie der Soziologe Ulrich Bröckling (2016) diskursanalytisch und gouvernementalitätstheoretisch herausgearbeitet hat – in ein unternehmerisches Selbst transformieren und die deshalb unhintergehbar sind, weil sie sich tief und meist unreflektiert in unsere Selbst- und Weltdeutungen eingeschrieben haben.

Der Versicherungsverband ruft vor diesem Hintergrund ein äußerst wirkmächtiges Konzept auf, das in den vergangenen Jahren in Wissenschaft und Gesellschaft eine enorme Popularität erfahren hat – das der Resilienz. Zwar nutzt die Kampagne des Versicherungsverbands den Begriff Resilienz nicht explizit. Es geht vielmehr um die gesundheitlichen Auswirkungen der Entgrenzung von Arbeit mit dem Ziel, mögliche Kosten zur Behandlung daraus resultierender Krankheiten zu verringern. Doch lässt sich argumentieren, dass die der Kampagne zugrundeliegende Ideologie auf jenen Vorstellungen beruht, die auf das engste mit dem Resilienzkonzept verbunden sind. Adressiert werden in der Kampagne keineswegs jene Akteur*innen, die politische Steuerungsmechanismen verändern und die etwa für ein ausgewogenes Verhältnis von Arbeit und Freizeit sorgen könnten. Adressiert werden vielmehr die Widerstandskräfte der Einzelnen, die mit den Herausforderungen entgrenzter Arbeitswelten umzugehen haben und die eben resilient werden sollen. Die Werbekampagne zeichnet ein machtvolles Bild, das „Resilienz als neues Ideal von Persönlichkeit und Lebensführung verhandelt" (Graefe 2019: 9). Machtvoll ist dieses Bild vor allen Dingen auch deshalb, weil es aus einer Vielzahl von Handlungsmöglichkeiten (etwa die Reduktion von Arbeitszeit

1 Präventionskampagne des Schweizerischen Versicherungsverbands (https://ausschalten-auftanken.ch/filme; 18.02.2020).

oder ein Engagement in Gewerkschaften) eine einzige privilegiert, die an der Persönlichkeit und der Lebensführung des Subjekts ansetzt. Im Film geht es nicht allein um eine ausgewogenere Balance zwischen Freizeit und Arbeit: Es geht vielmehr darum, den Einzelnen oder die Einzelne dazu zu motivieren, die eigenen (Abwehr-)Kräfte zu mobilisieren oder diese erst zu entwickeln, um besser mit verschiedenen Herausforderungen klarzukommen. Die Verantwortung wird dabei im jeweils handelnden Subjekt situiert, wobei gleichzeitig gerade nicht mehr nach den gesellschaftlichen Bedingungen gefragt wird, die die in den Blick genommenen Herausforderungen erst verursachen – also etwa Entgrenzungs- oder Überlastungserfahrungen der Arbeitswelt. Resilienz ist in dieser Lesart geradezu reaktionär, indem die bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse (und damit auch immer Machtpositionen) festgeschrieben und perpetuiert werden. Es geht um Anpassung und nicht um Veränderung.

Ähnliches lässt sich auch für eine derzeit rasant wachsende Muße-Industrie feststellen, die der folgende Beitrag mikroperspektivisch in den Blick nehmen möchte und die gewissermaßen das von der Schweizerischen Versicherungsgesellschaft konstatierte gesellschaftliche Bedürfnis nach einer ausgewogeneren Work-Life-Balance aufgreift und geschickt vermarktet. Die empirische Basis des folgenden Beitrags liefert ein kulturwissenschaftliches Teilprojekt, das im Rahmen des Freiburger Sonderforschungsbereichs 1015 „Muße. Grenzen, Raumzeitlichkeit, Praktiken" verschiedene Kursangebote ethnografisch untersucht, die in Rückgriff auf das Konzept Muße versprechen, die Subjekte für die Herausforderungen der Gegenwart wieder fit zu machen.[2] Die ethnografierten Kurse fanden in ganz unterschiedlichen Settings statt: von der Auszeit im Kloster, über Kurse zum sog. Waldbaden bis hin zu Achtsamkeitskursen. Nicht alle Kurse operierten mit dem Begriff Muße, alle aber bezogen sich auf das Konzept, indem sie selbstbestimmtes Handeln und eine Freiheit von Zwängen, die zu Freiheit für die selbstzweckhafte Nutzung zeitlicher Ressourcen führen sollten, erzeugen wollten. Sie alle artikulierten dabei eine je spezifische Selbst- und Gesellschaftsdiagnose, in der stets auch Vorstellungen von Resilienz aufgerufen waren.

Der Zusammenhang von Muße und Resilienz ist keineswegs auf den ersten Blick evident: Muße ist die sich historisch immer wieder gewandelte Qualifizierung einer zeitlichen Erfahrung. Diese, so der definitorische Vorschlag des Freiburger SFBs Muße, zeichne sich dadurch aus, dass sie Freiheitserfahrungen ermögliche, wobei selbstbestimmtes Tun möglich werde. Wird sie hingegen wie in den oben genannten Kursangeboten instrumentell eingesetzt, so kann sie – ob bewusst intendiert oder eher beiläu-

2 Gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) – Projektnummer 197396619 – SFB 1015. Die empirische Forschung, die Basis dieses Beitrags ist, wurde durchgeführt von Inga Wilke M.A. Das Forschungsprojekt, dessen Ergebnisse im folgenden ausschnitthaft für die Analyse herangezogen werden, zielte nicht explizit auf Fragen der Resilienzforschung ab. Gleichwohl erwies sich die Frage nach jenen Bedeutungsebenen und Ideologien, die mit dem Resilienzbegriff aufgerufen sind, im Laufe der ethnografischen Forschung als unabdingbar, denn in den Interviews wurden Begriff und die dahinterstehende Vorstellung immer wieder prominent artikuliert.

fig – zu einem Vehikel zur Vermittlung von Resilienzvorstellungen werden. Man könnte sogar zugespitzt argumentieren, dass die Kurse zwar vermitteln, wie wir mehr Muße im Alltag haben können, dass sie aber gleichzeitig Vorstellungen von Resilienz popularisieren. Die Kurse versprechen beispielsweise, man könne lernen, in der Freizeit oder sogar während der Arbeit Muße zu erfahren, sie vermitteln dabei aber gleichzeitig, dass die so empfundene Muße die eigenen Widerstandskräfte stärken kann, um besser mit Stress und allen möglichen Herausforderungen des Alltags umzugehen. Und dabei kritisieren solche Kursangebote gleichzeitig nur selten und niemals radikal die Ursachen, die erst dazu führen, dass Menschen nach mehr Muße im Alltag suchen. Die in den Kursen vermarktete und vermittelte Muße wird als geeignetes Instrument oder Therapeutikum verstanden; letztlich geht es aber auch wie bei der Resilienz um Anpassung und nicht um eine grundlegende Veränderung (etwa von Arbeitsbedingungen). Denn popularisiert wird hier immer die Idee, Muße erreiche man nur über die entsprechende Arbeit am Selbst. Es geht um eine Anpassung der eigenen Lebensführung, durch die dann mehr Muße entstehen soll und weniger um die Frage, warum Mußeerfahrungen heute verhindert werden. Ohnehin muss man fragen, ob die Diagnose, wir hätten heute weitestgehend verlernt, Muße zu erfahren oder zu praktizieren, überhaupt zutrifft. Haben Menschen heute keine Muße mehr? In jedem Fall scheint diese Diagnose aber Muße zu einem attraktiven Gut werden zu lassen. Muße ist auch deshalb so attraktiv, weil über sie das Versprechen artikuliert wird, Freiheitserfahrungen zu machen. Das unterscheidet sie strukturell von Resilienz, die für die Akteur*innen ja weniger Freiheit bedeutet, als das weiterhin gute Funktionieren des Subjekts vor dem Hintergrund angenommener Krisen. Es ist hingegen nur schwer vorstellbar, dass Kurse ähnlich gut vermarktet werden könnten, wenn sie explizit mit dem Resilienzbegriff operieren würden.

Muße ist auf den ersten Blick ein harmlos anmutender Gegenstand. Begriffsgeschichtlich ist er mit der Zeitnutzung der Eliten verkoppelt, er trägt bildungsbürgerlichen Ballast mit sich, insofern als begriffsgeschichtlich bestimmten gesellschaftlichen Gruppen das Recht auf Muße abgesprochen wurde (Gimmel/Keiling 2016; Hasebrink/Riedl 2014; Soeffner 2014: 34). Muße ist hingegen ein immens politisches Thema (Dobler/Riedl 2017), werden über das Konzept Muße gegenwärtig doch gesellschaftliche Grundfragen verhandelt, die auch in politischen Diskursen aufscheinen (beispielsweise aktuell in Debatten um das bedingungslose Grundeinkommen). Mit Bourdieu ließe sich argumentieren, dass Muße auch dazu genutzt wurde und wird, um die Zeitregime der Eliten zu legitimieren. Historisch betrachtet und bis in die Gegenwart nachwirkend waren bestimmte soziale Gruppen von Mußeerfahrungen explizit ausgeschlossen. Das heißt nicht, dass diese Gruppen diese Erfahrungen nicht machten, sondern vielmehr, dass sie ihnen auf einer diskursiven oder programmatischen Ebene abgesprochen wurde (beispielhaft etwa in der griechischen Antike, in der die Unfreien eben nicht über Muße verfügen sollten).

Der folgende Beitrag fragt nach konkret situierten Verständnissen von Resilienz – und dies auf zwei Ebenen: Er fragt einerseits danach, wie im Kontext der ethnografisch untersuchten Kursangebote Vorstellungen von Resilienz vermittelt und dabei durchaus auch kritisch reflektiert werden. Andererseits arbeitet er kulturwissenschaftlich heraus, wie Kursteilnehmer*innen selbst Vorstellungen von Resilienz artikulieren und kritisch und eigenwillig verhandeln. Es geht darum aufzuzeigen, wie Muße gleichermaßen zielorientiert dafür eingesetzt wird, um ein resilientes Selbst zu erzeugen. Welche Rolle also spielen Vorstellungen von Resilienz für Akteur*innen in diesem Feld? Thesenhaft geht der Beitrag davon aus, dass die mit dem Konzept Resilienz verbundenen Ziele der Persönlichkeitsgestaltung und Lebensführung zumindest in dem hier untersuchten Feld nicht unhinterfragt oder unkritisch vermittelt werden, sondern dass gesellschaftliche Akteur*innen sich durchaus auch kritisch mit diesen auseinandersetzen. Er erweitert damit die diskursanalytisch ausgerichteten wissenschaftlichen Diagnosen zum Resilienzbegriff um eine ethnografisch-kulturwissenschaftliche Perspektive.

Resilienz als kultur- und sozialwissenschaftlicher Gegenstand

Die sozialwissenschaftliche Literatur hat das Resilienzkonzept auf der Basis diskursanalytischer und gouvernementalitätstheoretischer Überlegungen als machtvolles Steuerungsinstrument dekonstruiert (Bröckling 2017: 113; Hall/Lamont 2013). In Anlehnung an Ulrich Bröcklings Arbeiten geht etwa auch die Soziologin Stefanie Graefe davon aus, Resilienz sei einerseits ein Modewort und andererseits ein Schlüsselkonzept der Gegenwart „und damit eine Denkfigur, die – unter Umständen sogar auch dort, wo von Resilienz explizit (noch) gar keine Rede ist – etablierte Wirklichkeitswahrnehmungen, Problemlösungsmodelle und Anleitungen zur Selbst- und Fremdführung beeinflusst und ihre Überarbeitung nahelegt. Resilienz als *transformatives* [kursiv i. O.] Paradigma stimmt uns nicht nur auf eine in multipler Weise ungewisse, undurchschaubare und deshalb eben prinzipiell auch bedrohliche Gegenwart ein, sondern gibt uns zugleich die Mittel an die Hand, mit dieser Situation fertigzuwerden“ (Graefe 2019: 21). Dies lässt sich auch auf den Gegenstand dieses Beitrags übertragen: Von Resilienz ist in den Kursen keine Rede, sie diagnostizieren gleichwohl eine krisenhafte Gegenwart, in der Mußeerfahrungen kaum noch oder gar nicht mehr möglich seien. Gleichsam durch die Hintertüre popularisieren sie Resilienzvorstellungen, u. a. weil Muße dazu dienen soll, mit den Herausforderungen der Gegenwart besser umzugehen. Mußeerfahrungen sollen die Subjekte widerstandsfähiger machen.

Die Kritik liegt hier auf der Hand (Neocleous 2013): Der Resilienzbegriff argumentiert mit Krisen und gesellschaftlichen, ökologischen oder anderen Herausforderungen, die er zumindest auf einer diskursiven Ebene gleich miterzeugt. Wenn Ordnungen destabilisiert werden und dies in der Folge im gesellschaftlichen Diskurs als Krise gedeutet wird (durch die sog. Finanzkrise, die Coronapandemie etc.), dann werden Rufe nach der Steigerung der Widerstandsfähigkeit von Systemen oder auch individueller

Akteur*innen lauter. Insofern katalysieren, beschleunigen oder intensivieren Krisen Resilienzdiskurse. Da man in solchen gesellschaftlichen Kontexten offensichtlich sehr plausibel mit der Notwendigkeit von Resilienz argumentieren kann, bestätigen Forderungen nach Resilienz Diagnosen einer Krise. Sozialkonstruktivistisch lässt sich demnach argumentieren, dass Resilienz auf einer diskursiven Ebene Krisendiagnosen herstellt. So gewendet ist dann danach zu fragen, ob die gesellschaftliche Realität nun tatsächlich so krisenhaft ist, wie sie etwa im politischen (ein Beispiel wäre die sog. Flüchtlingskrise) oder ökonomischen (etwa die sog. Finanzkrise) Diskurs gedeutet wird. Damit ist keineswegs in Abrede gestellt, dass Menschen die Gegenwart als krisenhaft wahrnehmen. Wie aber – das ist eine wichtige wissenschaftliche Frage – entstehen Krisendiagnosen überhaupt? Inwiefern und für welche Akteur*innen ist die Diagnose einer Krise auch eine machtvolle Ressource? Wer also profitiert – ökonomisch, politisch oder sozial – davon, wenn bestimmte gesellschaftliche Entwicklungen als Krise begriffen werden?

An den im Folgenden diskutierten Kursangeboten lässt sich die Annahme, Krisen sind nicht einfach gegeben, sondern eine diskursive Zuschreibung, ebenfalls zeigen: Sie diagnostizieren eine Krise des Selbst, das mit den Herausforderungen der Gegenwart nicht mehr zurechtkomme und mehr Muße benötige. Die Forderung nach einem resilienten Selbst wird dadurch erst plausibel. Wer mehr Muße (etwa Achtsamkeit) im Alltag habe, könne den lebensweltlichen Anforderungen besser gerecht werden. Wenn in diesem Kontext dann gar keine nachhaltigen Lösungen gesucht werden, um diese Anforderungen selbst zu verändern, sondern lediglich den individuellen Umgang damit, dann muss man sicherlich fragen, ob die so vermittelte Muße die adäquate Antwort auf die ausgemachten Probleme sein kann.

Das Konzept Resilienz schreibt Verantwortung in die Subjekte ein, ohne dass dabei jene Strukturen konsequent hinterfragt würden, die Resilienz erst notwendig erscheinen lassen; die Rede von Resilienz oder auch die Forderung nach einem resilienten Selbst stabilisiert damit machtvoll als neoliberal zu charakterisierende Ordnungen, die ein neues Subjektverständnis adressieren – und zwar eines, das sich von einem präventiven Selbst unterscheidet, in dem es dieses noch einmal radikaler und umfassender denkt:

> „Resilienzförderung lässt sich […] sowohl als Variante von wie als Alternative zu präventivem Handeln begreifen. Sie ist weniger negativistisch, aber dafür defensiver: Soll Prävention negative Zukünfte wahrscheinlicher machen, so soll Resilienzförderung wahrscheinlicher machen, dass die befürchteten negativen Zukünfte nicht noch negativer ausfallen." (Bröckling 2017: 115)

Wenn in den Mußekursen beispielsweise ein Mittel gegen Überlastungs- und Stresserfahrungen bereitgestellt werden soll, dann lösen sich diese Erfahrungen in der Zukunft keineswegs auf; deren Effekte werden in Anlehnung an Bröckling lediglich weniger negativ.

Resilienz ist wie Prävention immer auf die Zukunft ausgerichtet. Sie ist in Anlehnung an Bröckling insofern normativ, als sie spezifische Vorstellungen von Zukunft privilegiert, andere dadurch gleichzeitig ausschließt. Bezogen auf die hier analysierten Kursangebote etwa bedeutet dies, dass hier eine Vorstellung von Zukunft vermittelt wird, in der die Kursteilnehmer*innen besser mit den Herausforderungen der Arbeitswelt klarkommen. Es ist eben nicht eine Zukunft, in der Akteur*innen ermächtigt werden sollen, sich gegen die als herausfordernd interpretierten Strukturen mit anderen (etwa politischen) Mitteln zur Wehr zu setzen.

Die kulturwissenschaftliche Forschung hat sich bislang kaum mit dem Konzept Resilienz auseinandergesetzt, obwohl es naheliegen würde, gerade danach zu fragen, wie denn Vorstellungen von Resilienz konkret lebensweltlich wirksam werden: Wie verändert das Konzept Wirklichkeitswahrnehmungen oder konkretes alltägliches Handeln? Wie werden Anleitungen zur Selbst- und Fremdführung umgesetzt – wie entsteht ein resilientes Selbst, das nicht als soziale oder kulturelle Figur in Erscheinung tritt, sondern als auszudifferenzierende/r Akteur*in (nach klassischen Differenzkategorien wie Alter, Geschlecht oder Klasse und mit individuellen biografischen und lebensweltlichen Erfahrungen), der oder die für sich in konkreten lebensweltlichen Kontexten Resilienz als relevant erachtet? Oder kurz: Welche Auswirkungen hat das Konzept auf die Alltagsgestaltung – Arbeit, Freizeit, Liebe, Konsum etc. – sowie auf unsere Selbst- und Weltdeutung?

Am Beispiel des Umgangs mit den Folgen des Hurricanes Katrina in New Orleans hat die amerikanische Folkloristin und Kulturwissenschaftlerin Dorothy Noyes Resilienz als „slogan-concept" (2016: 413) kritisch diskutiert. Sie betont, Konzepte wie Resilienz würden Aufmerksamkeit auf sich ziehen und von strukturellen Problemen ablenken:

> „As the symptoms are treated, the disease is ignored or naturalized, such that the attendant suffering is just how things are. Slogan-concepts propose solutions for problems that have not been examined." (Noyes 2016: 413)

Die Konzepte würden weiterhin Verhalten disziplinieren und Anhänger*innen hinter sich versammeln, die sich mitunter leidenschaftlich für diese einsetzten. Diese Anhänger*innen hat Ulrich Bröckling (2017) mit der sicher idealtypisch gedachten Figur des resilienten Selbst problematisiert. Dieses Selbst entsteht in zentraler Weise auch in wissenschaftlicher Forschung. So konstruiert etwa die psychologische Achtsamkeitsforschung, die als paradigmatisches Feld in der Auseinandersetzung mit Resilienz charakterisiert werden könnte, mit dem resilienten Selbst auch spezifische Bilder des Menschseins an sich. Hier sei, so Bröckling, ein Subjekt aufgerufen, das „ein virtuoser Emotions- und Kognitionsmanager" sei. „Nur eines kommt ihm offensichtlich nicht in den Sinn: sich gegen das zu wehren, was er auszuhalten gelernt hat, das außer Kraft zu setzen, was er so souverän bewältigt" (Bröckling 2017: 136). Bröckling

schlussfolgert daraus zu Recht, man müsse darin eine „Strategie der Entpolitisierung" (Bröckling 2017: 137) sehen.

Den nicht kultur- oder sozialwissenschaftlich ausgerichteten Perspektiven liegen Menschenbilder zugrunde, die den Menschen als formbar konzipieren und diesen in Ordnungen situieren, die gerade nicht kritisch hinterfragt werden. Auf wen konkret aber zielen Resilienzkonzepte ab?

> „Erreichbar für die Anrufungen des resilienten Selbst sind diejenigen, die ohnehin schon jene unkalkulierbaren, disruptiven und katastrophischen Zukünfte fürchten, für die sie sich rüsten sollen. Das affektive Einschwingen vollzieht sich weniger über argumentative Plausibilisierungen als über die fraglose Evidenz eindrücklicher Bilder und Geschichten." (Bröckling 2017: 137)

Teilnehmende an Mußekursen fürchten hingegen weniger Katastrophen oder Disruption, sie haben für ihre eigenen Alltagswelten Defizite ausgemacht und suchen mit der Hoffnung auf mehr Muße und eine als sinnvoll inszenierte und imaginierte Form der Zeitnutzung eine neue Haltung zu sich selbst oder zu ihrer Arbeitswelt. Hier artikulieren sich insofern Vorstellungen, die für den Resilienzbegriff charakteristisch sind, als es allen Akteur*innen, die wir befragt haben, um die Steigerung der eigenen Widerstandskraft geht.

In die Diagnostik des Selbst in den narrativen Interviews ist dabei immer auch eine Diagnostik der Gesellschaft eingewoben. So beschreiben Interviewpartner*innen durchgehend, eine zentrale Motivation für die Kursteilnahme liege darin, eine bessere Balance (etwa zwischen Arbeit und Freizeit) in ihrem Leben zu erreichen. Sie diagnostizieren ihr eigenes Leben damit als unausgeglichen, mitunter defizitär, was sich unter anderem an der Haltung zum eigenen Körper auszeichne. Gleichzeitig reflektieren sie dabei aber auch die gesellschaftlichen Umstände, die zur Diagnose einer individuellen, lebensweltlichen Krise führen.

Muße als analytisches Konzept oder Gegenstand?

Wie Resilienz so scheint auch jene Qualifizierung zeitlicher Erfahrung, die man als Muße charakterisieren könnte, in der Gegenwart – zumindest in Ländern des Globalen Nordens und für spezifische soziale und sozioökonomische Milieus – an Attraktivität zu gewinnen. Jedenfalls beschreiben die hier untersuchten Kursangebote Muße als attraktiven Zustand und vermitteln damit gleichzeitig Ziele, die auch der Resilienzbegriff fokussiert. Mußekurse richten wie Resilienz ihren Blick auf die Zukunft. Sie versprechen über eine veränderte Lebensführung – ein mußevolleres Leben – ein besseres Zurechtkommen mit den als herausfordernd beschriebenen Zuständen der Gegenwart. Muße ist dabei kein passiver Zustand, in den man in bestimmten Kontexten – etwa beim Spazierengehen oder bei routinisierten Tätigkeiten – einfach gerät, er wird vielmehr als Zustand beschrieben, den man durch eine entsprechende Arbeit am Selbst mit den entsprechenden Instrumenten (etwa Entspannungstechniken wie die sog. Mindfulness-

Based Stress Reduction) auch gelangen kann. Wie Resilienz erfordert auch Muße in diesem Feld die permanente Arbeit am Selbst.

Dass Muße gegenwärtig (wieder) attraktiv ist, zeigt sich in ganz unterschiedlichen Feldern, die alle eint, dass Muße hier eben gerade nicht selbstzweckhaftes Tun ist, sondern dass sie wie Resilienz mit spezifischen Zielen verbunden wird: Im Zusammenhang mit Erwerbsarbeit richten Unternehmen für Mitarbeitende Räume zur Erholung ein – doch dabei, so könnte man kritisch einwenden, ist Erholung nicht immer das primäre Ziel, geht es doch darum, die Attraktivität des Arbeitgebers oder die Leistungskraft der Arbeitnehmenden zu erhöhen; nicht nur Gewerkschaften diskutieren vermehrt über kürzere Arbeitszeiten im Hinblick auf eine Work-Life-Balance. Populäre Medien, wie Zeitschriften und Blogs, setzen sich mit beschleunigten Zeiterfahrungen auseinander und bringen Entschleunigung oder eben Muße in Gegenstellung. Zudem ist eine Ausweitung von Coaching- und Freizeitangeboten zu beobachten, mit denen Menschen durch Achtsamkeitstrainings und andere Formate zu sich selbst finden sollen. Aufgegriffen wird in allen genannten Bereichen das scheinbar wachsende Bedürfnis nach freier und gleichzeitig sinnhaft genutzter Zeit, das mit dem Gefühl von Entfremdung durch Erwerbsarbeit und einem kontinuierlich wachsenden Leistungsdruck einhergeht.

In der Gegenwart sei es bezeichnend, so etwa der Soziologe Hans Georg Soeffner, „dass in der zeitgenössischen Ratgeberliteratur das Gefühl, etwas Eigentümliches und zugleich Wichtiges verloren zu haben, mit der Aufforderung zum Ausdruck gebracht wird, man möge dieses Etwas wiederfinden, also Muße *suchen* [kursiv i. O.]“ (Soeffner 2014: 36). Die Muße, die Soeffner hier beschreibt, ist in hohem Maße zweckgerichtet. Dies hängt auch damit zusammen, dass sie in entsprechenden Kursangeboten, in denen Mußeerfahrungen vermittelt werden, ein vermarktbares Gut wird, mit dem Versprechen eines gelingenden Lebens verkauft werden. Um das Bedürfnis nach Muße erst einmal zu wecken, wird sie hier häufig mit einem Entfremdungsnarrativ verknüpft, auf das auch Soeffner hinweist: Dieses Narrativ geht davon aus, dass in einer nicht weiter spezifizierten Vergangenheit Menschen noch ein mußevolleres Leben geführt hätten. Historisch ist dies eine reine Fiktion und Imagination, die aber dazu führt, dass die Gegenwart umso defizitärer erscheint. Gleichzeitig ebnet dieses Narrativ soziale Differenzen ein, denn weder existiert die hier aufgerufene idealtypische Vergangenheit, noch verfügten, wie eingangs kurz skizziert, alle Menschen gleichermaßen über Muße.

Muße ist – so inszeniert – hingegen ein gut funktionierendes Verkaufsargument. Soeffner, der sich an Adornos Kritik an der Kulturindustrie anlehnt, geht für bestimmte marktförmig organisierte Felder davon aus, dass Muße zwar versprochen wird, sich diese dann aber gerade nicht einstellen kann. Er unterscheidet damit eine höchst instrumentelle und keineswegs zweckfreie Form einer „Krankenkassen- und Wellness-Center-Muße“ (Soeffner 2014: 40) von einer ‚echten‘, zweckfreien Muße. Diese zeichne sich durch eigengesetzliche, zeitliche Freiräume aus, in denen auch die routinemäßi-

gen Alltags- und Arbeitsabläufe angehalten würden, wodurch synästhetisches und vor allem zweckfreies Erleben möglich werde.

Muße ist kulturwissenschaftlich gewendet zunächst eine Deutung. Sie qualifiziert zeitliche Erfahrung, interpretiert diese als positiv und grenzt sie etwa von Faulheit oder als negativ gedeuteter Langeweile ab. Muße ist kulturwissenschaftlich kein analytisches Konzept, sondern ein Forschungsgegenstand. Radikaler könnte man sogar formulieren, dass es in sozialkonstruktivistischer Perspektive Muße nicht gibt. Kulturwissenschaftlich interessant ist vielmehr, in welchen historischen und kulturellen Räumen Muße in welcher Weise interpretiert wurde und wird, wer sich aus welchen Gründen auf Muße beruft (heute ganz intensiv etwa in Debatten um ein bedingungsloses Grundeinkommen), wann und warum Muße gesellschaftlich relevant wird, wie Muße über körperliche und diskursive Praktiken erst hergestellt wird.

Der Sonderforschungsbereich 1015 versucht, Muße konzeptionell zu bestimmen: Er versteht Muße etwa als paradoxale Relation absichtsvoller Absichtslosigkeit oder produktiver Unproduktivität. Muße ist hier als „selbstbestimmtes und selbstverwirklichendes Tun" (Gimmel/Keiling 2016: 52) definiert, das sich durch negative und positive Freiheit auszeichnet: „Muße bietet menschlicher Freiheit die Gelegenheit, sich zu verwirklichen. Praktiken der Muße sind letztlich Vollzugsformen von Freiheit" (Gimmel/Keiling 2016: 61). Begreift man Muße auf diese Weise, dann liegt es geradezu nahe, sie als Charakteristikum des Menschseins zu interpretieren. In dieser Idealform ist sie nicht an reiner Produktivität orientiert, sie erhält ihre Form dadurch, dass sie Produktivität und Unproduktivität, Tätigkeit und Untätigkeit in ein bestimmtes Verhältnis setzt. Betont werden muss hierbei allerdings, dass diese Idealform kulturhistorisch immer wieder neu verhandelt und mitunter anders bestimmt wurde und dass der Muße auch unterschiedliche Funktionen zugesprochen wurden. Im Kontext der hier diskutierten Kursangebote kann sie tatsächlich als eine Gegenreaktion auf die Leistungsimperative der Gegenwart verstanden werden. Jedenfalls wird auf einer diskursiven Ebene der Zusammenhang mit Leistungsanforderungen immer wieder hergestellt. Der Zusammenhang ist allerdings durchaus paradox. So erklärt etwa die Historikerin Nina Verheyen den Erfolg von Muße-Ratgebern damit, dass sie „die Interessen von Leistungskritikern und Leistungsverfechtern gleichzeitig" bedienten (Verheyen 2018: 9).

Der Sonderforschungsbereich 1015 nimmt an, dass Muße sich insbesondere durch ihr transgressives Potenzial auszeichnet. Mußeerfahrungen, so die These, ermöglichen es Menschen, durchaus auch kritisch über sich selbst und ihre Umwelt nachzudenken. In diesem Nachdenken wiederum stecke das Potenzial, die gesellschaftlichen Verhältnisse auf der Basis von Mußeerfahrungen zu verändern. Dieses transgressive Potenzial drückt sich auch in der folgenden Analyse des empirischen Materials aus den Mußekursen aus. Mir geht es dabei darum zu fragen, wie im Kontext von Muße über Resilienz kritisch nachgedacht wird.

Muße und Resilienz – Diskursivierungen und reflexives Potenzial

Ein häufig artikuliertes Interpretament in den Kursen, die wir ethnografisch untersucht haben, ist das Loslassen alltäglicher Zwänge.[3] Dieses Loslassen beschreibt die 58-jährige Simone[4], die sich zu einem Kurs in einem Kloster angemeldet hat, als überaus attraktiv. Genau dieses Handlungsmuster würde ihr im Alltag allzu oft fehlen: „Ich kann's ja immer nicht gut sein lassen"[5], sagt sie im Interview und bringt damit ein im eigenen Ich situiertes Defizit zum Ausdruck, das sie gerade nicht auf äußere Strukturen oder Zwänge zurückführt. Simone arbeitet in der Verwaltung eines ambulanten Pflegedienstes und hat – unter anderem begründet durch Überlastungserfahrungen, die sie dort macht – bereits verschiedene Kursangebote ausprobiert. Simone versteht sich selbst als Perfektionistin. Aus ihren eigenen Erfahrungen leitet sie einen Lernbedarf ab: „Ich müsste noch mehr machen, noch mehr Techniken lernen." „Da bin ich noch nicht so weit"[6], argumentiert ein anderer Teilnehmer des Kurses mit dem Titel „Das Innere ins Gleichgewicht bringen".

Noch nicht so weit sein, mehr tun, mehr Techniken lernen – diese Deutungen verweisen zunächst einmal auf einen festgestellten Lernbedarf. Kontextualisiert man diesen aber mit den Begründungen, warum Menschen an den Kursangeboten teilnehmen, so zeigen sich hier viel umfassender Optimierungslogiken (Mayer/Thompson 2013). Denn es geht meist nicht nur allein darum, Entspannungs- oder Achtsamkeitstechniken zu erlernen, sondern insgesamt um eine optimiertere Lebensgestaltung.[7] Dabei werden die Ansprüche der Leistungsgesellschaft gerade nicht grundsätzlich infrage gestellt, indem sie etwa alternative Handlungslogiken zur Disposition stellen, wie sie Stefan Groth (2020) mit seinen Arbeiten zur Orientierung am Mittelmaß in den Blick genommen hat. Anstelle des Kursbesuchs wäre ja durchaus denkbar, sich für bessere Arbeitsbedingungen einzusetzen; der Handlungsbedarf wird vielmehr darin ausgemacht, die eigene Lebensführung so zu verändern, dass man besser an die entsprechend kritisierten Strukturen angepasst ist und eben dadurch resilient wird.

In allen Interviews, die wir geführt haben, wird das Verhältnis von Arbeit und alltäglichen Zwängen und persönlicher Freiheit reflexiv artikuliert. Beispielhaft drückt dies die bereits zitierte Simone aus:

3 Vgl. auch Tauschek/Wilke 2021. Das hier zur Analyse herangezogene empirische Material wurde teilweise in diesem Beitrag schon genutzt, jedoch nicht mit dem Fokus auf Fragen der Resilienz, sondern auf Fragen der Arbeit am Selbst und der Selbstoptimierung.

4 Namen und Kurstitel wurden pseudonymisiert. Bei der Pseudonymisierung der Kurstitel wurde darauf geachtet, den meist metaphorischen Gehalt weitestgehend beizubehalten.

5 Interview vom 11.10.2017.

6 Interview vom 02.11.2017.

7 In dem hier vorgestellten Feld treffen Selbstdeutungen, die den Wunsch nach Resilienz lebensweltlich motivieren, auf den in den Kursen vermittelten Imperativ, an sich zu arbeiten. Hier lassen sich die Kursangebote dann in das weitere Feld einer sozialwissenschaftlich konstatierten Beratungs- und Therapiegesellschaft einordnen (vgl. Maasen 2011; Rose 1991, 1998).

> „Ich versuche jetzt, nicht mehr so sehr auf Arbeit fixiert zu sein. Also in der Seminarankündigung stand auch, dass wir ja sehr leistungsorientiert sind, ne, in unserer heutigen Gesellschaft sowieso und ich auch, da schließ' ich mich ein, bei mir geht's viel so um Leistung, ich möchte 'was leisten, ich muss gar nicht mehr so unbedingt vielleicht heute, aber wo die Kinder noch klein waren, da wurde, da wird man ja nicht gefragt, ob man was machen will oder nicht oder ob man gerade Lust hat oder nicht, die Kinder sind da und Dinge müssen getan werden und manchmal hab' ich das Gefühl, ich hab' mir das dann auch irgendwann abgewöhnt, mich zu fragen, ob ich das jetzt g'rade will oder ob ich dazu Lust hab' oder so, weil ich musste es ja sowieso machen. Und, aber jetzt bin ich ja in 'ner ganz anderen Lebenssituation und jetzt könnt' ich das wieder 'n bisschen drehen, aber das ist schwer, ich find's schwer."[8]

Bedeutsam scheint in diesen Ausführungen zunächst die biografische Einordnung. Simone sieht sich selbst in einer „ganz anderen Lebenssituation", die sie gleichermaßen narrativ als Wendepunkt konzipiert: Ihre Kinder sind mittlerweile aus dem Haus und haben eigene Familien gegründet. Und dieser Wendepunkt zeichnet sich in ihrer Deutung durch ein neues Subjektverständnis aus: Deutet sie ihr bisheriges Leben als durch und durch geprägt von Strukturen, in denen sie sich als Marionette imaginiert („da wird man ja nicht gefragt, ob man das machen will oder nicht"), biete ihr der Kurs die Möglichkeit, eigene Handlungsmacht wiederzuerlangen. Relevant ist neben der Einbettung in traditionalisierte Geschlechterrollen hier auch die reflexive Bewertung des Wendepunkts, der als Herausforderung gedeutet wird. Aus einer narrationsanalytischen Perspektive ist es sicherlich kein Zufall, dass die zunächst entpersonalisierte Deutung „aber das ist schwer" durch die stärker die Agentivierung unterstreichende Formulierung „ich find's schwer" besonders betont wird.

Agentivierung ist – freilich auf einer ganz anderen Ebene – ein zentrales Versprechen auf der Seite der Anbietenden. Als Leitkonzept formulieren alle bisher von uns untersuchten Anbietenden den Anspruch an die Teilnehmenden, dass sie „Lösungen selber dabeihaben", die dann im Rahmen des Kurses herausgearbeitet werden könnten. Genau hier werden also Vorstellungen von Resilienz artikuliert, die dann – wie im Zitat oben – mit konkreten lebensweltlichen Erfahrungen verquickt werden.

Das Ziel, die Kursteilnehmenden mit Lösungen zu versorgen, wird hingegen in allen von uns ethnografierten Kursen durchaus kritisch reflektiert. So spricht die 50-jährige Anbieterin Sandra, buddhistische Meditationslehrerin und Autorin eines „Muße"-Ratgebers, mit der Gefahr eines „Meditations- und Achtsamkeits-Leistungsverhaltens" die grundsätzliche Ambivalenz der Kursangebote an, also die zielorientierte Instrumentalisierung von Achtsamkeit.[9] Die Vereinnahmung dieser Techniken für Selbstmanagement und Selbstoptimierung deutet sie als latente Gefahr, die stets über der Praxis schwebe. Ähnlich argumentiert der Anbieter Norbert, der Pfarrer ist und Kur-

8 Interview vom 11.10.2017.

9 Interview vom 01.10.2017.

se zu Muße und Gelassenheit anbietet, indem er auf die strukturellen gesellschaftlichen Herausforderungen aufmerksam macht:

> „Die Gefahr ist ja immer, dass wir, um es 'mal hart zu sagen, dieses System noch stabilisieren durch unsere Angebote und ob es nicht konsequenter wäre, ja, sich auf diese Ebenen nicht einzulassen. Das ist uns ja auch deutlich geworden. Am Anfang haben wir uns noch sehr stark, bei der ersten Ausschreibung, in den Sprachgebrauch dieser Fortbildungsmaßnahmen auch eingefügt und dann hab' ich gesagt: ‚Ich hab' den Eindruck, wir müssen das nochmal radikal anders machen.' Und dann ist dieses ‚Lass es mal gut sein' rausgekommen, wo es nun wirklich darum geht, jetzt in eine andere Lebenshaltung reinzugehen. Wenn ich jetzt den Eindruck hab', und den hab' ich bei diesem Seminar nicht, von den Teilnehmern nicht und auch wie's gelaufen ist nicht, dass wir hier nur sozusagen ein System bedienen und dem ein bisschen menschlicheres Antlitz geben oder irgendwelche humanitären Dinge da noch reinstreuen, noch ein paar Werte reinstreuen oder sowas, das möchte ich nicht."[10]

In seiner Deutung erkennt Norbert explizit, dass Muße grundsätzlich das Potenzial der Vereinnahmung für bestimmte Ziele in sich trägt. Wenn Norbert durch sein Verständnis von Muße und deren Vermittlung das System eben nicht stabilisieren möchte, dann steckt darin durchaus auch Gesellschaftskritik, wenn er auf ein ‚System' hinweist, gegen das man sich positionieren könne. Dagegen bringt er ein spezifisches Verständnis von Muße in Stellung, das geprägt ist von Vorstellungen eines gelingenden Lebens, von einer – wie er es ausdrückt – „anderen Lebenshaltung", die er im selben Interview als Absage an den Imperativ einer ständigen Selbstoptimierung charakterisiert. Man müsse doch nicht immer perfekt funktionieren und irgendwelchen Idealen hinterherlaufen. Gleichzeitig grenzt er sich von all jenen Angeboten ab, die Muße in seiner Interpretation lediglich als verschleiernde Fassade nutzten, hinter der dann doch wirkmächtige Ideologien firmierten. Hier zeigt sich, wie ambivalent Muße in dem von uns untersuchten Feld ist. Sie wird reflexiv diskutiert und in ihrem Ideologisierungs- und Instrumentalisierungspotenzial kritisch bewertet. In dieser kritischen Bewertung manifestieren sich dann Vorstellungen von Muße, die als wirkliches Gegenmodell zu den Herausforderungen der Gegenwart verstanden und imaginiert werden.

Anhand dieser hier exemplarisch angedeuteten empirischen Befunde lässt sich zusammenfassend festhalten, dass sich die von uns befragten Akteur*innen häufig selbst als defizitär konzipieren – in allen Interviews wurde beispielsweise das Gefühl artikuliert, man komme nicht (mehr) gut durch den Alltag, könne mit der zeitlichen Verdichtung nicht mehr gut umgehen oder habe nicht genug Werkzeuge parat, um sich besser oder schneller zu entspannen. Die Kurse bedienen dieses Gefühl mitunter allein schon durch ihre Benennung: Wenn ein Kurs mit „Lass es einmal gut sein" wirbt, dann ist das Defizitäre schon pointiert mitgedacht. Auch hier lassen sich Bezüge zur Resilienz herstellen, die ja ebenfalls – jedenfalls implizit – Subjekte als defizitär begreift, an-

10 Interview vom 17.09.2017.

sonsten müssten sie ja nicht resilient(er) werden, um etwa krisenhafte Konstellationen besser meistern zu können.

Es ist bezeichnend, dass alle unsere Interviewpartner*innen etwa zwischen 40 und 60 Jahre alt sind und der gesellschaftlichen Mitte angehören. Insbesondere der biografische Befund ist für den Zusammenhang mit Resilienz aufschlussreich. Denn offenbar wird das Nachdenken über die Stärkung der eigenen Potenziale, der Wunsch nach dem Aktivieren der eigenen Widerstandskräfte, um einen prominenten Begriff im Resilienzdiskurs aufzugreifen, in unserem Feld überwiegend dadurch angeregt, dass die eigene biografische Situation (meist mit abgeschlossener Familiengründung und oft auch den Eintritt in die Rente vor Augen) zur Reflexion und Neupositionierung anregte. Die Kurse schienen hier Versprechen zu artikulieren, die in dieser biografischen Phase als wertvoll gedeutet wurden. Daraus ergeben sich Fragen, die für weitere Forschungen zur Resilienz gewinnbringend sind. Denn der Resilienzdiskurs konstituiert sich eben auch in konkreten lebensweltlichen und biografischen Kontexten. Dabei wäre etwa zu fragen, welche Rolle hier klassische Differenzkategorien wie Alter oder Geschlecht in der Auseinandersetzung mit Resilienz oder bezüglich spezifischer Verständnisse von Resilienz spielen? Welche Bedeutung haben dabei biografische Erfahrungen – etwa Überlastungserfahrungen in der Erwerbsarbeit?

Der mußevolle Körper als Projekt

Zentrales Objekt von Veränderung ist der eigene Körper, über dessen Thematisierung sich ebenfalls Resilienzvorstellungen artikulieren. Im Kontext der von uns untersuchten Kursangebote wird der Körper in Anlehnung an den Soziologen Chris Shilling (1993) als „Projekt" verstanden, das gezielt gestaltet und regelrecht formatiert werden kann. Muße stellt sich dabei als die Zielgröße dar, die nicht nur durch mentale, kognitive Arbeit erreicht werden soll, sondern insbesondere auch durch spezifische Körperpraktiken, die letztlich auch eine andere Haltung zum Selbst und zur Welt versprechen.

Die Körperanthropologie ist sich weitestgehend mit der -soziologie einig, dass der Körper in der empirischen Forschung nur in seinen Repräsentationen greifbar wird: als Diagramm, in dem etwa der Blutdruck oder die Cholesterinwerte in übersetzten Abstraktionen festgehalten werden, oder als narrativiertes und damit immer reflexiv gewendetes Selbstbild, wenn Menschen über körperliche Zustände und körperliches Erleben erzählen. Die Stärke empirischer Forschung liegt genau darin, den Körper nicht als gegeben aufzufassen, sondern etwa in Anlehnung an die Soziolog*innen Bryan Turner (1996) oder Sue Scott und David Morgan (1993) als Ergebnis und Ort kultureller und sozialer Prozesse. Der Historiker Philipp Sarasin (1999) hat ebenso wie die Soziologin Gabriele Klein (2010) darüber hinaus darauf hingewiesen, dass in unsere individuellen Körper stets auch historische Prozesse und historische Erfahrungen eingeschrieben sind. Das gilt für bestimmte Körperhaltungen und Techniken wie das Sitzen oder Gehen genauso wie für diskursivierte Körperkonzeptionen. Gleichzeitig haben neuere

Studien unterstrichen, dass sich Körperwissen eben auch einer „reflexiven Zuwendung entzieht" (Keller/Meuser 2011: 10). Sie argumentieren, „dass Körper als eigenständige Träger von Wissen fungieren, das nicht in kognitive Prozesse übersetzt ist, ja nicht übersetzt werden kann" (Keller/Meuser 2011: 10). Keller und Meuser gehen zu Recht davon aus, dass das „Wissen über den Körper" in einem komplexen Verhältnis steht zum „Wissen des Körpers". Als Beispiel nennen sie etwa das über Sozialisation und Enkulturation vermittelte Wissen eines männlichen Körpers, das schließlich inkorporiert zum Habitus und somit zum Wissen des Körpers werden könne. Diese Perspektivierung ist auch für eine Analyse von Mußekursen fruchtbar, denn sie impliziert wichtige Forschungsfragen. Welche Körper stehen jeweils zur Disposition? Wie wird der Körper konzipiert und interpretiert? Steht nur ein imaginierter, gleichsam entkulturalisierter Körper im Zentrum oder gibt es Differenzierungen?

Zu den Rahmenbedingungen der Kurse gehört, dass körperlichen Erfahrungen und dem Körper generell sowohl konzeptionell als auch praktisch ein zentraler Stellenwert eingeräumt wird. Die Anbietenden verstehen den Körper als den Ort, an dem sich Stress und Überlastung zuerst zeigen, deshalb müssten auch die Angebote hier ansetzen. Den Hintergrund der Kurse bilden Vorstellungen des beschleunigten und gehetzten Körpers, der in der Leistungsgesellschaft des 21. Jahrhunderts allzu oft überbelastet und gleichzeitig vergessen werde (Ehrenberg 2004). Auch hier drücken sich Vorstellungen einer Krise aus und vice versa Vorstellungen eines idealen Umgangs mit dem Körper, der ohne krisenhafte Zustände stärker wahrgenommen würde und auf dessen Bedürfnisse man ohne die Krise adäquat reagieren könne. Alle Anbietenden, die wir ethnografisch begleitet haben, entwerfen das Bild einer besseren und eben nicht als krisenhaft verstandenen Vergangenheit, in der der Mensch noch nicht so entfremdet von der Natur und dabei vor allen Dingen auch vom eigenen Körper gelebt habe; hier werden also Vorstellungen eines ‚natürlichen' und gleichsam anthropologischen Körpers aktiviert. Frank, der Anbieter eines mehrtätigen Meditationsretreats, fasst dies so zusammen:

> „[…] wie es früher gewesen ist, wo man mehr auch mit der Natur gelebt hat. In unserer Zeit, wo es jetzt mit diesen ganzen Medien und immer schneller und E-Mails und wenn man nicht zwei Stunden später geantwortet hat, werden manche schon unruhig, […], also diese ständige Beschleunigung führt ja dazu, dass wir quasi durchs Leben durch hetzen und überhaupt nicht mehr wirklich leben und das Leben auch nicht mehr genießen können […]."[11]

Diese Interviewpassage steht exemplarisch für Vorstellungen eines als destabilisiert und krisenhaft verstandenen Körpers. Die Deutungen, die hier artikuliert sind, zeichnen das Bild einer idealisierten vermeintlich naturnahen Vergangenheit, in der die zeitlichen Ordnungen noch als human gedeutet werden. Ein „wirkliches" Leben, wie

11 Interview vom 23.10.2017.

der Interviewpartner es selbst ausdrückt, zeichne sich aus durch Genuss und durch zeitliche Freiräume. Franks lebensweltliche Gesellschaftsdiagnose bestätigt hier Hartmut Rosas (2016) sozialwissenschaftlich attestierte Beschleunigung unserer Alltage. Gleichzeitig lässt sich diese Interviewpassage mit Resilienzdiskursen in Beziehung setzen. Denn Frank geht von einem Zustand des Gleichgewichts in einer imaginierten und idealisierten Vergangenheit aus. In dieser braucht es keine Resilienz, sie wird erst durch die Destabilisierung dieses angenommenen Idealzustands notwendig.

Die Idee der Körpervergessenheit durch ständige Hektik und zunehmende Beschleunigung ist ein Kernelement dieser Gegenwartsdiagnose, die die Anbietenden formulieren und die sie auf den jeweiligen Kurs übertragen. Kulturwissenschaftlich ließe sich hier einwenden, dass dies selbstverständlich eine äußerst machtvolle Setzung ist, die handelnde Akteur*innen als weitestgehend machtlose Subjekte in übermächtig wirkenden und unhintergehbaren Strukturen begreift. Das Konzept des beschleunigten Körpers fokussiert also auf die soziokulturellen, vor allem ökonomischen Strukturen, deren negative körperliche Auswirkungen sich auf individueller Ebene im ‚problematischen' Körper niederschlagen würden.

Die Teilnehmenden beschreiben vielfach genau solche Erfahrungen eines als problematisch, weil nicht friktionslos empfundenen Körpers im Alltag, der gleichzeitig in einzelne Bestandteile und in spezifische Einzelpraktiken zerlegt wird, die allesamt kulturhistorisch mit einem hohen Maß an Bedeutung versehen sind: Die von uns interviewten Kursteilnehmenden fühlen sich unwohl, laufen „wirklich sehr angespannt" herum, besonders am Bauch, der Körper reagiere auf Stress, er bereite Schmerzen, das „Nervensystem ist so'n bisschen angekratzt". Es sind Erfahrungen, in denen der gleichermaßen sezierte Körper in den Fokus der Wahrnehmung gerät, weil er Probleme macht, weil er eben nicht richtig funktioniert.

Der unhintergehbar in die Beschleunigung verstrickte Alltagskörper ist in dieser Perspektive kein Mußekörper, er ist ein pflege- und lernbedürftiger, von Entgrenzungserfahrungen durchdrungener Körper. Das so entworfene defizitäre Selbst müsse die Kontaktaufnahme mit dem eigenen Körper wieder üben – so die Sichtweise der Akteur*innen. Ziel ist es dabei, den Körper – hier sind auch Vorstellungen vom Menschen als Mängelwesen aufgerufen – verstehen zu lernen und darüber letztlich Handlungsmacht und Kontrolle über ihn zurückzugewinnen.

Frank fasst dies, wissenschaftliche Argumente und wissenschaftliches Wissen in Stellung bringend, paradigmatisch zusammen:

> „Unser Körper ist ja das, was in der Psychologie auch der somatische Marker genannt wird. Also wenn sich Stress anfängt aufzubauen, fühlen wir das im Körper eigentlich viel früher, als wir es dann irgendwann vielleicht mit dem Kopf bemerken. Und wenn wir mehr mit dem Körper in Kontakt sind, können wir auch viel schneller dann darauf

> eingehen oder für uns sorgen, als wenn wir quasi uns gar nicht spüren und irgendwie weiter funktionieren, bis wir irgendwann umkippen oder so ähnlich."[12]

Aus dieser Setzung, die das Wissen des Körpers hier deutlich privilegiert und die den Körper selbst als mit Handlungsmacht versehen konzipiert, folgen zwei im Kurs parallel verfolgte Strategien, die sich mit Keller und Meuser gesprochen als „Wissen über den Körper" und „Wissen des Körpers" greifen lassen. Durch die Vermittlung und Aneignung von Wissen über den Körper wollen Anbietende und Teilnehmende körperliche Erfahrungen erklärbar und dadurch bewältigbar machen. Dazu wird der Körper in einigen Aussagen geradezu verwissenschaftlicht. Die 50-jährige Beate etwa, die aufgrund einer Herzerkrankung im Kurs lernen will, besser für sich zu sorgen, zeichnet ein drastisches Bild:

> „Und darum gilt es ja, in der Muße primär einmal diese Hektik oder diese ganze Abfeuerung von diesen Überlebenshormonen zu reduzieren, dass sich das beruhigen kann, dass das Gehirn überhaupt wieder mal vernetzt denken lernen kann und eigentlich in dieser ruhigen Phase, wo keine Überlebensstrategie notwendig sein muss, erst dann wieder eben neue Ideen oder, ja, Regeneration stattfinden kann."[13]

Die von Beate gewählten Begrifflichkeiten verweisen insofern deutlich auf Vorstellungen von Resilienz, als sie die Umwelt, die nur mit einer dauerhaften „Überlebensstrategie" zu meistern sei, als krisenhaft und instabil versteht. In ihrer Deutung sind Muße und Resilienz gleichsam zwei gegenteilige Pole: Muße verspricht Freiräume jenseits der alltäglichen, zeitbeschleunigten Herausforderungen; Resilienz, die ich in meiner Interpretation im Begriff „Überlebensstrategie" erkenne, wiederum sichert in ihrer Deutung das Funktionieren im Alltag. Beates Deutung ist ihrem beruflichen Hintergrund geschuldet – sie arbeitet in einem Krankenhaus-Notfallteam und ist dort häufig belastenden Situationen ausgesetzt. In dieser Passage trennt die Interviewpartnerin ihr kognitives Vermögen (das Gehirn solle „wieder mal vernetzt denken lernen") von körperlichen Vorgängen. Hier zeigt sich genau jene Differenzierung, die Keller und Meuser annehmen. Beate selbst artikuliert Wissen über den Körper und beschreibt diesen gleichermaßen als selbstständigen und nur schwer zu kontrollierenden Akteur, der etwa Überlebenshormone unkontrolliert „abfeuert" und damit auf die sozialen Umstände reagiert. Auch das Gehirn beschreibt sie so distanziert, als wäre es von ihrem Selbst losgelöst. Grundlage dieser Deutung sind die als Überlastung wahrgenommenen Arbeitsbedingungen im Krankenhaus, an deren Veränderung Beate jedenfalls in dieser Interviewpassage nicht denkt. Als Lösung erscheint hier das Erlernen von Muße durch die Aktivierung von Körperwissen, wie die Forschungspartnerin Sandra es formuliert:

> „Also ich bin fest davon überzeugt und kann das auch aus der eigenen Erfahrung sagen, dass wir Muße lernen können. Und dass es auch wirklich gute Wege dazu gibt, Muße zu

12 Interview vom 23.10.2017.

13 Interview vom 26.10.2017.

> lernen, und das ist tatsächlich durch eine Bewusstseins- oder Achtsamkeitspraxis der beste Weg, den ich kenne."[14]

Ein Element dieser Achtsamkeitspraxis ist für sie die nicht-wertende Kontaktaufnahme mit dem Körper im gegenwärtigen Moment. Ein reflexives In-sich-Hineinspüren, geleitet von der Frage „Wie fühlt sich mein Körper gerade an?" Frank ergänzt:

> „Da ist der Körper natürlich 'ne gute Möglichkeit, weil der immer im Hier und Jetzt ist, der ist weder in der Zukunft noch in der Vergangenheit, sondern der ist immer hier. Und von daher ist das auch so ein guter Landeplatz, wo wir uns immer wieder verbinden können mit dem Leben, wie es eben gerade stattfindet."[15]

Gerade dieses letzte metaphorisch aufgeladene Zitat greift eine kulturhistorisch lang vermittelte Trennung in Körper und Geist auf. Deutlich ist hier auch der Aspekt der Zeitlichkeit angesprochen. Während der Geist Vergangenheit und Zukunft reflektiere, sei der Körper – und dies wird als zu erreichender Zustand positiv markiert – radikal und ausschließlich in der je unmittelbaren Gegenwart. Der Körper sei als Anker der Wahrnehmung stets präsent, stets gegenwärtig, und mache damit den Moment an sich erlebbar.

Als theoretisch-konzeptionelle Grundlage der Kurse werden verschiedene Körperkonzepte aktiviert und von Anbietenden und Teilnehmenden in eine stimmige Erzählung eingepasst: Der beschleunigte Körper wird genauso wie die Anrufung, diesen an die beschleunigte Leistungsgesellschaft permanent anzupassen, zum Problem und dadurch lern- und pflegebedürftig. Die Anbietenden hinterfragen zwar ihre Kurse durchaus auch systemkritisch, gehen aber ebenso wie die Teilnehmenden durchweg von einem defizitären Körper aus, die ihrerseits konstatieren, dass sich die Defizite auch in einem individuellen Gefühl des Leidens niederschlagen. Beide Akteur*innengruppen fokussieren dabei die gesellschaftlichen Umstände, die diese Defizite erst produzieren.

Gegenmaßnahmen, wie sie im Kurs vermittelt werden, setzen beim Körper an, machen ihn also zum Mittel, und sollen gleichzeitig auf ihn wirken. Ziel der Kurse ist es, den Körper nicht länger zu ignorieren oder zu vergessen, sondern ihn vielmehr in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu stellen. Durch eine Kombination von angeeignetem Wissen über den Körper und aktiviertem Wissen des Körpers soll dieser besser wahrgenommen, verstanden und mit seinen Bedürfnissen ernstgenommen werden. Genau dabei wird das gesellschaftliche System eben nicht kritisiert. Die Symptome werden behandelt, nicht aber deren Ursache. Die Muße-Kurse sollen eine Freiheit von Beschleunigung, Hektik und Körpervergessenheit ermöglichen und eine Freiheit zu Entspannung und Kontaktaufnahme mit dem Körper bieten. Diese Erfahrung von Mußezeit als Möglichkeit, den Körper wieder zu spüren, geht einher mit der Möglichkeit, den Körper als Instrument für Mußeerfahrungen kennenzulernen und dahingehend

14 Interview vom 01.10.2017.

15 Interview vom 23.10.2017.

zu ‚trainieren', sodass die Erfahrungen des Kurses potenziell in den Alltag übertragen werden können.

Fazit: Muße ohne/durch/mit Resilienz?

Auf den ersten Blick bestätigen die hier knapp ausgeführten empirischen Befunde diskursanalytische Forschungen zum unternehmerischen Selbst sowie zum Resilienzkonzept. Denn weder die Kurse noch die teilnehmenden Akteur*innen entkommen der Vorstellung, man müsse der als krisenhaft wahrgenommenen Gegenwart etwas entgegenhalten, indem man die Subjekte und insbesondere den eigenen Körper für die als Herausforderung wahrgenommenen Zustände wieder fit und resilient macht. Damit sind zunächst einmal die Subjekte sowie deren Körper als grundsätzlich defizitär charakterisiert, wobei in diesem Feld meist eine undefinierte Vergangenheit aufgerufen wird, in der einmal eine stärkere Balance zwischen Arbeit und Erholung bestanden habe, in der mehr Zeit für freie Entfaltung existierte – so jedenfalls die Imagination. Das Resilienzparadigma ist auch nicht aufgelöst, indem es kritisch diskutiert und eingeordnet wird und indem etwa Logiken der Selbstoptimierung gerade nicht reproduziert werden sollen. Wie also kann eine auch kulturwissenschaftlich fundierte Kritik aussehen? Dabei geht die Soziologin Stefanie Graefe davon aus, dass über den Resilienzbegriff durchaus richtige Fragen aufgeworfen seien: „Wenn Resilienz die falsche Antwort auf die richtige Frage nach dem Subjekt darstellt, wie könnte eine bessere Antwort lauten?" (Graefe 2019: 186).

Graefe schließt mit der positiven Hoffnung auf das Veränderungspotenzial des Menschen. Schließlich seien Machtverhältnisse und übermächtig wirkende Strukturen keineswegs naturgegeben. Genau hierauf deuten auch die oben skizzierten empirischen Befunde. Zwar reproduzieren Kursangebote, die auf Achtsamkeit, Entschleunigung, Work-Life-Balance oder eben Muße setzen Vorstellungen von Resilienz, indem sie die Verantwortung einzig und allein in die Subjekte verlagern und deren Widerstandskräfte gegen die als herausfordernd interpretierten gegenwärtigen Zustände anrufen und zu aktivieren versprechen; strukturell ist dies schließlich darin begründet, dass die Kurse ihren ökomischen Gewinn aus der Betonung von Defiziten und der Stärkung des Individuums ziehen. Sie entstammen denselben Logiken, für die sie Lösungen bieten wollen und übersetzen insbesondere bedrohlich wirkende Vorstellungen eines defizitären Lebens erfolgreich in Kapital. Dennoch können sie – ob gewollt oder nicht – eben doch reflexive Momente anstoßen, die Veränderungspotenzial in sich bergen können. Die entscheidende Frage ist hier, ob aus der mitunter kritischen Reflexion der eigenen Lebensumstände auch konkrete Handlungen abgeleitet werden, die dann eben nicht nur Anpassung bedeuten, sondern auch Veränderung erzeugen. Oder ist die Kritik an den gesellschaftlichen Strukturen eher nur kosmetischer Art, weil sie zunächst einmal entlastet und suggeriert, man könne etwas an der eigenen Lebensführung verändern, ohne dass sie dann zu weiteren Schritten führt?

Ob die in den Kursen intendierten Mußeerfahrungen dann in der Tat transgressiv wirken können, wäre hingegen noch weiter empirisch zu überprüfen. Denn die Übersetzung der gewissermaßen artifiziellen Kurssituationen in den Alltag, in dem Beschleunigungserfahrungen dann vielleicht doch unhintergehbar ihre Wirkmacht ausstrahlen, ist unter Umständen mit Herausforderungen verbunden, die nur schwer die Überwindung habitualisierter Zeitordnungen und Selbstkonzeptionen ermöglichen. Jedenfalls berichtete eine nicht geringe Zahl unserer Interviewpartner*innen, dass es ihnen eben nicht gelungen sei, das im Kurs Erlernte nachhaltig in ihrem Alltag zu verankern. Das Ergebnis ist dann eben keineswegs ein resilientes Selbst, sondern eines, das sich noch stärker als zuvor als defizitär und den gesellschaftlichen Strukturen weitestgehend hilflos ausgeliefert deutet.

Literatur

Bröckling, Ulrich. 2016. *Das unternehmerische Selbst. Zur Soziologie einer Subjektivierungsform*, 6. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bröckling, Ulrich. 2017. *Gute Hirten führen sanft. Über Menschenregierungskünste*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bude, Heinz. 2018. *Gesellschaft der Angst*, 7. Aufl. Hamburg: Hamburger Edition.

Dobler, Gregor, und Peter Philipp Riedl. 2017. Einleitung. In *Muße und Gesellschaft* (Otium. Studien zur Theorie und Kulturgeschichte der Muße, 5), hrsg. von Gregor Dobler, und Peter Philipp Riedl, 1–17. Tübingen: Mohr Siebeck. https://doi.org/10.1628/978-3-16-155566-4

Ehrenberg, Alain. 2004. *Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart*. Frankfurt am Main: Campus Verlag.

Gimmel, Jochen, und Tobias Keiling. 2016. *Konzepte der Muße*. Tübingen: Mohr Siebeck. https://doi.org/10.1628/978-3-16-154987-8

Glauser, Laura. 2016. *Das Projekt des unternehmerischen Selbst. Eine Feldforschung in der Coachingzone*. Bielefeld: transcript. https://doi.org/10.14361/9783839434215

Gottschall, Karin, und G. Günter Voß, Hrsg. 2003. *Entgrenzung von Arbeit und Leben. Zum Wandel der Beziehung von Erwerbstätigkeit und Privatsphäre im Alltag* (Arbeit und Leben im Umbruch. Schriftenreihe zur subjektorientierten Soziologie der Arbeit und der Arbeitsgesellschaft, 5). München: Hampp.

Graefe, Stefanie. 2019. *Resilienz im Krisenkapitalismus. Wider das Lob der Anpassungsfähigkeit*. Bielefeld: transcript. https://doi.org/10.14361/9783839443392

Groth, Stefan. 2020. „Work-Life-Balance", Entgrenzung und Orientierungen an der Mitte. In *Vernetzt, entgrenzt, prekär? Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Arbeit im Wandel* (Arbeit und Alltag. Beiträge zur ethnografischen Arbeitskulturenforschung, 17), hrsg. von Stefan Groth, Sarah May, und Johannes Müske, 205–225. Frankfurt am Main und New York: Campus Verlag.

Hall, Peter A., and Michèle Lamont, eds. 2013. *Social Resilience in the Neoliberal Era*. Cambridge: Cambridge University Press.

Han, Byung-Chul. 2012. *Müdigkeitsgesellschaft*, 7. Aufl. Berlin: Matthes & Seitz Berlin.

Hasebrink, Burkhard, und Peter Philipp Riedl, Hrsg. 2014. *Muße im kulturellen Wandel. Semantisierungen, Ähnlichkeiten, Umbesetzungen* (Linguae & litterae, 35). Berlin: De Gruyter. https://doi.org/10.1515/9783110351743

Herlyn, Gerrit et al., Hrsg. 2009. *Arbeit und Nicht-Arbeit. Entgrenzungen und Begrenzungen von Lebensbereichen und Praxen* (Arbeit und Alltag. Beiträge zur ethnografischen Arbeitskulturenforschung, 1). München und Mering: Rainer Hampp Verlag.

Illouz, Eva. 2009. *Die Errettung der modernen Seele. Therapien, Gefühle und die Kultur der Selbsthilfe*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Keller, Reiner, und Michael Meuser. 2011. Wissen des Körpers – Wissen vom Körper. Körper- und wissenssoziologische Erkundungen. In *Körperwissen*, hrsg. von Reiner Keller, und Michael Meuser, 9–27. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92719-0_1

Klein, Gabriele. 2010. Soziologie des Körpers. In *Handbuch spezielle Soziologien*, hrsg. von Georg Kneer, und Markus Schroer, 457–473. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92027-6_26

Maasen, Sabine. 2011. Das beratene Selbst. Zur Genealogie der Therapeutisierung in den ‚langen' Siebzigern. Eine Perspektivierung. In *Das beratene Selbst. Zur Genealogie der Therapeutisierung in den ‚langen' Siebzigern*, hrsg. von Sabine Maasen et al., 7–33. Bielefeld: transcript. https://doi.org/10.14361/transcript.9783839415412.7

Mayer, Ralf, und Christiane Thompson. 2013. Inszenierung und Optimierung des Selbst. Eine Einführung. In *Inszenierung und Optimierung des Selbst. Zur Analyse gegenwärtiger Selbsttechnologien*, hrsg. von Ralf Mayer, Christiane Thompson, und Michael Wimmer, 7–28. Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-00465-1_1

Neocleous, Mark. 2013. Resisting Resilience. *Radical Philosophy* 178: 2–7.

Noyes, Dorothy. 2016. Compromised Concepts in Rising Waters. Making the Folk resilient. In *Humble Theory. Folklore's Grasp on Social Life,* ed. by Dorothy Noyes, 410–437. Bloomington: Indiana University Press. https://doi.org/10.2979/humbletheory.0.0.16

Rosa, Hartmut. 2016. *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*, 11. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Rose, Nikolas. 1991. *Governing the Soul. The Shaping of the Private Self*. London: Routledge.

Rose, Nikolas. 1998. *Inventing our Selves. Psychology, Power, and Personhood*. Cambridge: Cambridge University Press.

Sarasin, Philipp. 1999. Mapping the body. Körpergeschichte zwischen Konstruktivismus, Politik und „Erfahrung". *Historische Anthropologie* 7/3: 437–451. https://doi.org/10.7788/ha.1999.7.3.437

Schönberger, Klaus. 2003. Arbeit und Freizeit – Integration oder Entgrenzung? Wandel der Erwerbsarbeit. Überlegungen für eine subjektorientierte Empirische Kulturwissenschaft/Europäische Ethnologie. In *Kultur der Arbeit – Kultur der neuen Ökonomie* (Kuckuck. Notizen zu Alltagskultur. Sonderband 4), hrsg. von Sabine Hess, und Johannes Moser, 141–166. Graz: Institut für Volkskunde und Kulturanthropologie.

Schönberger, Klaus, und Stefanie Springer, Hrsg. 2003. *Subjektivierte Arbeit. Mensch, Organisation und Technik in einer entgrenzten Arbeitswelt*. Frankfurt am Main und New York: Campus Verlag.

Scott, Sue, and David Morgan, eds. 1993. *Body Matters. Essays on the Sociology of the Body*. London: The Falmer Press.

Shilling, Chris. 1993. *The Body and Social Theory*. London: Sage.

Soeffner, Hans-Georg. 2014. Muße – Absichtsvolle Absichtslosigkeit. In *Muße im kulturellen Wandel. Semantisierungen, Ähnlichkeiten, Umbesetzungen* (Linguae & litterae, 35), hrsg. von Burkhard Hasebrink, und Peter Philipp Riedl, 34–53. Berlin: De Gruyter.

Tauschek, Markus, und Inga Wilke. 2021. Muße als Arbeit? Selbst- und Gesellschaftskonstruktionen im Kontext von Muße-Angeboten. In *Produktive Unproduktivität. Zum Verhältnis von Arbeit und Muße* (Otium. Studien zur Theorie und Kulturgeschichte der Muße, 14), hrsg. von Inga Wilke et al., 181–197. Tübingen: Mohr Siebeck.

Turner, Bryan. S. 1996. *The Body and Society*, 2nd edition. London: Sage.

Verheyen, Nina. 2018. *Die Erfindung der Leistung*. München: Hanser Berlin.

Zeitschrift für Volkskunde
117. Jahrgang 2021, Heft 2, S. 214–237
© 2021 Waxmann
https://doi.org/10.31244/zfvk/2021/02.05

Alexa Färber und Heike Derwanz

Multiplicity of encounters

Zur Begegnungskapazität des öffentlichen Raums am Beispiel der HafenCity Hamburg

Alexa Färber and Heike Derwanz
Multiplicity of encounters. On the encounter capacity of public space using the example of HafenCity Hamburg
Abstract: The planning of urban districts involves ideas of how people in cities would like to and should best encounter each other. The term "encounter capacity", which denotes social as well as material dimensions of enabling "social mix", has emerged in the reflexive planning practice of Hamburg's HafenCity to increase the realisation of encounters through planned public space. This article explores the conception and reality of encounter capacity. It is based on commissioned research in the districts of the urban development area which were completed in 2015. The term "multiplicity of encounters", developed from ethnographic observation and borrowed from the work of Doreen Massey, refers to the multiplication of encounters within specific horizons of meaning: neighbourliness, eventfulness and trendiness. The high-priced housing and consumption possibilities, the image of an exclusive district and the group-specific rhythms of everyday life are selectively but never completely cancelled out by these factors.
Keywords: urban anthropology, urban planning, encouter, social mix, urbanity

Planung ist eine Praxis, die Realität und Vorstellung miteinander verknüpft und gleichzeitig deren Differenz reproduziert. Die Planung von Stadtteilen ist da keine Ausnahme. Als wir im Jahr 2015 von der Stadtentwicklungsgesellschaft HafenCity GmbH beauftragt wurden[1], die Begegnungskapazität des gebauten, als öffentlich deklarierten Raumes der HafenCity[2] zu untersuchen, war dieser in einigen seiner damals noch zentralen und heute westlichen Bereichen am Sandtorkai, Grasbrook und Überseequartier zwar schon realisiert; weite Teile befanden sich jedoch noch im Bau oder gar in Planung und sind es bis heute. Während der Forschungsauftrag an uns als Mitarbeiterinnen der im Stadtteil angesiedelten Universität von einem punktuellen Interesse an der wissenschaftlichen Thematisierung und Untersuchung eines Planungsziels und dessen Realisierung zeugt,

1 Robert Hübner hat den Forschungsbericht redaktionell bearbeitet und Jennifer Löwenstein die gemeinsamen Beobachtungen von Begegnungen bildlich dargestellt. Beiden danken wir sehr herzlich, sowie den anonymen Gutachter*innen für ihre konstruktive Kritik an vorigen Versionen dieses Artikels.

2 In mehreren Hamburger Stadtteilen ist der sogenannte öffentliche Raum nicht mehr im Besitz der Stadt Hamburg, sondern gehört z. B. Investorengemeinschaften, wie im Falle des Überseequartiers der HafenCity.

stellt ein so unvorhersehbares und einschneidendes Ereignis wie die globale Pandemie COVID-19 nicht nur die Kapazität der konkreten Realisierungen von Begegnungsräumen infrage, sondern darüber hinaus viel grundsätzlicher die „Zukunftskapazität" von Planung. Hat das, was vor der Pandemie als geplante Ermöglichung von Begegnung gelten konnte, heute Bestand? Lassen sich Begegnungskapazitäten des gebauten öffentlichen Raums erweitern, um sowohl den Anforderungen im Umgang mit der Pandemie und der Vorstellung von gewünschter Begegnung zu entsprechen?

In diesem Beitrag steht nun nicht die kulturanalytische Auseinandersetzung mit der aktuellen Wirkung der Pandemie auf die Transformation des öffentlichen Raums im Vordergrund. Und auch die reflexive Praxis der Stadtentwicklung, auf die unsere initiale Forschung zurückgeht, ist an dieser Stelle nicht der zentrale Gegenstand unserer Überlegungen. Die hier vorgeschlagene Perspektive auf die Vielfältigkeit von Begegnungen, die aus der empirischen Untersuchung beobachtbarer Begegnungen im Jahr 2015 hervorgegangen ist, bietet vielmehr die Möglichkeit, den Blick dafür zu schärfen, welche Faktoren Begegnungen in Städten ermöglichen und verstärken. Wir betonen im Folgenden die Verschränkung aus elementarer und gebauter Umwelt, geplanten Eingriffen, alltäglichen Nutzungen und weitestgehend normalisierten Vorstellungen von „Begegnung" und deren Verhältnis zu „Urbanität".

Die empirische Perspektive auf „Begegnungskapazität" hat zur Beobachtung geführt, dass einzelne Begegnungssituationen im Alltag „vervielfältigt" werden, indem sie in unterschiedliche mediale Formen übersetzt werden: Eine Begegnung zwischen Nachbar*innen wird in der Nachbarschaft weitererzählt; ein Großereignis, bei dem ganz unterschiedliche Begegnungen stattfinden, wird zur Information von Nachrichten und in Bild und Ton festgehalten und auf diese Weise vervielfältigt. Durch unterschiedliche Konnotationen von Übersetzungen erscheint uns als Analysebegriff das englische „multiplicity of encounters" anschaulicher als im deutschen „Vielfältigkeit von Begegnungen". Wir lehnen uns damit an die Bezeichnung der britischen Geographin Doreen Massey „multiplicity of places" an, mit der sie auf die im Alltag gleichzeitig stattfindende Erfahrungsvielfalt von Orten verweist (Massey 1994: 3). Begegnungen als grundsätzlich mehrdimensional zu konzipieren eröffnet für die kulturwissenschaftliche (Stadt-) Forschung die Möglichkeit, die gewünschte Teilhabe *an* wie auch die Zufälligkeit *von* Begegnung zu erklären. Das Wissen um die „multiplicity of encounters" kann wiederum in gestaltende Anliegen einfließen.

Der Hamburger HafenCity begegneten wir zum einen als einem spezifischen Ort, an dem sich diese „multiplicity of encounters" ereignet, weil er beispielsweise besondere materielle Voraussetzungen hat (Wasser, Wind oder erst heranwachsende Flora). Das Planungsgebiet weist zum anderen aber auch über sich hinaus, weil es Modellcharakter für die Planung postindustrieller Flächennutzung in städtischen Gebieten Nordeuropas seit der Jahrtausendwende erlangt hat. Beides, Spezifik und Modellhaftigkeit, finden sich in den beobachteten Begegnungen und ihrer Vervielfältigung wieder.

In einem ersten Schritt stellen wir die HafenCity als ein Beispiel für geplante städtische Quartiere dar, die aus einer heutzutage nicht untypischen reflexiven Planungspraxis hervorgehen. Wir zeigen hier die spezifischen planerischen Vorstellungen von Urbanität und die damit verbundenen Auffassungen von erwünschten Begegnungen im Kontext der einschlägigen Literatur auf. Daran anschließend arbeiten wir knappe, in einer Zeichnung repräsentierte Momentaufnahmen heraus und führen diese zu vier Mustern zusammen. Das Potenzial eines stadtethnographischen Zugangs liegt dabei in der sozio-materiellen Perspektive, aus der Begegnungskapazität nicht allein von den gebauten Voraussetzungen abhängt, sondern, wie wir im Folgenden zeigen möchten, der Möglichkeit der Vervielfältigung von Begegnungen.

Begegnungen als Attribut geplanter Urbanität

Was können die Voraussetzungen für Begegnungen in einem Stadtteil sein, in dem auf Grundlage eines Masterplans (GHS 2000) und der anschließenden Bebauung nach Konzeptvergabe bereits eine Vielzahl von Gebäuden und dazu gehörige Außenflächen realisiert wurden, während andere Abschnitte entweder in der Realisierung sind oder erst noch geplant werden müssen? Die Funktionsmischung in der HafenCity, dem seit 1997 in Planung und Umbau befindlichen ehemaligen innerstädtischen Hafenterrain Hamburgs am Ufer der Elbe[3], ist enorm: auf 157 Hektar entfalten sich so unterschiedliche Nutzungen wie Wohnen (gefördert, genossenschaftlich, privat), Bildung und Kultur (von Kindertagesstätten, über Schulen und öffentliche sowie private Universitäten bis hin zu Ausbildungsplätzen, aber auch Museen und Ausstellungsräume, sowie der Leuchtturm, das Konzerthaus Elbphilharmonie, Konsum und Produktion, sowie Unternehmenssitze, NGOs und Räumlichkeiten für religiöse Zusammenkünfte).

Diese Nutzungsvielfalt bedeutet jedoch nicht, dass Begegnungen zwischen den sozial, kulturell und hinsichtlich ihrer Aufenthaltsanlässe recht unterschiedlichen Menschen in der HafenCity stattfinden. Die HafenCity galt während unserer Erhebung 2015 als „Reichenghetto“[4]; ein wirkmächtiges Image, das zu dieser Zeit nur schwer zu konterkarieren war, als der dritte Bauabschnitt mit höherem sozial gefördertem Wohnraum noch nicht fertiggestellt und bewohnt sowie die temporäre Unterkunft für Geflüchtete am äußeren Ende des dritten Bauabschnitts noch nicht aufgebaut waren.

Die Diskrepanz zwischen stattfindenden Begegnungen, geplanter und entstehender Nutzungsvielfalt sowie deren Wahrnehmung war auch der Entwicklungsgesellschaft HafenCity GmbH bewusst, die ihr in Form eigener (wissenschaftlicher) Veröffentli-

3 Die Hamburger HafenCity ist ein prominentes Beispiel für „urban waterfront regeneration“, d. h. für Stadtentwicklungsprojekte, die im Zuge des Baus von Containerhäfen alte Hafenwirtschaftsgebiete für andere Nutzungen erschlossen haben und dabei u. a. stark auf ikonische Architektur gesetzt haben, siehe z. B. Lorens 2014.

4 Siehe z. B. Menzl 2010: 15. Mit Kritik am hochpreisigen Segment im Wohnungsbau in der HafenCity siehe Füller et al. 2013 und die diesbezügliche Diskussion bei Menzl et al. 2011: 35 ff.

chungen oder auch Auftragsstudien nachgegangen ist. Unter der programmatischen Überschrift „Social Mix and Encounter Capacity: A Pragmatic Social Model for a New Downtown" fragt Jürgen Bruns-Berentelg (2012), seit Beginn Vorstand der Geschäftsführung, welche Art von „sozialer Mischung" in allgemein vom Markt dominierten Planungskontexten überhaupt möglich sei (Bruns-Berentelg 2012: 70). Dieser skeptischen Ausgangsfrage stellt Bruns-Berentelg den Begriff „Begegnungskapazität" zur Seite, der die Grundlagen für Begegnung zwischen einander Fremden im öffentlichen und semi-öffentlichen Raum sichtbar und damit planbar machen könnte. Begegnungskapazität umfasst in den Augen des Stadtentwicklers ein emanzipatorisches Potenzial: die Möglichkeit, dass sich hier nicht etwa individualistische Vorstellungen von „NIMBY"-Öffentlichkeit durchsetzen könnten[5], sondern dass sie soziale Begegnungen von Verschiedenen hervorbringt (Bruns-Berentelg 2012: 77). Deshalb wird aus seiner Sicht gerade den „öffentlichen Orten ein Beitrag zur Entwicklung von Begegnungskapazitäten in der Stadtgesellschaft zugewiesen. Die sozial und physisch bestimmte Begegnungskapazität (…) macht die emanzipatorische Qualität von Kerninnenstadt aus." (Bruns-Berentelg 2010: 426). Die Orte, die solche Begegnungen hervorbringen und Gegenstand von Stadtentwicklung sein sollten, bezeichnet er in diesem Sinne als „encounter spaces": „Possibility of encounter can transform into the encounter capacity of a place, which makes it clear that, dependent on the social actors, spaces and time of day involved, these can be understood as relational potential spaces with at least ambiguous influence, but which can also be developed" (Bruns-Berentelg 2012: 78).

Dieser hier aus der Stadtentwicklung generierte Gedanke der Begegnungskapazität ist eng mit einer bestimmten Vorstellung von „Urbanität" als städtebaulichem Leitbild verknüpft (Lees 2010)[6], deren grundlegend metro- und eurozentristische Tönung in den vergangenen Jahren aufgezeigt wurde (Lanz 2015; Schmidt-Lauber 2018). Zudem ist die Planbarkeit von Urbanität vielfach als Instrument symbolischer Politik (Wüst 2007: 4) und Wunschbild oder Marketinginstrument kritisiert worden (Baum 2008: 49, 59; Diehlmann 2013; Hengartner/Schindler 2014). Für die (städtebauliche) Praxis hat der Begriff „Urbanität" dennoch weiterhin Strahlkraft und die Frage nach der Begegnungskapazität eröffnet eine Forschungsperspektive auf Alltagspraktiken, die diese Kapazität möglicherweise mit hervorbringen. Urbanität verstehen wir deshalb nicht als analytisches Konzept, das wir normativ einsetzen, sondern als Chiffre für Qualitäten, die in der Stadtentwicklung als zu erreichende Planungsziele beschrie-

5 Die Problematik der NIMBY wurde in der HafenCity von Seiten der HafenCity GmbH untersucht, siehe Menzl 2010: 12–25.

6 Urbanität ist neben „Nachhaltigkeit" und „Identität" eines der drei Leitbilder, die für die qualitative Gestaltung der HafenCity maßgeblich waren (vgl. Bruns-Berentelg 2014: 23). Als Gegenentwurf zum städtebaulichen Paradigma der funktionalen Trennung verbindet „Urbanität" heute Vorstellungen von Zentralität und Dichte, die sich durchaus auch aus der Soziologie speisen (z. B. aus den Arbeiten von Emile Durkheim und Louis Wirth, vgl. Roskamm 2011: 19 ff., 40 ff., 299 ff.). Für eine ideengeschichtliche Einführung siehe Baum 2008 oder Häußermann/Siebel 1998.

ben werden (Dirksmeier et al. 2011). Geplante Urbanität hat, so gesehen, teil an der Gestaltung von „Urbanitätslandschaften", die „eine Idee von Stadt und Erwartung an städtisches Leben" reifizieren (Schmidt-Lauber 2018: 20). Die in der HafenCity von uns beobachteten Begegnungen strukturieren dagegen als alltagskulturelle Dimensionen die spezifische Form von Urbanität vor Ort (Amin 2008: 9, 12; Amin/Thrift 2002: 17). Sie ereignen sich in der HafenCity entgegen, mit oder aufgrund ihrer geplanten Entwicklung. Im Folgenden arbeiten wir aus der Begegnungsvielfalt und ihrer Performativität acht Momentaufnahmen zeichnerische Verdichtungen heraus.

Vielfältige Interaktionen: Momentaufnahmen

Es gibt viele unterschiedliche Formen, sich zu begegnen: zufällig oder geplant, immer wieder oder nur ein einziges Mal. Begegnungen können zwischen vielen oder aber nur zwei Personen stattfinden. Begegnungen finden an einem Ort statt, sei es an einem geteilten physischen Ort oder aber, mithilfe von Kommunikationsmedien, an verschiedenen Orten, die mit diesen Medien zeitversetzt (denken wir an Briefpost) oder aber zeitgleich (denken wir an Telefon oder auch das Internet) miteinander verbunden werden. So gesehen schaffen Begegnungen Räume – Begegnungsräume. Um diese Vielgestaltigkeit von Begegnungen, die wir hier auf Begegnungen zwischen Menschen reduzieren, wissenschaftlich zu erfassen, haben sich in der auf Städte bezogenen kultur- und sozialanthropologischen, geographischen und soziologischen Forschung zwei Kriterien der Unterscheidung etabliert. Unterschieden wird darin erstens entlang des Grads an Geplantheit bzw. Zufälligkeit der Begegnung. Besonders die zufällige Begegnung[7] gilt dabei als Ausdruck von Urbanität. Die zweite wesentliche Differenzierung erfolgt über den Bekanntheitsgrad der Personen: Wie genau kennen sich die einander begegnenden Menschen bzw. wie können sie sich gegenseitig sozial einordnen? Die Vorannahme ist, dass sich die im Alltag wirksamen Klassifizierungen, wie Geschlecht, Ethnizität und Klasse oder Milieu auf den ersten Blick vermitteln. Identität könne sich auf diese Weise in Begegnungen reproduzieren und/oder verändern (Frers/Meier 2007: 1). Im städtischen Kontext ist neben dem von Georg Simmel als großstadttypisch eingeführten Fremden (1908) der „bekannte Fremde" („familiar stranger") als soziale Figur von Bedeutung (Milgram 1992). Ein klassisches soziologisches Beispiel dafür sind Menschen, die täglich die gleiche U-Bahn zur Arbeit benutzen, sich deshalb vom Sehen kennen und dennoch Fremde füreinander sind. Sie kommunizieren nicht verbal mitei-

7 Die Verwendung von *chance encounter* im Diskurs um die kreative Klasse meint dagegen etwas anderes: Hier wird das zufällige Treffen in einem überschaubaren Kontext als Voraussetzung für Innovation verstanden, z. B. das informelle Gespräch am Kaffeeautomaten. Elisabeth Currid übersetzt diese Annahme auf die Stadtteilebene (2008). Sie erklärt die hohe kulturelle Innovationskraft New Yorks anhand der Dichte kultureller Akteur*innen und der dort vorhandenen Möglichkeit, sich zufällig zu begegnen und auszutauschen. Der Unterschied besteht darin, dass diese Akteur*innen sich nicht grundsätzlich fremd sind.

nander, können sich aber identifizieren (vgl. Milgram 1992). Die Figur des „bekannten Fremden" hat zu weiteren Unterscheidungen geführt (z. B. Wehrheim 2009: 35), in denen z. B. Begegnungen in engeren oder überschaubareren Beziehungen wie Netzwerken oder Nachbarschaften in den Blick genommen wurden (z. B. Kusenbach 2008).

In den vergangenen Jahren wurde die Aufmerksamkeit für unterschiedliche Grade an Zufälligkeit der Begegnung oder Bekanntheit der sich begegnenden Menschen um die Frage nach den Kontexten ergänzt, die „Kontaktchancen" mit sich bringen.[8] Rücken „flüchtige Begegnungen mit ihren dauerhaften Folgen" (Dirksmeier et al. 2011; Helbrecht/Dirksmeier 2011) ins Forschungsinteresse, geraten die sozialen und materiellen Effekte des „rubbing along" (Watson 2006) in den Blick. So gesehen tragen Situationen der „unexpected encounter" überhaupt zum Entstehen von Stadtgesellschaft bei (Amin 2008: 13).

Dieses performative Verständnis von Begegnungen hat uns auch in der Beobachtung und Analyse von Begegnungen in der HafenCity angeleitet. Die beobachteten Begegnungen ließen sich dabei nicht ausschließlich in eine der genannten Graduierungen von Zufälligkeit und Bekanntheit einordnen, und dennoch spielte die zufällige Begegnung eine auffällige performative Rolle. Das Spektrum an Begegnungen im Grasbrookpark, dem Ausgangspunkt der ethnographischen Beobachtungen, und darüber hinaus zeigten, wie Menschen sich dort z. B. aus dem Weg gehend indirekt begegnen, im Blickkontakt ungewollt begegnen und diesen deshalb zu vermeiden versuchen (Kendon 1990: 52 f.). Verkehrswege – vor allem dann, wenn sie eng und voll sind – sind prädestiniert für diese Art der Begegnungen, die nicht, wie von Erving Goffman beschrieben, vertieft werden durch ein „Schauen, Lächeln und Grüßen". Mobile Kommunikationsmedien erweitern ebenfalls die Formen der Nichtbegegnung: Virtuelle Begegnungen erlauben einen gleichzeitigen Rückzug aus dem Geschehen vor Ort. Auch die vertieften Begegnungen, die auf bestehenden sozialen Beziehungen beruhen (Kolleg*innen, Netzwerke, Freund*innen), manifestieren sich auf unterschiedliche Weise: als kurze, um einen spezifischen Anlaufpunkt herum gebildete Begegnungen, als gezielte, auf ein gemeinsam zu vertretendes Interesse ausgerichtete Begegnung, oder als an einem Alltagsort verankerte Begegnung.

Wir haben die beobachteten Begegnungen deshalb in diesem Abschnitt in ihrer Bandbreite zusammengeführt und erklären sie aus der jeweiligen Alltagssituation, -praxis und -wirkung heraus. Sowohl der Grad an Zufälligkeit oder Geplantheit spielt dabei eine Rolle, als auch die Art der sozialen Beziehungen, auf denen sie beruhen bzw. die sie hervorbringen. Aus der Fülle der kartierten Begegnungsformen haben wir acht für den öffentlichen Raum der HafenCity charakteristische Momentaufnahmen herausdestilliert:

8 Beckmann 2015: 84, bspw. zum Abbau von Vorurteilen; siehe auch Fincher 2003; Menzl et. al 2011; Wehrheim 2009; Wessendorf 2014.

- Begegnung mit Vertiefungspotenzial: z. B. Kinder begleiten
- Indirekte Begegnungen: z. B. fragile Spuren hinterlassen
- Ungewollte und vermiedene Begegnungen: z. B. durchqueren
- Virtuelle Begegnungen: z. B. telefonieren, lesen, schreiben
- Kurze Begegnungen: z. B. warten und Pause machen
- Erwartbare Begegnungen: z. B. Mittagessen
- Zielgerichtete Begegnungen: z. B. Interessen vertreten
- Ungeplante regelmäßige Begegnungen: z. B. miteinander Zeit verbringen

Wir stellen sie in Abb. 1 als visuelle Skizzen vor, deren Titel den Charakter der Begegnungsform verdichtet.

Lokaler Ausgangspunkt für die viermonatige Erhebung war der viel genutzte Grasbrookpark. Parks eignen sich, so die Stadtanthropologin Setha Low, besonders gut, um die kulturelle und soziale Vielfalt eines Stadtteils zu untersuchen. Sie sprechen verschiedene Sinne an, ermöglichen vielfältige Nutzungen und subjektive Bedeutungszuschreibungen (Low 2000; Low et al. 2005). Entsprechend aufmerksam haben wir Raum und Raumwahrnehmung durch Wahrnehmungsspaziergänge (Rolshoven 2001) und Mappings (Ploch 1994; Wildner 2016; Wildner/Tamayo 2004; Ziervogel 2011) untersucht. Neben systematischen Beobachtungen (Beer 2007) haben wir Go-Alongs als eine raumerschließende Form des Interviews (Cuny et al. 2020; Keding/Weith 2014; Kusenbach 2008), sowie Interviews und teilnehmende Beobachtungen als akteurszentrierte Zugänge angewandt, um das auf diese Weise erhobene Material mit Blick auf (Raum-)Praktiken und Vorstellungen von sozialen Begegnungen auszuwerten. An allen benannten Orten wurden insgesamt 23 Kurzinterviews und informelle Gespräche mit mehrheitlich der Mittelschicht zuzuordnenden Anwohner*innen (weiblich) und Nutzer*innen geführt, wie u. a. Angestellten oder Selbstständigen im Bereich Marketing, Landschaftsarchitektur, Erziehung, Servicebereich; hinzu kamen ein Bauarbeiter, Pastor und obdachloser Flaschensammler sowie ein Rentner. Darüber hinaus wurden vier go-along interviews mit fünf Personen, Anwohner*innen und Angestellte (u. a. in HafenCIty GmbH und Ökumenischem Forum), sowie drei hang-out interviews mit Jugendlichen, Angestellten und Verkäufern durchgeführt.

Die Verortung der beschriebenen Begegnungen in der Karte der HafenCity verdeutlicht (Abb. 1), dass Begegnungen nicht abhängig von einer spezifischen Gestaltung sind, wie die Nutzung der Brachen oder des Bürgersteigs zum Sitzen zeigen. Die Voraussetzung für die Begegnungsvielfalt scheint vielmehr die Einbindung in alltägliche und fußläufige Anliegen und damit verbundene Wege zu sein (Goffman 1982, 2009; Grannis 2009). Dies mag besonders für Menschen mit Kindern zutreffen, deren Wege häufig im Grasbrookpark zusammenlaufen. Wie auch der Grasbrookpark, so sind es vor allem die gemeinschaftlich durch Netzwerke oder Freund*innengruppen hergestellten und genutzten öffentlichen Räume, die spezifische Begegnungen ermöglichen (Kusenbach

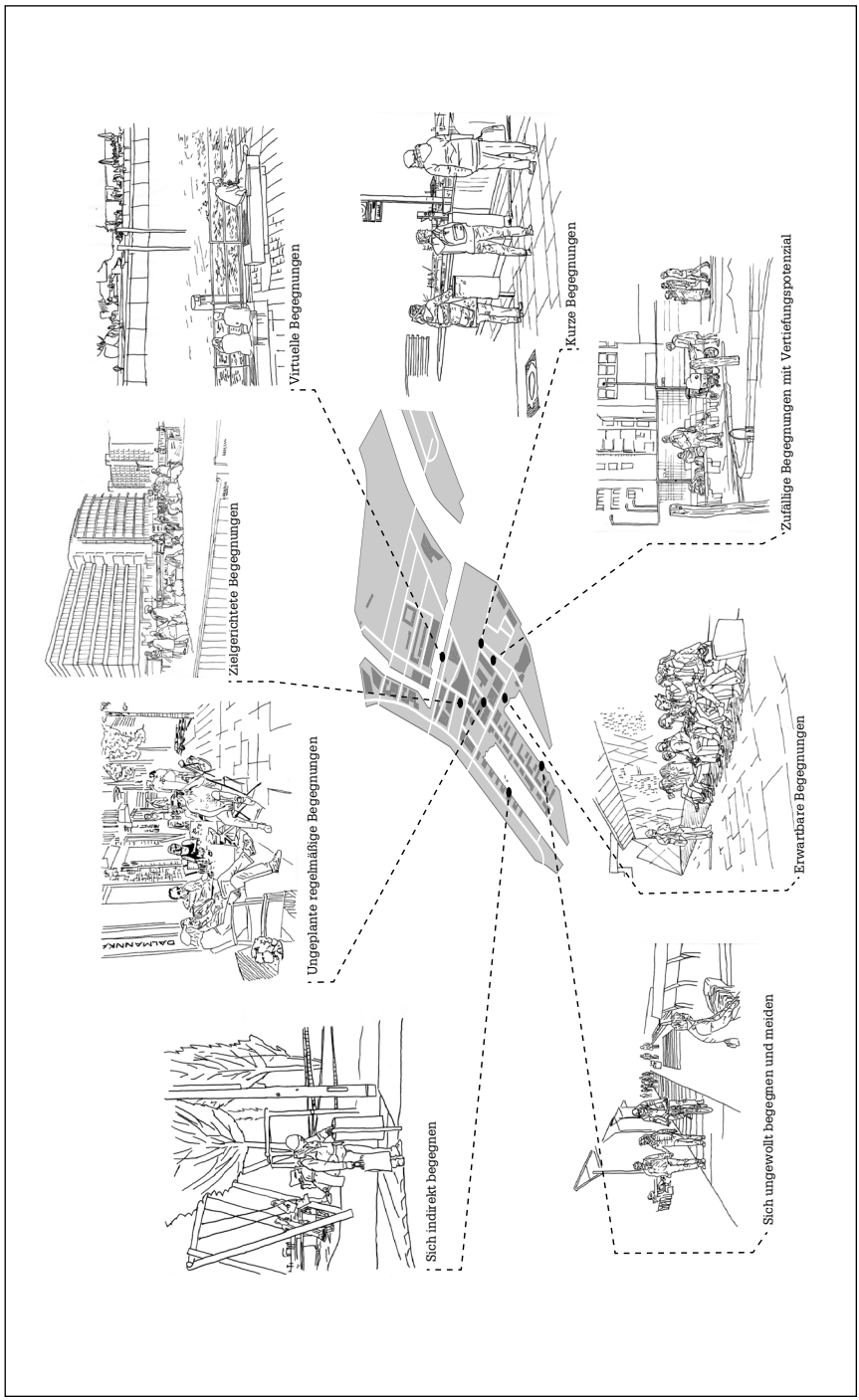


Abb. 1: Kartierung der beschriebenen Begegnungssituationen (Zeichnung: Jennifer Löwenstein)

2008). Wenig intensive Begegnungen finden zwischen *allen* Nutzer*innen der HafenCity statt – selbst wenn sie indirekter Art sind, wie im Fall der Flaschensammler*innen (Moser 2014; Rau 2014). Die intensiveren Begegnungssituationen werden innerhalb einzelner Gruppen erlebt: z. B. Bewohner*innen, Eltern mit Kindern, Tourist*innen, die aber nicht alle nachhaltig materialisieren (z. B. in Form von angeeigneten Sitzgelegenheiten). Anders gesagt, und mit Blick auf die Begegnungsorte: Wenn sich die Beziehungen der sich Begegnenden intensivieren, man sich immer bekannter und damit weniger fremd wird, verändert sich auch der an die Begegnungsorte gestellte Anspruch. Orte, die zufällige Begegnungen ermöglichen, erweisen sich für Netzwerke und Freund*innenkreise als ungeeignet oder werden durch intensivere Aneignung umgedeutet, gestaltet und besetzt. Damit können sie für zufällige Begegnungen ungeeignet werden – und damit Fremde ausschließen. Die Vertiefung der Forschung hat uns zu fünf Begegnungsmustern geführt, die aus der Analyse der materiellen Bedingungen, ihrer diskursiven Beschreibung sowie der Begegnungsrhythmen hervorgehen.

Materialität und Rhythmus: Begegnungsmuster

Aus den Beobachtungen, Gesprächen und Interviews haben sich vier wiederkehrende Topoi herausgeschält, die die Materialität des Ortes thematisieren. Diese materiellen Charakteristika der HafenCity sind so gesehen über ihre spezifische Materialität hinaus auch diskursiv wirksam. Dabei handelt es sich um die bauliche Entwicklung und die damit einhergehende Alltagserfahrung, dass sich das Umfeld in ständiger „Transformation" befindet (1); um die als allgegenwärtig empfundene Präsenz des Wassers (2); um die zum Teil ikonische Architektur (3) und um das Image der HafenCity als exklusives Wohnquartier (4). Diese materiellen Umweltbedingungen werden immer wieder im Alltagswissen aufgerufen und spielen in die Qualität der Begegnungskapazität der HafenCity hinein. Folgende Muster an Begegnungen lassen sich aus den Momentaufnahmen unter Einbezug der gebauten Umwelt herauskristallisieren. Sie vermitteln darüber hinaus einen Eindruck vom Rhythmus der Interaktionen:

1. Knotenpunkte für Begegnungen

Wer? Die Bewegungen im öffentlichen Raum der HafenCity sind geprägt durch spezifische Rhythmen der Arbeitswelt: Morgens kommen die Angestellten, die Bewohner*innen gehen, mittags ziehen Gruppen von Angestellten zu Bäckereien und zum Supermarkt, am Nachmittag verlassen die Angestellten die HafenCity über die U-Bahnstationen und die Bewohner*innen prägen den öffentlichen Raum.

Wie? Auf den Wegen zwischen Verkehrsinfrastruktur und Versorgung entstehen Knotenpunkte, die insbesondere Begegnungen zwischen „bekannten Fremden" oder Bekannten hervorbringen.

2. Gruppenbewegung und Raumverhalten

Wer? Besonders Angestellte und Anwohner*innen bewegen sich in festen Rhythmen und zielgerichtet durch die HafenCity, z. B. um Kinder zu versorgen, mit ihnen zu spielen oder gemeinsam Pause zu machen (z. B. auch Skater, Parkourist*innen und Personal Trainings). Dabei bilden sie Gruppen.

Wie? Gruppen nehmen mehr Platz ein und sind langsamer in Entscheidungen, Reaktionen und Fortbewegungen als Einzelpersonen. Viele Orte in der HafenCity sind als Begegnungsorte gestaltet: Bänke, auf denen vier Mütter mit Kinderwagen und kleinen Kindern Platz haben; Sitz- und Liegemöbel, auf denen eine ganze Studierendenclique essen und entspannen kann.

3. Verfestigung von Begegnungen

Wer? Mit Begegnungsräumen, wie Enoteca oder Bar, oder Kommunikationsmedien, wie der HafenCity Zeitung, haben Anwohner*innen alltägliche Foren geschaffen, durch die sich Kommunikationskanäle und Begegnungen verstetigen.

Wie? Die Initiator*innen moderieren soziale Prozesse und verstärken das Gefühl von Zugehörigkeit. Für unterschiedliche Interessengruppen haben sich unterschiedliche Orte des Zusammenseins herauskristallisiert.

*4. Begegnungen mit Raumexpert*innen*

Wer? Neben den Verkäufer*innen von Eis, Kaffee oder Erdbeeren, Tourist*innen- und Segwayführer*innen kommen Personen zum Flaschensammeln, um die Straßenzeitung Hinz&Kunzt zu verkaufen oder Straßenmusik zu machen. Abends und am Wochenende kommen Menschen in die HafenCity, um Sport zu treiben.

Wie? Diese Personengruppen gestalten den Ort durch ihre eigenverantwortliche oder freizeitorientierte Tätigkeit mit. Sie halten sich ausschließlich im öffentlichen Raum auf und kommunizieren (mit Ausnahme der „unsichtbaren" Flaschensammler*innen) teilweise intensiv. Abgesehen vom Kaffeeverkäufer im Grasbrookpark bleiben sie meist anonym, sind aber Ansprechpartner*innen mit Ortskenntnis, vor allem für Tourist*innen.

5. Trennung von Arbeitsort und Wohnort

Wer? Angestellte und Studierende benutzen den öffentlichen Raum routiniert als Transitraum zur U-Bahn, zu Bäckereien in ihren Arbeits- und Pausenrhythmen.

Wie? Sie bewegen sich innerhalb von Zeitfenstern auf zielgerichteten Verbindungslinien und damit zwischen wenig flexiblen Begegnungspunkten. Ihre Nutzung der HafenCity ist geplant und lässt Begegnungen meist nur in Form von Verabredungen zu.

Diese Begegnungsmuster sind spezifisch für die von uns untersuchten Bereiche der HafenCity. Das gilt besonders für die materielle Dimension der Begegnungsorte. Gleichzeitig sind die Akteur*innen und Nutzungen an vielen anderen (städtischen) Orten ebenso zu finden. Deshalb eignen sich diese Muster nicht als Modell für jeden anderen Ort der Stadtentwicklung. Sie sind aber als analytischer Ansatz übertragbar. Dies gilt auch für die weit reichenden raum-zeitlichen Dimensionen der Begegnungskapazität, wie wir im Folgenden zeigen möchten.

Repräsentationen und Imaginationen als Begegnungshorizonte

Eine erfreuliche, aber zufällige Begegnungssituation kann erinnert oder auch weitererzählt werden und dazu führen, dass man sie wieder herbeizuführen versucht und zudem danach gefragt wird, ob sie sich wieder ereignet hat. Sie wird zu Gesprächsstoff und leitet Handlungen an. Sie wird in Bedeutungszusammenhänge und Praktiken eingebettet, die wir als *Begegnungshorizonte* bezeichnen möchten. Da es sich um Übersetzungen und damit um Vervielfältigungen von einmal erlebten Situationen handelt, sprechen wir in Anlehnung an Doreen Masseys Verständnis von „multiplicity of places" – sich entgegenstehende, aus dem Weg gehende oder überschneidende simultan gelebte Welten (1994: 3) – in diesem Fall von der „multiplicity of encounters". In dieser Vervielfältigungsmöglichkeit besteht schließlich auch die Begegnungskapazität eines Raumes.

Führungen durch die HafenCity beispielsweise verbinden den Raum mit Narrationen und Bildern, sie ermöglichen darüber hinaus eine Reihe der oben beschriebenen Begegnungen und bleiben durch anschließende Erzählungen und Dokumente wie Fotos in Erinnerung.[9] Folgende Feldnotizen vermitteln einen Eindruck davon. Sie beginnen mit einer Beschreibung der Arbeit einer Stadtführerin:

> „Auf den Magellan-Terrassen erklärte sie ihrer Gruppe, dass vor ihnen ein Notenständer mit einem Notenblatt stehe. Sie sollten die Augen etwas zukneifen, auf die Elbphilharmonie schauen und könnten so die tanzenden Noten auf der Fassade sehen. Danach führte sie die Gruppen zum Teeverkosten ins Meßmer Momentum (Feldforschungstagebuch HD, 4.4.2015 und 20.4.2015). Sie war eine der wenigen Stadtführer*innen, die den Charakter des Stadtteils über direkt erfahrbar gemachte Anknüpfungspunkte zu vermitteln versuchte und nicht mit reißerischen Zahlen zu Miet- und Wohnpreisen oder Namen von HSV-Spielern, den Klitschkos oder Helene Fischer, Anspielungen auf das Image der (neu)reichen HafenCity-Bewohner*innen machte (Feldforschungstagebuch HD, 23.6.2015). Dennoch sind diese Prominenten wichtige virtuelle Akteur*innen in der HafenCity, die sie als Begegnungsraum attraktiv machen."

Diese Projektionen und Erwartungshaltungen werden zum einen vom Vorwissen aus den Medien und den Informationen der Guides transportiert; sie lenken die Wahrneh-

9 Zum kommunikativen Potenzial von urbanem Tourismus, Stadtmarketing und kollektiver Erinnerungspolitik siehe Farías 2008.

mung, während die Guides durch den Stadtteil führen. Vierzehn verschiedene Anbieter von Touren waren der HafenCity GmbH zum Zeitpunkt unserer Forschung bekannt; 210 Gruppen wurden von diesen Anbietern allein im Mai 2014 und 2015 geführt.[10] Die Besuche animieren zum Dokumentieren und Weitererzählen und vervielfältigen sich auf diese Weise. Bildmotive von den neuen Gebäuden und Hafenansichten oder überraschende Ereignisse unterstützen diese Begegnungskapazität.

Drei Bedeutungshorizonte erschienen uns für die Möglichkeit zur Vervielfältigung von Begegnungen und damit für die Charakterisierung der Begegnungskapazität in der HafenCity besonders wichtig: Nachbarschaftlichkeit, Ereignishaftigkeit und Szeneförmigkeit.

Nachbarschaft

Die folgende Sequenz beinhaltet eine Reihe an unterschiedlichen sozialen Begegnungen, die im vorherigen Kapitel in einzelne Begegnungssituationen differenziert wurden. Die Sequenz zeigt, wie sich eine Begegnung zwischen Fremden in unterschiedliche andere Begegnungen im Stadtteil übersetzt und damit vervielfältigt.

> „Ein privater Streit zwischen einem Pärchen wird am Samstagnachmittag am Straßenrand ausgetragen. Meine Gesprächspartnerin erzählt während des Wartens und Blickens auf das Pärchen von einem unbekannten Nachbarn und ihrem Zusammentreffen im Fahrstuhl. Er hat sich nicht vorgestellt und wohnte doch schon ein halbes Jahr in ihrem Haus. Im Fall des Streits auf der Straße in der HafenCity hat das Starren die Aufmerksamkeit der Streitenden erregt und eine Interaktion zwischen Beobachterinnen und Paar initiiert.
>
> Später, bei einem Treffen mit bekannten und befreundeten Nachbar*innen, berichtet sie von dem Streit und ihrer Intervention. Die Begegnung wird in dieser Erzählung zu einem Emblem dafür, was die Nachbarschaft als Begegnungsort eigentlich sein soll und was sie kann. Im späteren Interview sagt sie: ‚Die sagen immer, die HafenCity ist immer so kalt und lauter reiche Leute. Aber das ist einfach eine geniale Nachbarschaft.'"
> (AI2, Interview HD, 7.5.2015).

Vier verschiedene Begegnungen finden in dieser Episode statt. Zum einen tauschen die Ethnografin und ihre Gesprächspartnerin mit Blickkontakt untereinander ihr Verständnis von der Situation aus: Sie finden sie bedrohlich. Sie beschließen verbal, dass sie stehen bleiben werden. Beide richten zweitens ihre Blicke auf das Pärchen, das sich zu Recht angestarrt fühlt. Für den Interaktionssoziologen Erving Goffman hat das Starren als „Mittel negativer Sanktion" die Funktion der sozialen Kontrolle „aller Arten unangemessenen Verhaltens in der Öffentlichkeit. In der Tat ist Anstarren häufig eine erste Warnung an den Einzelnen, wenn er Gefahr läuft, ‚aus der Reihe zu tanzen', und die letzte, die man verpflichtet ist, ihm zu geben" (Goffman 2009: 101). Fremdheit

10 Alle statistischen Informationen von der HafenCity GmbH, Stand Juli 2015.

wird durch das Betonen (Starren) der Unangemessenheit des Verhaltens artikuliert. In beiden Begegnungen, der gerade erlebten und der erzählten, kommt eine Vorstellung von Nachbarschaft und nachbarschaftlicher Sorge zum Ausdruck. Als schließlich letzte direkte Begegnung kann das spätere Treffen der Gesprächspartnerin mit ihren Freund*innen und Bekannten gelten, in dem sie wiederum die gerade erlebte Begegnung mit dem Paar und die erinnerte Konfliktsituation zusammenfügt, um damit ihre Idee von Nachbarschaft zu artikulieren.

Die gesamte Sequenz macht deutlich, dass Begegnungen aus mehr als der Momentaufnahme einer Situation gedeutet werden müssen. Sie beinhalten Bestandteile aus vergangenen Begegnungen und Erfahrungen, aber auch Bilder, die den Kontext dessen bilden, was die Begegnung für die Akteur*innen bedeutet – und in potenziellen Begegnungen wirksam werden. Die geschilderten Begegnungen sind in einen Horizont von Begegnungserfahrungen eingespannt und wirken gleichzeitig in ihn hinein.

Ereignishaftigkeit

Die folgenden Sequenzen gehen aus Situationen hervor, deren Ereignishaftigkeit zu einzelnen erlebten Begegnungen führt und diese darüber hinaus vervielfältigbar macht. Darin liegt unserem Verständnis nach ihre Begegnungskapazität. Auch die Begegnung im vorigen Abschnitt könnte als Ereignis gedeutet werden. Es stellt für die Anwohnerin nämlich einen außeralltäglichen Anlass dar, der nun durch ihr Verständnis von Nachbarschaft reguliert und in unterschiedlichen Erzählungen vervielfältigt wird. Die diskutierten Situationen im folgenden Abschnitt beziehen ihre Begegnungskapazität nicht aus einem zufälligen Anlass, sondern daraus, dass die Ereignishaftigkeit vorhersehbar und geplant ist, und von verschiedenen Akteur*innen herbeigeführt wird. Aber nicht nur Tourist*innen besuchen die HafenCity. Auch für Hamburger*innen ist sie ein wichtiger Ausflugsort, der z. B. im Kontext einer kulturellen oder sportlichen Veranstaltung oder einem anderen besonderen Anlass, wie dem Flohmarkt, besucht wird.

Das Image der HafenCity als eine „Spazierstadt" mit wenig Leben auf den Straßen, die wenig Anlaufpunkte bietet, an denen man „hängen bleiben könnte" (Feldforschungstagebuch HD, 2.8.2015), wird durch einen dichten „Eventkalender" konterkariert. Im Untersuchungszeitraum 2015 sind dies zum einen hochkulturelle Veranstaltungen, wie das Elbjazz-Festival oder Thalia-Theater und zum anderen das populärkulturelle Ducksteinfestival oder der Hafen-Geburtstag. Auch im Bereich der Bildenden Kunst wird ein mittelschichtsspezifisches Spektrum, von Galeriepräsentationen bis zu Live-Sandmalerei, abgedeckt. Eine Reihe von Veranstaltungen findet dabei auf den Brachen und damit in Form temporärer Nutzungen statt. Da die Teilnahme aber nicht nur auf finanziellen Möglichkeiten, sondern vor allem auch habitualisierten Geschmackspräferenzen basiert, begegnen sich hier Menschen aus eher ähnlichen Milieus.

Diese soziale Homogenität gilt auch für den Flohmarkt, der seit August 2014 in der HafenCity stattfindet. Der „Langschläferflohmarkt" ist aus dem Grindel-Viertel in die HafenCity umgezogen und bietet, anders als der eher lokale Anwohner*innen-Flohmarkt, Begegnungsanlässe für Hamburger*innen aus anderen Stadtteilen. Die folgende Feldnotiz gibt die Atmosphäre des Marktes auf dem Überseeboulevard an einem verregneten Samstagnachmittag wieder:

> „Keine der von mir befragten Händler*innen (darunter nur ein Mann) ist aus der HafenCity. Ich frage sie, ob sie schon Leute aus der HafenCity getroffen haben, und sie verneinen. Sie finden es aber toll hier, weil es nicht so voll ist wie auf dem Flohmarkt ‚Flohschanze' und es keine professionellen Händler*innen gibt. Die Verkäufer*innen an den vier Ständen, die ich befrage, sind zum ersten Mal hier und haben davon über Facebook erfahren (3), der Mann ist vom Grindel-Flohmarkt mitgekommen. (…)
>
> Alle, mit denen ich spreche, sagen mir, dass es sich für sie gelohnt hat. Abgesehen vom Verkäufer am Störtebeker-Ufer. Er meint, dass heute auch Turmstraßenflohmarkt ist. Offensichtlich ist er schon erfahren. Er verkauft fast nur Frauenkleidung. (…)
>
> Eine Mitarbeiterin und ein Mitarbeiter der Medienagentur laufen mit Flyern auf und ab und sprechen Leute an, um sie für den nächsten Flohmarkt zu werben. Die Flyerverteilerin sagt mir, dass ich doch gleich für das nächste Mal einen Stand unterm Dach buchen solle. Ich könne auch gleich bezahlen. Die Medienagentur ist aus der HafenCity und arbeitet für die Gesellschaft, die den Überseeboulevard betreut."
> (Feldforschungstagebuch HD, 25.4.2015)

Im Gespräch betonen die befragten Verkäufer*innen die soziale Differenz zwischen ihrem eigenen Milieu und dem der HafenCity bzw. was sie sich unter der Bewohner*innenschaft der HafenCity vorstellen. Sie selbst sind meist zwischen 30 und 40 Jahre alt, vornehmlich in den Stadtteilen Eimsbüttel und Eppendorf beheimatet und finanziell nicht auf den Verkauf der angebotenen Waren angewiesen. Sie halten aber die HafenCity für einen teuren, exklusiven Standort. Dieses Image wird von den Bewohner*innen der HafenCity genervt zur Kenntnis genommen, an den Ständen der Hamburger*innen aus anderen Stadtteilen ist es immer wieder ein Thema.

In der gegenseitigen Wahrnehmung unterscheidet sich der angenommene Grad an sozialer Fremdheit demnach. Genau auf diese (unterschiedlich inszenierte) Differenz stoßen Bewohner*innen und ver-/kaufende Besucher*innen und korrigieren oder bestätigen diese Bilder. Der Flohmarkt als Ereignis ermöglicht es allen Beteiligten, Begegnungen zu vervielfältigen: Die gekauften Dinge selbst können auch als Spuren verstanden werden. Die entstandene ironische Atmosphäre wird Gegenstand von Dokumenten, wie Fotos, oder von Erzählungen über die gemeinsame Aktion und den Spaß am Verkaufen. Schließlich sind die für das Marketing des Überseeboulevards zuständigen Personen an einer Verstetigung des Ereignisses interessiert, stellen die Infrastruktur dafür bereit und werben dafür. Der Kauf und Verkauf von Gegenständen auf dem Flohmarkt erweist sich hier als eine infrastrukturell unterstützte kulturelle

Praxis, durch die man mit Bekannten ein Erlebnis teilt und Fremde kennenlernt. Diese Ereignishaftigkeit generiert unterschiedliche Formen direkter und weitervermittelter Begegnungen, die darüber hinaus aufgrund des lokalen Interesses an dieser Art von Belebung des Stadtteils in die Zukunft projiziert wird.

Translokale Szenen

Die HafenCity wird für viele urbane Sportarten, wie BMX fahren, Parkour, Tanzen sowie Kraft- und Ausdauertraining im „Personal Training" genutzt. In diesen, wie auf den Sportanlagen, den Basketballplätzen auf dem Vasco-da-Gama-Platz und im Lohse-Park, der Skateanlage am Strandkai, dem kleinen Sportgerätepark im Grasbrookpark und dem Bolzplatz an der Stockmeyerstraße sind eher Jungen oder männliche Jugendliche zu finden (Feldforschungstagebuch HD, 11.5.2015). Die Voraussetzung für viele der urbanen Sportarten ist die Umnutzung der vorhandenen Stadtmöblierung (Abb. 2). Gleichzeitig scheinen sich die Größe der öffentlichen Flächen, ihre Sauberkeit und die relative Leere in den Abendstunden besonders für diese Aneignungen durch Sport anzubieten.

Als dritter bedeutender Alltagshorizont, in dem Begegnungen in der HafenCity stattfinden bzw. in den sie so eingewoben werden und sich dann vervielfältigen, stellen wir Sport am Beispiel des Angelns vor. Das Angeln an diesem innerstädtischen Ort wird der Beobachtung nach von Nicht-Angler*innen als Überraschung empfunden und ist deshalb Anlass für direkte Begegnungen. Angeln hat dadurch das Potenzial, als besonders charakteristisch für die HafenCity zu gelten und zum Gegenstand von Selbstdokumentationen und Erzählungen zu werden.

> „Immer mehr TouristInnen bleiben stehen, eine Traube bildet sich um die Angler. FahrradfahrerInnen und eine Segway-Gruppe erschließen sich langsam den Weg durch die Grüppchen hindurch über den Bürgersteig. Als es schon sehr eng ist, schlängelt sich ein Rikscha-Fahrer mit seinen Passagieren durch die Menge und bleibt kurz beim Angler stehen. Er begrüßt ihn mit einem „Moin" und erklärt seinen Passagieren kurz etwas zum Angeln an diesem Ort. Es ist viel los, der samstägliche Ausflug in die HafenCity nimmt jetzt eine aufgeregte Stimmung an.
>
> Ein paar Meter hinter ihm am Sandtorkai angelt eine Gruppe Jugendlicher. Sie dokumentieren ihren Fang mit Handy-Fotos und Videokamera. Auch sie geben gern darüber Auskunft, dass Hamburg ein sehr gutes Zanderrevier ist und besonders die Hafenbecken der Lebensraum für Raubfische wie Wels, Dorsch, Aal und Zander sind."
> (Feldforschungstagebuch HD, 3.4.2015)

In diesen kurzen Gesprächen erweisen sich die Angler*innen als Expert*innen für ihren Sport, tragen mit ihrem Spezialwissen bei den Zuhörer*innen zudem zu deren Hamburg-Bild bei: Hamburg hat viele Wasserflächen und gilt als etablierter Ort fürs Sportangeln. Besonders kommunikationsbereit sind Teenager oder junge Männer, die sich selbst als Street Fisher bezeichnen. Manche von ihnen tragen Kleidung mit dem Aufdruck „Street Fishing Hamburg" und präsentieren sich stolz und offen auf dem Kai. Sie selbst doku-

Abb. 2: Sport in der HafenCity: Vom Individualsport über Personal Trainings und Sport im Verein bis zu privat organisierten Gruppen (Fotos: Heike Derwanz)

mentieren ihre Fänge mit dem Handy oder größeren Digitalkameras und „posten" sie in sozialen Medien (Feldforschungstagebuch HD, 2.4., 3.4., 20.4., 24.4.2015).

Obwohl die HafenCity viele Kilometer Wasserzugang wie diesen besitzt, wird insbesondere der Sandtorkai von unterschiedlichen Gruppen von Angler*innen genutzt. Er dient als fester Treffpunkt für angelnde ältere Männer, junge Street Fisher, Familien oder Einzelpersonen. An diesem tagsüber viel genutzten Durchgangsweg sind sie damit auch eine der ersten Personengruppen, die den Besucher*innen in der HafenCity begegnen. Über ihre Geräte, wie Boxen mit bunten Ködern, Netze oder Angeln, die auf den Bänken liegen oder am Geländer stehen, bieten sie im Vorbeigehen einen direkten Gesprächsanlass. Sie werden von Tour-Guides, Rikscha-Fahrer*innen und Segway-Guides begrüßt und als Attraktion inszeniert. Dadurch wird eine niedrigschwellige Kommunikation ermöglicht, die schon eingeübt und wiederholbar ist. Und tatsächlich beantworten viele Angler*innen bereitwillig Fragen, erklären ihre Praktiken, zeigen Fotos und ihre Fänge. Wie die Tourist*innen verbringen auch sie, aus anderen Hamburger Stadtteilen kommend, hier ihre Freizeit.[11] Dem sogenannten Street Fishing, das auch andernorts in Großstädten praktiziert wird, kommt für die Begegnungskapazität im Sinne der Vervielfältigung von einzelnen Begegnungen eine besondere Bedeutung zu: Wie in anderen urbanen Sportarten benutzen die Akteur*innen die Stadt als Bühne. Begleitet von kommerziellen Interessen der Angelbedarfsgeschäfte sind die Interaktionen, die der städtische und medialisierte Raum mit sich bringt, elementarer Bestandteil des Sports.

Vervielfältigungspotenzial

In diesem letzten Analyseschritt wurden die vorher geschilderten Momentaufnahmen auf ihre Einbindung in Bedeutungshorizonte hin befragt. Es wurden drei Horizonte herausgegriffen, die besonders charakteristisch für die Begegnungskapazität in der HafenCity sind: Nachbarschaftlichkeit, Ereignishaftigkeit und Szeneförmigkeit. Darin konnten folgende Eigenschaften von Begegnungen in der HafenCity näher beschrieben werden:

1. In Begegnungen drücken sich Vorstellungen von und Wünsche nach kollektiven Interessen aus: Im Bedeutungshorizont Nachbarschaftlichkeit bündeln sich einige dieser Vorstellungen und Wünsche. Sie werden mal unter dem Topos „Dorf" verhandelt, äußern sich im Ärger über fehlende Verbindlichkeit oder ganz konkret in der Durchsetzung von Interessen wie einem Bolzplatz.
2. Begegnungen wirken in die Zukunft: Über die strukturierende Wirkung von Images, wie dem der Exklusivität, sowie den Vorstellungen und Wünschen der Nutzer*innen tragen auch punktuelle Veranstaltungen im Bedeutungshorizont

11 Die Angler*innen kommen mit Rädern, der Bahn oder dem eigenen Auto aus umliegenden Vierteln oder entfernteren Stadtteilen wie Rahlstedt, zur urbanen Freizeitgestaltung „Abhängen" siehe auch Schwanhäußer 2015.

Ereignishaftigkeit dazu bei, Begegnungen in die Zukunft zu projizieren. Indem sie privat und öffentlich medial verbreitet werden, schaffen sie Anknüpfungspunkte für weitere Begegnungen; im Zusammenhang der translokalen Szenen können sie zu Anlaufstellen werden.

3. Begegnungen werden vervielfältigt, wenn sie überraschend sind: Einem streitenden Paar auf der Straße zu begegnen überrascht, weil es für die einen nicht den Erwartungen an Nachbarschaftlichkeit entspricht. In der innerstädtischen Lage der HafenCity, zwischen Neubauten, die Büros, Wohnungen und öffentliche Einrichtungen beherbergen, auf angelnde Menschen zu treffen überrascht, weil es für die anderen nicht zu einem als exklusiv wahrgenommenen Ort oder zur als fragwürdig erachteten Wasserqualität passt. Innerhalb der Bedeutungshorizonte Nachbarschaftlichkeit, Ereignishaftigkeit, Szeneförmigkeit entfalten diese Überraschungen ihre weitergehende Begegnungskapazität, indem sie weitererzählt oder digital vermittelt und auf diese Weise vervielfältigt werden.

Die drei Eigenschaften können mit dem Begriff der „multiplicity of encounters" zusammengefasst werden. Die „Vielheit" weist darauf hin, dass diese Eigenschaften sich nicht gegenseitig ausschließen, sich aber auch nicht immer ergänzen. Sie tragen aber dazu bei, dass sich in der HafenCity unterschiedliche soziale Milieus versammeln. So wurde deutlich, dass jeder der drei beschriebenen Bedeutungshorizonte von Begegnungen, ob Nachbarschaftlichkeit, Ereignishaftigkeit oder Szeneförmigkeit, nicht auf ein soziales Milieu beschränkt ist. Hier treffen entweder Anwohner*innen und Dienstleister*innen aufeinander oder Anwohner*innen und Tourist*innen bzw. Besucher*innen und Szenemitglieder. Dennoch decken die Begegnungen, die dadurch ermöglicht werden, nicht alle möglichen sozialen Milieus ab, wenn es sich nicht um durch Spuren vermittelte Begegnungen handelt, wie im Fall der Flaschensammler*innen.

Multiplicity of encounters: Die Vielheit und Vervielfältigung von Begegnungen

Aus Sicht der Stadtentwicklung haben wir Begegnungskapazität zunächst als Qualität eines Raumes definiert, die sich aus den Möglichkeiten gestalteter Orte für vielfältige soziale Begegnungen ergibt und gleichzeitig eine uneindeutige Eigenschaft des öffentlichen Raumes bleibt (Bruns-Berentelg 2012: 78). Die Auffächerung der beobachtbaren Begegnungssituationen und die Verbindung dieser Interaktion mit den materiellen Gegebenheiten haben Begegnungsmuster aufgezeigt, deren Rhythmus als strukturierende Dimension der hier geplanten Urbanität und der Materialität ihrer Umwelt gelten können. Damit wurde deutlich, wann und wie Begegnungskapazität für wen zum Tragen kommt und welche Grenzen sie produziert. Die Begegnungshorizonte, die sich aus unterschiedlichen Formen der Bedeutungsproduktion ergeben, ergänzen aus unserer Sicht die Charakterisierung von Begegnungskapazität.

Ohne das Spektrum der möglichen Begegnungen in der HafenCity zu vereindeutigen, lassen sich dennoch einige Charakteristika benennen, die teils auch für andere Stadtentwicklungsgebiete gelten können, teils Alleinstellungsmerkmale sind: Zu den gängigen Transformationen eines Stadtteils durch Generationenwechsel, Zuzug und Gentrifizierung auf der einen Seite und baulichen Maßnahmen, wie einer neuen Straße, einem Abriss oder einem Neubau, auf der anderen, kommt in der HafenCity die großflächige Weiterentwicklung, das ständige Wachsen des Stadtteils, hinzu. Das heißt zum einen, dass man plötzlich nicht mehr am Rand des bebauten Gebietes arbeitet oder wohnt, sondern mittendrin; zum anderen, dass ständig freie Flächen verschwinden und gerade entstandene Nutzungen aufgegeben werden müssen. Durch diese Transformationen wurden im Frühjahr 2015 neue Begegnungen am östlichen Rand der HafenCity erwartbar. Für Angestellte und Bewohner*innen sind ebenfalls die Begegnungen mit Besucher*innen zur Gewohnheit geworden. Vergleicht man jedoch die Kartierung der Events mit den Kartierungen der Wege der in der HafenCity engagierten Personen, sieht man, dass sich ihre Begegnungsorte nicht unbedingt überschneiden. Ein Ort mit besonders hoher Vielfalt von Begegnungen, das wurde bereits deutlich, ist der Grasbrookpark.

Die Möglichkeit für Begegnungen ist aber auch von den gruppenspezifischen Alltagsrhythmen geprägt: Tagsüber verpassen Angestellte die Anwohner*innen und andersherum. Ihre Wege kreuzen sich dagegen morgens und abends. Tourist*innen kommen am Wochenende, wenn Bewohner*innen rausfahren. Angestellte haben nur wenig Zeit für Pausen, abends nehmen sie meist sofort die Bahn nach Hause. In den fünf herauskristallisierten Rhythmen und Mustern konnten wir zeigen, dass es keineswegs nur aktive Anwohner*innen, subkulturelle Szenemitglieder oder in der HafenCity angesiedelte Institutionen sind, die die Begegnungskapazität prägen. Allerdings haben sie eine deutlich stärkere Wirkmacht, Bedeutungshorizonte so zu artikulieren, dass sie raumwirksam sind, als freundschaftliche Nachbarschaft (HafenCity Zeitung, Enoteca) oder „Spielplatz" (Bolzplatz, Angelgrund usw.).

Betrachtet man die zugespitzten Begegnungsarten und vergleicht sie mit dem von der HafenCity GmbH formulierten Anspruch auf soziale Mischung, ergeben sich die Begegnungen an Orten wie dem Grasbrookpark aus dem Zusammentreffen von Anwohner*innen und Angestellten. Beide sind einer arbeitenden, kaufkräftigen Schicht zuzurechnen und entsprechen dem Zielpublikum der umliegenden gehobenen Gastronomie. Das Servicepersonal, das eben jene Konsumorte ermöglicht, tritt dienstleistend in Kontakt; darüber hinaus ergeben sich aufgrund der spezifischen Rhythmen keine beispielsweise zufälligen Begegnungen. Die auf eben jene Mittelschicht orientierten Stadtteilführungen erweitern das Spektrum unterschiedlicher sozialer Herkunft geringfügig, wie auch die mit hoher Begegnungskapazität ausgestatteten Events. Die Rhythmen, die Begegnungen ermöglichen, beruhen werktags vornehmlich auf den Arbeitszeiten in Büros und damit verbundener Dienstleistung. In diesem Teil der Woche versammelt die Mittagspause, die als Emblem für die Begegnungskapazität in der Ha-

fenCity gelten kann, die größte Heterogenität an Nutzer*innen der HafenCity. Während die Angestellten dieses Potenzial in vorhersehbaren, weil geplanten Begegnungen für 45 Minuten ausschöpfen und sich auf den Stadtmöbeln zum gemeinsamen Essen treffen, bleiben die Servicearbeiter*innen, das Verkaufs-, Reinigungs- und Küchenpersonal zu eben jenem Zeitpunkt an ihren Arbeitsplätzen und verbringen ihre Pausenzeiten an weniger sichtbaren Orten.

Die Begegnungskapazität, die sich über die dafür gestalteten Orte hinaus aus der Vervielfältigung von Begegnungen innerhalb der Horizonte Nachbarschaftlichkeit, Ereignishaftigkeit und Szeneförmigkeit ergibt, wiegt die Trennungsfaktoren, die sich aus hochpreisigen Wohn- und Konsummöglichkeiten, dem Image eines exklusiven Stadtteils und den gruppenspezifischen Alltagsrhythmen ergeben, punktuell und nicht vollständig auf. Es bleibt zu beobachten, ob im Laufe der Zeit durch die hier gegebene hohe Vervielfältigungsmöglichkeit auch die soziale Heterogenität steigen wird und wie sich dies auf die Bedeutungshorizonte Nachbarschaftlichkeit und Szeneförmigkeit auswirken wird. Aus der Perspektive der Begegnungskapazität gesehen, zeichnet sich die in der HafenCity beobachtbare Form von Urbanität nicht durch die zufällige Begegnung von sozial gänzlich Fremden aus, sondern ist vor allem von den zufälligen Begegnungen zwischen bekannten Fremden geprägt.

Begegnungskapazität hängt darüber hinaus nicht nur von den vor Ort vorhandenen Voraussetzungen ab, sondern auch von weiterführenden, z. B. translokalen Erzählungen, Bildarchiven oder anderweitigen medialen Repräsentationen. Vor diesem Hintergrund verstehen wir schließlich Begegnungskapazität als eine aus Interaktion, Materialisierungen und Imaginationen hervorgehende Kapazität, die Begegnung als Erfahrung in dieser vielfältigen Weise übersetzt und damit vervielfältigt. Diese Kapazität der Vervielfältigung macht der Begriff der „*multiplicity of encounters*" greifbar. Mit dieser Perspektive kann die Uneindeutigkeit von Begegnungsräumen betont werden, indem sie in den unterschiedlichen Dimensionen nachverfolgt wird, die sie hervorbringen.

Vor allem die beiden letztgenannten Aspekte erlauben abschließende Überlegungen zum Verhältnis zur Begegnungskapazität und Begegnungen unter dem Eindruck der COVID-19-Pandemie: Das Verhältnis von Zufälligkeit von Begegnungen zum Bekanntheitsgrad der sich begegnenden Menschen verändert sich gravierend. Während zufällige Begegnungen zwischen gänzlich Fremden, oder auch „bekannten Fremden" im öffentlichen Raum kaum zu unterbinden sind, sind es gerade die nicht zufälligen Begegnungen zwischen mehreren Bekannten, die verunmöglicht werden. Die performative Aneignung von Begegnungsorten durch diese wiederkehrenden Begegnungen kann nicht stattfinden. Es ist dagegen zu vermuten, dass die mediale Repräsentation von (wenigen) Begegnungen dagegen eine stärkere Intensität erhält. Dass die translokale Dimension von Begegnungen in online stattfindenden Veranstaltungen zugenommen hat, zeigt zumindest die Vielfalt der Orte an, an denen daran teilgenommen wird. Eine Auffächerung der Begegnungen im städtischen öffentlichen Raum erlaubt es

uns nun, die Auswirkungen der Pandemie genauer zu erkennen und zu benennen. Hier entsteht ein Ausgangspunkt für neue Forschungen, die die Stadtplanungen in Zukunft bei der Ausgestaltung konkreter Orte als Begegnungsorte unterstützen sollten.

Vor diesem Hintergrund werden für die Einplanung von Begegnungskapazität Erwägungen des kontrollierten Abstandnehmens sicherlich eine Rolle spielen und Gegenstand hartnäckiger Auseinandersetzungen werden. Das weite Verständnis von Begegnung als durch (gebaute) Umwelt mitgestaltbare soziale Praxis sowie als Urbanitätsmerkmal, das als common sense eine Ausgangsbasis der von der HafenCity GmbH beauftragten Studie war, würde davon möglicherweise nicht berührt werden; wohl aber die Frage nach den Folgen, die ein regulierendes Einwirken auf die ortsbezogenen Charakteristika der Begegnungssituationen in der HafenCity haben könnte. Fünf Jahre nach unserer Auftragsforschung erlaubt dieser Beitrag deshalb nicht nur die erstmalige Publikation des damals erhobenen Materials in einem wissenschaftlichen Kontext. Für eine kulturwissenschaftliche Stadtforschung sind die Ergebnisse aus heutiger Sicht empirisch von Interesse, nicht weil die hier in ihrer alltagskulturellen Form aufgefächerten Begegnungen eine weniger von Ordnungs- und Regulierungsvorstellungen durchdrungene Welt greifbar machen als die, auf die wir zusteuern. Vielmehr bieten sie anderen Forschungen zu sozialer Interaktion und urbaner Raumproduktion einen Vorschlag, wie die damit verbundenen Zeitlichkeiten und Bedingungen elementarer und gebauter Umwelt sowie Imaginationen erforscht und verglichen werden können. Der hier veröffentlichte Beitrag übersetzt darüber hinaus das Interesse an Begegnungskapazität in einen konzeptuellen Vorschlag der „multiplicity of encounters" für die kulturwissenschaftliche Stadtforschung. Die damit einhergehende Reflexion der Auftragsforschung zeigt, dass das Ineinandergreifen von Expertisen, konzeptionellen Überlegungen und empirischer Erhebung in langjährigen Stadtentwicklungsprozessen durchaus gängig ist (Lees 2010; Menzl 2010, 2011). In unserem Fall hat dies zu wiederholtem Austausch und Anschlussaufträgen geführt. Die HafenCity GmbH hatte mit dieser Arbeitsweise nicht nur die Ernsthaftigkeit ihres Anliegens *demonstriert*, „soziale Mischung" erreichen und Begegnungen fördern *zu wollen*. Eine zum Teil aber auch symbolische Funktion wissenschaftlicher Forschung im Kontext von Stadtentwicklungsprozessen verhindert gleichzeitig nicht, dass die im Entstehen begriffene HafenCity dadurch auch zum Forschungsfeld geworden ist, in dem Planungspraxis reflektiert wird. Aus der Perspektive der Wissensarbeitsforschung (vgl. Färber et al. 2019) gesehen, führen Auftrag und Forschungsprojekt während der Dauer der Kooperation zusammen und erlauben es im Anschluss Wissen zu produzieren, das im jeweiligen Feld bestenfalls von Relevanz ist.

Literatur

Amin, Ash. 2008. Collective Culture and Urban Public Space. *City* no. 1 (December): 5–24.

Amin, Ash, and Nigel Thrift. 2002. *Cities. Reimagining the Urban*. Cambridge: Polity Press.

Baum, Martina. 2008. *Urbane Orte. Ein Urbanitätskonzept und seine Anwendung zur Untersuchung transformierter Industrieareale*. Karlsruhe: Universitätsverlag.

Beckmann, Karen. 2015. *Urbanität durch Dichte? Geschichte und Gegenwart der Großwohnkomplexe der 1970er Jahre*. Bielefeld: Transcript. https://doi.org/10.14361/9783839430637

Beer, Bettina, 2007. Systematische Beobachtung. In *Methoden ethnologischer Feldforschung*, hrsg. von Bettina Beer, 167–189. Berlin: Reimer.

Breckner, Ingrid. 2011. Multilokales Wohnen in mobilen urbanen Lebenswelten. *Wohnbund-Informationen* Nr. 2+3: 8–10.

Bruns-Berentelg, Jürgen. 2010. Öffentliche Stadträume und das Entstehen von Öffentlichkeit. Diskussionspapier zur HafenCity. *Diskussionspapier zur HafenCity* Nr. 1. https://doi.org/10.1007/978-3-7091-0107-0_14

Bruns-Berentelg, Jürgen. 2012. Social Mix and Encounter Capacity. A Pragmatic Social Model for a New Downtown: the Example of HafenCity Hamburg. In *Mixed Communities. Gentrification by stealth?*, ed. by Gary Bridge, 69–91. Bristol: Policy Press. https://doi.org/10.2307/j.ctt9qgkp2.12

Bruns-Berentelg, Jürgen. 2014. Die HafenCity Hamburg – Identität, Nachhaltigkeit und Urbanität. *Diskussionspapier zur HafenCity* Nr. 3.

Cuny, Cécile, Alexa Färber, und Sonja Preißing. 2020. Collaborations itinérairantes à travers la HafenCity (Hambourg). Retour sur l'épuisement d'une descrition urbaine. In *L'urbain par l'image: Collaborations entre arts visuels et sciences sociales*, hrsg. von Cécile Cuny, Alexa Färber, und Anne Jarrigeon, 104–123. Paris: Creaphis Editions.

Currid, Elizabeth. 2008. The Warhol Economy. How Fashion, Art and Music Drive New York City. *Journal of Economic Literature* 4: 1.039-1.041.

Diehlmann, Axel. 2013. *Metropolitanität ohne Identität?: Das Städtebauprojekt Stuttgart 21 und der Kampf um den Stadtraum*. Hamburg: Diplomica.

Dirksmeier, Peter, Ulrike Mackrodt, und Ilse Helbrecht. 2011. Geographien der Begegnung. *Geographische Zeitschrift* 99, Nr. 2+3: 84–103.

Färber, Alexa, Cécile Cuny, und Sonja Preißing. 2019. Autonomie und Zusammenarbeit. Zur zeitlichen Dimensionierung kooperativer Fotografie- und Stadtforschung. In *Zusammen arbeiten. Praktiken der Koordination und Kooperation in kollaborativen Prozessen*, hrsg. von Stefan Groth, und Christian Ritter, 51–77. Bielefeld: Transcript. https://doi.org/10.14361/9783839442951-003

Farías, Ignacio. 2008. *Touring Berlin. Virtual Destination, Tourist Communication and the Multiple City*. Phil. Diss., Humboldt-Universität zu Berlin. https://edoc.hu-berlin.de/bitstream/handle/18452/16637/farias.pdf?sequence=1&isAllowed=y

Fincher, Ruth. 2003. Planning for Cities of Diversity, Difference and Encounter. *Australian Planner* Nr. 40: 55–58. https://doi.org/10.1080/07293682.2003.9995252

Füller, Henning, Nadine Marquardt, Georg Glasze, und Robert Pütz. 2013. Urbanität nach exklusivem Rezept. Die Ausdeutung des Städtischen durch hochpreisige Immobilienprojekte in Berlin und Los Angeles. *Suburban* Nr. 1: 31–48. https://doi.org/10.36900/suburban.v1i1.74

Frers, Lars, and Lars Meier. 2007. *Encountering Urban Places. Visual and Material Performances in the City*. Aldershot: Ashgate.

GHS (Gesellschaft für Hafen- und Standortentwicklung). 2000. *HafenCity Hamburg. Der Masterplan. In Zusammenarbeit mit der Stadtentwicklungsbehörde der Freien und Hansestadt Hamburg*. Hamburg: März 2000. Zugriff 28.10.2020. https://www.hafencity.com/upload/files/files/z_de_broschueren_5_arbeitsheft_4.pdf

Goffman, Erving. 1982 [1971]. *Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Goffman, Erving. 2009 [1963]. *Interaktion im öffentlichen Raum*. Frankfurt am Main und New York: Campus.

Grannis, Rick. 2009. *From the Ground Up. Translating Geography into the Community through Neighbor Networks*. Princeton: Princeton University Press. https://doi.org/10.1515/9781400830572

Häußermann, Hartmut, und Walter Siebel. 1998. *Großstadt. Soziologische Stichworte*. Opladen: Leske & Budrich.

Helbrecht, Ilse, und Peter Dirksmeier. 2011. Performative Urbanität. Die dauerhaften Folgen flüchtiger Begegnungen in der Stadt. *Wohnbund Informationen* Nr. 2+3: 25–27.

Hengartner, Thomas, und Anna Schindler, Hrsg. 2014. *Wachstumsschmerzen. Gesellschaftliche Herausforderungen der Stadtentwicklung und ihre Bedeutung für Zürich*. Zürich: Seismo.

Keding, Melanie, und Carmen Weith. 2014. Bewegte Interviews. In *Methoden der Kulturanthropologie*, hrsg. von Christine Bischoff et al., 131–142. Stuttgart: Haupt/UTB.

Kendon, Adam. 1990. *Conducting Interaction. Patterns of Behavior in Focused Encounters*. Cambridge: Cambridge University Press.

Kusenbach, Magarethe. 2008. Mitgehen als Methode: der „Go-Along in der phänomenologischen Forschungspraxis. In *Phänomenologie und Soziologie: theoretische Positionen, aktuelle Problemfelder und empirische Umsetzungen*, hrsg. von Jürgen Raab, 349–358. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-91037-6_31

Lanz, Stephan. 2015. Über (Un-)Möglichkeiten, hiesige Stadtforschung zu postkolonialisieren. *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 3/1: 75–90. Zugriff 28.10.2020. https://zeitschrift-suburban.de/sys/index.php/suburban/article/view/170. https://doi.org/10.36900/suburban.v3i1.170

Lees, Loretta. 2010. Commentary. *Environment and Planning A* 42: 2.302–2.308.

Lorens, Pitor. 2014. Urban Waterfront Regeneration: Origins of the Issue. In *New Faces of Harbour Cities*, ed. by Sebnem Dündar et al., 3–19. Newcastle upon Tyne: Cambridge Scholars Publishing.

Low, Setha. 2000. *On the Plaza: The Politics of Public Space and Culture*. Austin: University of Texas Press.

Low, Setha, Dana Taplin, and Suzanne Scheld. 2005. *Rethinking Urban Parks. Public Space and Cultural Diversity*. Austin: University of Texas Press.

Massey, Doreen. 1994. *Space, Place and Gender*. Cambridge: Polity Press.

Menzl, Marcus. 2010. Reurbanisierung? Zuzugsmotive und lokale Bindungen der neuen Innenstadtbewohner – Das Beispiel der HafenCity Hamburg. Sowie: Das Verhältnis von Öffentlichkeit und Privatheit in der HafenCity: ein komplexer Balanceakt. *Diskussionspapier zur HafenCity*, Nr. 2. https://doi.org/10.1007/978-3-7091-0107-0_4

Menzl, Marcus, Toralf Gonzalez, Ingrid Breckner, und Sybille Vogelsang. 2011. *Wohnen in der HafenCity. Zuzug, Alltag, Nachbarschaft*. Hamburg: Junius.

Milgram, Stanley. 1992 [1972]. The Familiar Stranger. In *The Individual in a Social World. Essays and Experiments*, ed. by Stanley Milgram, 68–72. New York: Mc Graw-Hill.

Moser, Sebastian. 2014. *Pfandsammler. Erkundungen einer urbanen Sozialfigur*. Hamburg: Hamburger Edition.

Ploch, Beatrice. 1995. Eignen sich Mental Maps zur Erforschung des Stadtraums? Möglichkeiten der Methode. *Kea – Zeitschrift für Kulturwissenschaften* Nr. 8 (Stadtdschungel): 23–41.

Rau, Alexandra. 2014. „Der Flaschensammler" als neue urbane Sozialfigur. *Kuckuck. Notizen zur Alltagskultur* Nr. 2: 22–25.

Rolshoven, Johanna. 2001. Gehen in der Stadt. In *Volkskundliche Tableaus*, hrsg. von Siegfried Becker et al., 11–27. Münster et al.: Waxmann.

Roskamm, Nikolai. 2011. *Dichte eine transdiziplinäre Dekonstruktion; Diskurse zu Stadt und Raum*. Bielefeld: Transcript. https://doi.org/10.14361/transcript.9783839418710

Schmidt-Lauber, Brigitta. 2018. „Wir sind nie urban gewesen". Relationale Stadtforschung jenseits des Metrozentrismus. In *Andere Urbanitäten. Zur Pluralität des Städtischen*, hrsg. von Dies., 9–30. Wien: Böhlau. https://doi.org/10.7767/9783205208488.9

Schwanhäußer, Anja. 2015. Herumhängen. Stadtforschung aus der Subkultur. *Zeitschrift zur Volkskunde. Beiträge zur Kulturforschung* 111/1: 76–94.

Watson, Sophie. 2006. City Publics. *The (Dis)enchantment of Urban Encounters*. London and New York.

Wehrheim, Jan. 2009. *Der Fremde und die Ordnung der Räume*. Opladen & Framington Hills: Budrich. https://doi.org/10.2307/j.ctvddzj2n

Wessendorf, Susanne. 2014. *Commonplace Diversity: Social Relations in a Super-Diverse Context*. Basingstoke: Palgrave Macmillan. https://doi.org/10.1057/9781137033314

Wildner, Kathrin. 2016. Hamburg HafenCity Revisited. Reading Mental Maps as an Approach to Urban Imaginaries. In *Anthropological Perspectives on Mobility and Transformation*, ed. by Astrid Wonneberger, Mijal Gandelsman-Trier, and Hauke Dorsch, 177–193. Bielefeld: Transcript Verlag. https://doi.org/10.14361/9783839433645-009

Wildner, Kathrin, und Tamayo Sergio. 2004. Möglichkeiten der Kartierung in Kultur- und Sozialwissenschaften. Forschungsausschnitte aus Mexiko Stadt. In *Mapping a City*, hrsg. von Nina Möntmann, 105–117. Ostfildern: Hantje Cantz.

Wüst, Thomas. 2007 [2004]. The Urbanity Myth. Excerps from: Urbanität. Ein Mythos und sein Potenzial. *The Urban Reinventors* Nr. 2. Zugriff 28.10.2020. http://www.urbanreinventors.net/2/wuest/wuest-urbanreinventors.pdf

Ziervogel, Daniela. 2011. Mental-Map-Methoden in der Quartiersforschung. In *Positionen zur Urbanistik I: Stadtkultur und neue Methoden der Stadtforschung*, hrsg. von Oliver Frey, und Florian Koch, 187–206. Wien: LIT.

Zeitschrift für Volkskunde
117. Jahrgang 2021, Heft 2, S. 238–241
© 2021 Waxmann
https://doi.org/10.31244/zfvk/2021/02.06

Egon Freitag

„Über das Fortleben im Andenken der Nachwelt" oder „zu einer neuen wissenschaftlichen Gegenstandsbestimmung – jenseits der Volkskunde"

mit und in memoriam Wolfgang Jacobeit (1921–2018)

Am 24. Oktober 1812 hielt der Dichter Christoph Martin Wieland in der Weimarer Loge „Anna Amalia" eine Rede „Über das Fortleben im Andenken der Nachwelt". Darin äußerte er, dass die Erinnerung an einen geliebten Menschen „die natürlichste Folge ausgezeichneter und immer fortwirkender Verdienste ist", die er sich erworben hat. Wolfgang Jacobeits Leben bestand in diesem Sinne in „ununterbrochner Übung und Anwendung der edelsten Kräfte [seines] Geistes und der schönsten Gesinnungen und Gefühle [seines] Herzens" (Wieland 1967: 160). Als einer seiner Schüler denke ich besonders gerne an die zahlreichen inspirierenden und menschlich sehr wertvollen Begegnungen mit ihm.

Nachdem Paul Nedo gemeinsam mit Wolfgang Jacobeit 1966 das ethnographische Fernstudium an der Humboldt-Universität zu Berlin begründet hatte, erhielten vor allem die Museologinnen und Museologen mit Berufspraxis die Gelegenheit, neben ihrer Tätigkeit in den Museen das Fach Ethnographie zu studieren. Ich arbeitete nach dem Abschluss der „Fachschule für Museologen" im „Agrarhistorischen Freilichtmuseum Alt Schwerin" und bewarb mich um einen der begehrten Studienplätze. Zu meiner großen Freude erhielt ich die Zusage und studierte von 1971–1977 an der HU Berlin. Der Bereich Ethnographie befand sich in der Friedenstraße 3 im Bezirk Friedrichshain. Die Dozenten und Dozentinnen, die mich nachhaltig prägten, waren Wolfgang Jacobeit, Ute Mohrmann und Waltraud Woeller. Nach dem Studium erhielt ich die großartige Gelegenheit, zum „Museum für Volkskunde" (MVK) nach Berlin zu wechseln, das Wolfgang Jacobeit von 1972 bis 1980 leitete. Es befand sich auf der Berliner Museumsinsel. Unter Jacobeits Leitung erfolgte eine Neuausrichtung der Ausstellungs- und Sammlungskonzeption unter stärkerer Einbeziehung der Alltagsgeschichte und der volkskundlichen Gegenwartsforschung. Hervorzuheben ist vor allem die Ausstellung „Großstadtproletariat. Zur Lebensweise einer Klasse", die die soziale Lage, Arbeits- und Lebensverhältnisse der Arbeiterinnen und Arbeiter besonders am Beispiel Berlins zwischen 1900 und 1914 zeigte.

Der Ausstellungsraum des MVK befand sich quasi im Souterrain, unter dem Pergamonaltar, aber unsere Büro-, Arbeits- und Magazinräume waren im Dachgeschoss. Es gab keinen Fahrstuhl, sodass wir mehrmals täglich 94 Stufen hinauf- und hinunterge-

hen mussten. Noch 2011 erwähnte Wolfgang Jacobeit diesen beschwerlichen Aufstieg in einem Brief und schrieb: „Ich bin wirklich stolz darauf, dass wir trotz der schrecklich langen Treppe […] so viel Neues und Gutes präsentieren konnten“ (Wolfgang Jacobeit an Egon Freitag, 17. Februar 2011). Auch der Historiker Jürgen Kuczynski kam mehrmals diese Treppe herauf, um sich mit Wolfgang Jacobeit über sein auf fünf Bände geplantes Buchprojekt „Geschichte des Alltags des deutschen Volkes“ auszutauschen. Dazu nutzte Kuczynski die profunden Kenntnisse des Volkskundlers Jacobeit, der für ihn zu einer wesentlichen Quelle der Inspiration wurde. Kuczynski schreibt dazu anerkennend:

> „Und wenn aus meinen Bemühungen überhaupt eine Veröffentlichung zustande gekommen ist, so nur, weil ich ständige Unterstützung durch Wolfgang Jacobeit, Direktor des Museums für Volkskunde, hatte, der sich sowohl ganz für die Idee einer Geschichte des Alltags einsetzt, wie auch eine vorzügliche Kenntnis der Literatur hat, wie auch in seinen Vorlesungen Einzelgebiete des alltäglichen Lebens des deutschen Volkes behandelt und in diesem Buch ein so wichtiges Kapitel übernommen hat.“ (Kuczynski 1980: 33)

Bei dem hier von Kuczynski angesprochenen Kapitel von Jacobeit handelt es sich um den Beitrag über „Arbeit und Arbeitswerkzeuge“. Unabhängig davon verfasste Jacobeit mit seiner Frau Sigrid später gemeinsam eine eigene dreibändige „Illustrierte Alltagsgeschichte des deutschen Volkes“ (1985/1987 und 1995).

Wolfgang Jacobeit unterhielt internationale Kontakte zu zahlreichen Museen und Institutionen in der Bundesrepublik, in Österreich, Ungarn, Frankreich, in der ČSSR und in der Schweiz. Er war Fachvertreter bei der Societé Internationale d’Ethnologie et de Folklore (SIEF), Präsident und Vizepräsident der Internationalen Organisation der Agrarmuseen (AIMA) und zahlreicher anderer Gremien. Dank dieser Verbindungen war die Fachbibliothek des „Museums für Volkskunde“ sehr gut ausgestattet. Die weiteren Effekte seines internationalen Austausches auf unsere damalige Arbeit in der DDR reflektierend schrieb Jacobeit mir 1982: „Es wird hohe Zeit für eine kritische Sicht, auch von unserer Seite über die Volkskunde-Romantik: Neues bei Schenda, Brückner und Moser!“ (Wolfgang Jacobeit an Egon Freitag, 1982)

Als mein „Doktor-Vater“ betreute Jacobeit meine Dissertation über „Volkskundliche Bestrebungen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, dargestellt am Schaffen Wielands, Herders, Goethes und Schillers“, die ich am 25. Juni 1987 mit dem Prädikat „summa cum laude“ verteidigen konnte.[1] An diesem Tag schenkte er mir sein berühmtes Buch „Schafhaltung und Schäfer in Zentraleuropa bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts“, das im gleichen Jahr in zweiter Auflage erschienen war.

Nach dem Ende der DDR wurde der Bereich Ethnographie abgewickelt. Die Lehrkräfte sowie die Studierenden und Absolventen der Volkskunde waren darüber sehr verbittert. Wolfgang Jacobeit informierte mich darüber und teilte mir am 8. November 1992 mit:

1 Die Dissertation wurde teilweise veröffentlicht in Freitag 1994 und 1999.

> „Sie werden sicher inzwischen erfahren haben, dass der Friedenstraßenbereich von allem, was einmal sozial und kulturhistorische Volkskunde war und dort mit Erfolg über viele Jahre gelehrt wurde, liquidiert worden ist. Frau Wagner ist die allerletzte der alten Crew. […] Wie uns zumute ist, werden Sie sich denken können. – Aber der 3. Band [der Illustrierten Alltags- und Sozialgeschichte] ist fertig. Wir haben das Ms. vor kurzem zu einem Münchner Verlag geschickt. Drücken Sie uns die Daumen!"
> (Wolfgang Jacobeit an Egon Freitag, 8. November 1992)

Ungeachtet der lebensgeschichtlich schweren Erfahrungen der Abwicklung der DDR-Institutionen blieb Jacobeit auch danach ein schaffender, sich aktiv in die Fachentwicklung einbringender und streitbarer Geist. Davon zeugt unter anderem seine über unser Fach hinausgehend wahrgenommene Autobiografie (Jacobeit 2000) mit einem Fortsetzungsband (Jacobeit 2016).

In den letzten Jahren kamen Sigrid und Wolfgang Jacobeit regelmäßig nach Weimar, meinem Wirkungsort. Dort besuchten wir gemeinsam zahlreiche Ausstellungen und Museen, sahen im Deutschen Nationaltheater Goethes „Faust", besichtigten den Goethepark, die Anlagen in Tiefurt und Belvedere usw. Die persönlichen Begegnungen und Gespräche wurden in Sigrids und Wolfgangs Wahlheimat Fürstenberg fortgesetzt. Für mich war es auch immer eine ganz besondere Ehre, wenn Jacobeit an meinen Vorlesungen zur „International Summer School" in Neustrelitz teilnahm, zuletzt am 5. September 2017. Im Jahr 2018 kamen Sigrid und Wolfgang noch zweimal nach Weimar, im Januar und im Juni. Das war sein letzter Besuch. Wolfgang interessierte sich für das neue „Bauhaus-Museum", das im folgenden Jahr eröffnet wurde, und für das geplante „Museum der Weimarer Republik."

Er war rastlos bis zuletzt. Noch im Januar 2018 plante er ein Treffen mit einigen seiner Schülerinnen und Schüler, um die Gegenstandsbestimmung unseres Faches neu zu überdenken und zu bewerten. Vier Monate vor seinem 97. Geburtstag, am 11. Januar 2018 schrieb er mir einen sehr bedeutenden Brief, weil er sich darin auch zur Gegenstandsbestimmung der Volkskunde äußert. Darin heißt es:

> „Viellieber Freund, Kollege etc. Wenn ich Dir heute Abend schreibe, dann ist es endlich die Weiterführung meiner Stegemann-Biographie, die mich viel Mühe gekostet hat. […] Ich sitze zu Hause am Schreibtisch und Computer und muss alles erledigen, was ich wollte. – Es wird sich vor allem darum handeln, eine neue wissenschaftliche Gegenstandsbestimmung zu finden – jenseits der Volkskunde, von der wir Abschied nehmen müssen, wie es Jahre vor uns H. Bausinger mit Erfolg getan hat und sein Tun ‚Empirische Kulturwissenschaft' (EKW) nennt. Ich werde mich daran halten, aber noch anders formulieren, eben als ehemaliger Schüler von W.-E. Peuckert, W. Steinitz, J. Kuczynski und damit auch marxistischer Gedanken. Weißt Du schon, dass der Filius von J. K. – Thomas, eine Neufassung vom ›Kapital‹ mit fast 800 Druckseiten kürzlich herausgegeben hat? Großartig!" (Wolfgang Jacobeit an Egon Freitag, 11. Januar 2018)

Es ist sehr bedauerlich, dass es Wolfgang Jacobeit nicht mehr vergönnt war, die hier angekündigte Anders- bzw. Neuformulierung der „Empirischen Kulturwissenschaft"

auszuarbeiten, um uns seine konzeptionellen Gedanken und Entwürfe zur aktuellen Gegenstandsbestimmung zu übermitteln. Wolfgang Jacobeit hat die moderne Ethnographie, deren Basis aus seiner Sicht durch Karl Weinhold, Karl Lamprecht, Will-Erich Peuckert, Paul Nedo und andere vorgezeichnet war, nachhaltig beeinflusst und dadurch internationale Wertschätzung erlangt. Nicht zu vergessen sind seine anderen überaus vielfältigen Tätigkeitsfelder, auf den Gebieten der Agrargeschichte und Arbeitsgeräteforschung, der Arbeit und Wirtschaft, der Kultur und Lebensweise, der Schafhaltung und Schäfer, der Alltagsgeschichte, der Museologie, der Wissenschaftstheorie unseres Faches und vieles mehr. Wer weiß – vielleicht würde eine Sichtung seiner unveröffentlichten Manuskripte neue Impulse aufzeigen, die einen weiteren Weg unserer Disziplin in die Zukunft weisen, die Namensdebatte auf unvorhergesehene Weise bereichern; und zwar eingedenk der Traditionen, in die Wolfgang Jacobeit eingestellt war – und die er selbst, wie kaum ein anderer, durch Forschung, Lehre und Museumsarbeit mitgestaltet hat.

Literatur

Freitag, Egon. 1994 und 1999. *Goethes Alltags-Entdeckungen*. Leipzig (als Taschenbuch-Ausgabe. Frankfurt am Main 1999).

Jacobeit, Wolfgang. 2000. *Von West nach Ost – und zurück. Autobiographisches eines Grenzgaengers zwischen Tradition und Novation*. Münster.

Jacobeit, Wolfgang. 2016. *Wissenschaftshistorische Skizzen und Collagen eines Ethnologen im 20./21. Jahrhundert.* Münster.

Jacobeit, Sigrid und Wolfgang. 1985/1987 und 1995. *Illustrierte Alltagsgeschichte des deutschen Volkes* 1–2: Leipzig (1985/1987) und 3 (erschienen unter dem Titel: Illustrierte Alltags- und Sozialgeschichte Deutschlands 1900–1945): Münster (1995).

Kuczynski, Jürgen. 1980. *Geschichte des Alltags des deutschen Volkes*. 1: 1600–1650. Berlin.

Wieland, Christoph Martin. 1967. Über das Fortleben im Andenken der Nachwelt. In: *Wielands Werke in vier Bänden,* Bd. 4, hrsg. von Hans Böhm. Berlin und Weimar.

Forum

Schieflagen. Disziplinäre Entwicklungen in den ostdeutschen Bundesländern

Nach der Vereinigung der beiden deutschen Staaten 1990 erfuhren Ende und Erbe der DDR-Volkskunde sowie die damals offene Zukunft des Faches in den „neuen" Bundesländern auch in etlichen Beiträgen der Zeitschrift für Volkskunde eine intensive Thematisierung (z. B. Köstlin 1991, Müns/Scholze 1991, Strobach 1991). In der turbulenten Periode des Umbruchs artikulierte sich weder Endzeitstimmung noch Zukunftseuphorie. Nüchtern und erwartungsvoll vertrauten etwa Thomas Scholze und Heike Müns auf „das Zusammenwachsen des Faches" (Müns/Scholze 1991: 84). Ute Mohrmann sollte später vom „Ende der DDR-Volkskunde" sprechen und klassifizierte diese Periode als „ein abgeschlossenes Kapitel der Wissenschaftsgeschichte" (2007: 69). Von einem definitiven Schlusspunkt kann mit Blick auf das Nachleben ostdeutscher Wissensgeschichte sicher nicht gesprochen werden – wohl aber vom Ende maßgeblicher Institutionen als deren Träger. Die nach der Zäsur von 1990 vorgenommenen Abrisse und Umbauten der Forschungs- und Bildungslandschaft wirken bis heute nach und haben eine massive Ungleichheit zwischen West und Ost erzeugt. Die „im deutsch-deutschen Vereinigungsprozeß erfolgte Abwicklung der DDR-Volkskunde hat zu Umbrüchen geführt, deren wissenschaftsgeschichtliche Betrachtung vertagt bleibt", notierte Ute Mohrmann 2007 (69). Dies kann auch an dieser Stelle nicht geleistet werden (vgl. z. B. Brinkel 2012). Allerdings scheint es höchste Zeit für eine Inventur der gegenwärtigen Verhältnisse: In welcher Verfassung präsentiert sich 30 Jahre nach den Umbrüchen die Lage volkskundlicher Kulturwissenschaft aus der Perspektive ihrer institutionellen Träger in den ostdeutschen Bundesländern – aus den Blickwinkeln der Museen, der regionalen Landes- bzw. Beratungsstellen, der außeruniversitären Institute und Universitäten?

Zwischen 1945 und 1989 hatten sich auf der disziplinären Landkarte – trotz wechselseitiger Bezogenheit und permanenter Pflege kooperativer und kommunikativer Nischen – markante Asymmetrien ausgebildet. In den alten Bundesländern war das Fach um 1990 an fast 20 Universitäten vertreten, in der DDR beschränkten sich die Möglichkeiten eines Ethnographie-Studiums auf die Humboldt-Universität zu Berlin. Daneben eröffneten sich seit den 1960er Jahren Studienmöglichkeiten mit volkskundlichen Akzenten durch die Museologie: Dieses Fernstudium verfolgte bis 1992/93 das Ziel, praxisnah Fachleute auszubilden, die in ihren jeweiligen Wirkungsbereichen regionale Forschung anleiten, organisieren und durchführen sollten.

Forschungsstärke entfaltete der Wissenschaftsbereich Kulturgeschichte/Volkskunde an der Akademie der Wissenschaften der DDR in Berlin mit den Forschungsstellen in Dresden und Rostock sowie mit dem Institut für sorbische Volksforschung und seiner volkskundlichen Abteilung in Bautzen. Auch die Wiedereinrichtung des Museums für Volkskunde zu Berlin sowie einer Reihe von Spezialmuseen förderten die Ausbildung des Faches, weiterhin die Abteilung Wissenschaft im Zentralhaus für Laienkunst in Leipzig (später Institut für Volkskunstforschung) und der dortige Lehrstuhl für Allgemeine und Deutsche Volkskunde sowie für sorbische Volkskunde. Das Ergebnis der Neuausrichtung volkskundlicher Forschung in der DDR war ihre dreifache Institutionalisierung: in Form des Forschungsinstituts an der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, als Lehrfach an der Humboldt-Universität sowie als Beratungsinstanz in Museen und Kultureinrichtungen. In den alten Bundesländern hatten sich, dem föderalen Aufbau der BRD folgend, aus anfänglichen Sammelstellen des Atlas der deutschen Volkskunde häufig Landesstellen im Schnittfeld von Wissenschaft, Politik und Öffentlichkeit ausgebildet. In der DDR firmierten seit 1977 fünf Folklorezentren als Instrumente der sozialistischen Kulturpolitik und Kulturarbeit.

In den Jahren nach 1990 erfolgte der gravierende Umbau des Wissenschafts- und Bildungssystems der DDR – jener Prozess also, der damals wahlweise als „Abwicklung", „Erneuerung", „Kolonialisierung" (Pasternack 1998), „Neuaufbau" oder „Übernahme" bezeichnet und jeweils so erfahren und verstanden wurde und bis heute gravierende Folgen nicht nur für die beruflichen Biografien der damaligen Akteur*innen hat. Wie auch immer: Von einer Angleichung der Verhältnisse kann bis heute partout nicht die Rede sein. Nach der Abwicklung der DDR-Volkskunde erfolgten auch nicht „Anpassung" oder „Anschluss" im Sinne einer Etablierung neuer vitaler und gleichberechtigter Institutionen und Strukturen – eher trifft das Bild des Abrisses. In jedem Fall ist eine markante Einbuße von Ressourcen zu verzeichnen. Überwog bei anderen gesellschaftlichen Systemwechseln des 19. und 20. Jahrhunderts die Kontinuität im Wissenschafts- und Bildungssektor, trat nach Ende der DDR mit der folgenden Abwicklung die Erfahrung der Zäsur in den Vordergrund. Massive personelle und institutionelle Umwälzungen in Ostdeutschland erfolgten durch Übernahme westdeutscher Modelle – allerdings allenfalls zaghaft. Neue Strukturen – so der Blick auf die kulturanthropologisch-volkskundliche Landkarte – konnten nur schwach verankert werden.

Die Folgen der Umbrüche von vor 30 Jahren wirken auch auf institutioneller Ebene bis heute. Nach der deutsch-deutschen Vereinigung von 1990 hat die Disziplin weder an den Universitäten noch in den Museen und Landesstellen diejenige institutionelle Festigkeit und Stabilität erreicht wie in den alten Bundesländern. Wiewohl das Fach – nicht zuletzt aufgrund einer seiner Stärken, der Selbstreflexion – von „außen" offenbar eher als Baustelle betrachtet wurde denn als solides Fundament oder Pfeiler für eine wissenschaftliche (Neu-)Orientierung auf dem Gebiet der DDR. In einzelnen Ländern wurden damals recht unterschiedliche Lösungen und Trägerformen gefunden – mal mit

der Ansiedlung in Institutionen der Kultur- und Heimatpflege, mal mit außeruniversitären Forschungsinstituten; an den Universitäten konnte das Fach außerhalb Berlins nur in Jena verankert werden. Einzelne Bundesländer delegieren ihre Zuständigkeit an kommunale oder andere Träger oder ergreifen bei personellen Veränderungen umgehend die Möglichkeit zu Einsparungen. So hat der Freistaat Thüringen die fachliche, in der Landeshauptstadt gebündelte, Kompetenz empfindlich geschwächt: Die Volkskundliche Beratungsstelle für Thüringen wurde 2020 ins Freilichtmuseum Hohenfelden ausgelagert, die Leitung des Thüringer Museums für Volkskunde in Erfurt seit 2019 nicht wiederbesetzt. Und auch in Rostock zeichnet sich ab, dass die Wossidlo-Forschungsstelle für Europäische Ethnologie/Volkskunde nach dem Eintritt von Christoph Schmitt in den Ruhestand – entgegen früherer Versicherungen – ihre Eigenständigkeit verlieren könnte. Die Folgen sind: Marginalisierung und Provinzialisierung volkskundlicher Arbeit. Somit kann von einer Angleichung in der Wissenschaftslandschaft nicht die Rede sein.

Insgesamt präsentiert sich also eine heterogene Situation. Während im Westteil des Landes die Zahl der Professuren erfreulicherweise anstieg, hat die mangelnde universitäre Verankerung „im Osten" das Fach in wissenschaftspolitischer Hinsicht aus dem Blickfeld von Entscheidungstragenden gerückt. Nachbardisziplinen konnten diese Lücken – auch aufgrund von zunehmend fluiden Grenzen bei der Besetzung von Themenfeldern – erfolgreich besetzen; die Tendenz, Disziplinen in Forschungszentren und universitären Fachbereichen – nach entsprechenden Clusterlogiken – zu bündeln, unterstützt diese Entwicklung. Aktuelle Kürzungsmaßnahmen und Auflösungstendenzen sind Folgen dieser Entwicklung. Die bestehende Schieflage nach rund drei Jahrzehnten stellt ein Politikum dar, das zur Marginalisierung unserer Disziplin und zur weiteren Erosion der ohnehin schwachen institutionellen Strukturen führt. Zudem fehlen in den Regionen – gerade nach dem Wegbrechen früherer Strukturen (wie den Folklorezentren) – Ressourcen für die partizipative Erforschung und Vermittlung von gesellschaftlich relevanten Problemstellungen. Diese Entwicklungen haben uns veranlasst, die spezifischen Erfahrungen aus regionalen und institutionellen Blickwinkeln zu konkretisieren und auf diesem Wege zu kommunizieren. Das Ergebnis ist ein Bündel von Statements und Reflexionen zu Fachgeschichte und wissenschaftspolitischen Weichenstellungen seit 1990, zu unterschiedlichen institutionellen Bedingungen und Möglichkeitsräumen – Die Beiträge sollen als Auftakt zu verstärkter disziplinärer Vernetzung verstanden werden sowie der Sensibilisierung für wissenschaftspolitische Entwicklungen, die ungleiche Verhältnisse festigen, dienen.

Für die Redaktion der Zeitschrift für Volkskunde: Friedemann Schmoll, Ira Spieker
https://doi.org/10.31244/zfvk/2021/02.07

Andreas Martin

Schulterblick

„Wir sind Charaktere einer großen Erzählung, alle."
(Alexander Osang)

Die Sächsische Landeszentrale für politische Bildung sucht gegenwärtig im Schreibwettbewerb für Seniorinnen und Senioren „Geschafft. Geschichten vom Wandel" ausdrücklich „Mut machende Geschichten" aus einer Zeit, die sich für mindestens zwei Generationen ehemaliger DDR-Bürger zum überwiegenden Teil – so wage ich zu behaupten – als eine Phase existenzieller Lebenskrisen darstellt. In diesem Wettbewerb sind Lebensgeschichten, die von bedrohlichen Entwicklungen berichten, nicht gefragt. Ist die Gesellschaft im Osten Deutschlands drei Jahrzehnte nach der politischen Wende bereit, durch Verdrängen Zukunft zu generieren? Oder ist es Ausdruck einer gewissen Erinnerungsmüdigkeit? Ist nicht bereits alles gesagt, geschrieben und auch filmisch dokumentiert?

Wenn nun im Aufruf zu Beiträgen für dieses „Forum" formuliert wurde, dass das Fach in den neuen Bundesländern „nie diejenige institutionelle Festigkeit und Stabilität erreicht [hat] wie in den alten Bundesländern", so ist das zunächst eine sachliche Feststellung. Aber die ist nicht neu! Und sie trifft auch nicht nur auf die Zeit nach der politischen Wende im Osten Deutschlands zu. Warum steht also gerade heute die Frage nach den Ursachen im Raum? Wohl, weil es erneut Unsicherheiten bei der Erhaltung des Geschaffenen gibt, sei das Erreichte auch noch so minimal. Der in der Einladung zu diesem Forum vorgetragenen Aussage zu folgen, dass „die Ungleichheit der Verhältnisse" nach 30 Jahren deutscher Einheit „zur Marginalisierung unserer Disziplin und zur Erosion der ohnehin schwachen institutionellen Strukturen führt", fällt mir persönlich schwer. Im Rückblick denke ich eher, dass die Marginalisierung des Faches in der westdeutschen Forschungslandschaft vor 1990 dazu geführt hat, dass bei der Neugestaltung der Hochschullandschaft in den östlichen Bundesländern, die vor allem von Neu-Gründungsrektoren und Neu-Gründungsdekanen aus der alten Bundesrepublik verantwortet wurde, nur die vermeintlich „wichtigen" Fächer aufgerufen wurden. In Sachsen kam es recht zügig zur Einrichtung von drei Lehrstühlen für Landesgeschichte. Dagegen blieben Gespräche mit dem Dresdner Gründungsdekan für die Geistes- und Sozialwissenschaftliche Fakultät zu Beginn der 1990er Jahre auf der Ebene wenig Hoffnung signalisierender, diplomatischer Formulierungen. Selbst der in den 2000er Jahren angedachte Lehrstuhl Volkskunde an der Universität Leipzig wurde – trotz externer Finanzierungsmöglichkeit – nicht realisiert.

Beim Lesen von Schriftwechseln aus der Wendezeit im Nachdenken über diesen Text fiel mir der Entwurf eines Schreibens (undatiert, wohl Ende 1990) von Rudolf Weinhold in die Hände. Es war an die Bayrische Staatsregierung gerichtet und enthielt die Bitte um Übergangsfinanzierung für die Dresdner Forschungsstelle, deren Leitung Weinhold bis 1990 innehatte. Die Hoffnung, die aus diesem Schreiben spricht, muss

man aus heutiger Sicht als Fehleinschätzung möglicher Entwicklungen werten. Sie ist aber durchaus mit der Einschätzung zu vergleichen, die im November des gleichen Jahres zur Formulierung jener Banzer Resolution führte: Vom 2. bis 4. November 1990 fand im Bildungszentrum Kloster Banz der Hanns-Seidel-Stiftung ein Expertentreffen statt, um mögliche Hilfestellungen der bayrischen Kollegen für die Zukunft der volkskundlichen Arbeit in Sachsen und Thüringen zu besprechen. Es ging dabei um die Bereiche „Akademien und Hochschulen", „Museen" sowie „Geschichtsvereine und Heimatpflege" (Bayerische Blätter 1990). Das Ergebnis dieses Treffens ist die Banzer Resolution: Volkskunde und Landesgeschichte sollten zukünftig im Osten Deutschlands in jedem Bundesland mit mindestens einem Lehrstuhl vertreten und in die Lehrerausbildung einbezogen sein. Neben der universitären Etablierung sei es erforderlich, in jedem Bundesland je eine außeruniversitäre Forschungsinstitution einzurichten bzw. eine arbeitsfähige fortzuführen. Die Existenz der Museen sollte durch Gründung von Trägerschaften gesichert und zu deren Betreuung eine Landesbehörde eingerichtet werden. Zur Unterstützung der Tätigkeit der Heimatpfleger, der Geschichts- und Heimatvereine sei eine staatliche Einrichtung erforderlich. Diese Strukturen entsprachen der Situation in den alten Ländern, speziell im Freistaat Bayern. Und die Experten gingen davon aus, dass die Übertragung bewährter Strukturen aus den alten Ländern möglich sein sollte. Aber so einfach gelang das nicht – selbst dann nicht, wenn der Gründungsdekan für die Geistes- und Sozialwissenschaften an der Technischen Universität Dresden ein langjähriger Lehrstuhlinhaber aus Bayern war. Doch muss man diese Aussage relativieren! Nur in einem Punkt wurde die Zielstellung der Resolution in Sachsen nicht realisiert: Einen Lehrstuhl für Volkskunde/Europäische Ethnologie/Kulturanthropologie/Empirische Kulturwissenschaft gibt es bis heute nicht.

Wir mussten erkennen, dass die Strahlkraft des Faches mit den Schrägstrichen in der Zeit, die vor allem von (wissenschafts-)politischen Entscheidungen geprägt war, gering blieb. Deshalb reifte in dieser Zeit der Gedanke, dass man im Osten nur deshalb so wenig erfolgreich war, weil das „Fach" in den alten Ländern um Anerkennung ringen musste. Wie wenig die Wirkmächtigkeit wissenschaftlicher Arbeit des Faches in der Nachwendezeit ausgeprägt war, zeigte sich mir – das ist vor allem eine ganz persönliche Einschätzung – im Ergebnis des Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde (dgv), der 1999 in Halle stattfand. Als Kollege aus Sachsen war ich der Überzeugung, dass mit dieser Veranstaltung das Fach in Sachsen-Anhalt mehr Aufmerksamkeit erhalten würde. Doch auch das war – denke ich – eine Fehleinschätzung.

Geht es bei der heutigen Betrachtung der Situation tatsächlich um ein Interesse des Faches oder um Darstellung von Sorgen und Ängsten Betroffener? Wo bleiben in diesem Zusammenhang die Stimmen ehemaliger Kollegen, die nach ihren Erfahrungen volkskundlicher Arbeit im Osten nun als Lehrstuhlinhaber in den Altländern oder im Ausland tätig sind? Immer wieder wurde die Situation, dass die Leiter des Bereichs Volkskunde am Dresdner Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde nach

wenigen Jahren ihrer Tätigkeit einem Ruf auf einen Lehrstuhl folgten, als Zeichen der besonderen Anerkennung des Instituts durch das Fach Volkskunde gewertet. Aber auch an dieser Einrichtung verschob sich die strukturelle Gewichtung zwischen den Bereichen Landesgeschichte und Volkskunde seit dem Arbeitsbeginn im Jahr 1998. Das hat seine Ursache wohl in der Tatsache, dass die Volkskunde infolge des fehlenden Lehrstuhls nicht als Disziplin im Direktorium vertreten ist.

Weshalb hat man sich damals überhaupt auf eine solche Symbiose eingelassen? Weil es einerseits ein Glücksfall war und sich andererseits keine andere Möglichkeit bot: Die Landesgeschichte in Sachsen forderte die Einrichtung eines außeruniversitären Instituts, um langfristige Forschungsprojekte realisieren zu können. Der Name dieser Institution war mit ISG (Institut für Sächsische Geschichte) bereits in diversen Schreiben durch Karlheinz Blaschke als Initiator der Idee formuliert worden. Gleichzeitig gab es die Infrastruktur einer ehemaligen außeruniversitären Forschungseinrichtung und eine vierköpfige volkskundliche Forschergruppe, die im Rahmen der Abwicklung der Akademie der Wissenschaften der DDR durch den Wissenschaftsrat positiv evaluiert worden war (Martin 2019). In der Mitte der 1990er Jahre zeigte sich für diese im Wissenschaftlerintegrationsprogramm (WIP) geförderte Gruppe kaum noch eine Chance, eine strukturell selbstständige Forschungseinrichtung zu etablieren. Die Verbindung der Interessen von Landesgeschichte und WIP-Gruppe führte dann zu der Konstruktion ISGV: Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde – ein Name, der, auch wenn seine Sinnhaftigkeit heute Fragen aufwirft, vor einem Vierteljahrhundert erstritten werden musste.

Aber selbst bei dieser heute als positiv gewerteten Entwicklung muss man die Möglichkeiten und den Einfluss der vor Ort Agierenden relativieren: Es war schließlich die Tätigkeit der Mitarbeiter der DDR-Forschungsgruppe in der Zeit vor 1990, die der Wissenschaftsrat bewertet hatte. Und die positive Einschätzung dieser Arbeit bildete die eigentliche Grundlage, um in den 1990er Jahren mit Entscheidungsträgern über Zukunft sprechen zu können. In diesem Jahrzehnt des Übergangs waren es meist doch Fachvertreter – sorry, dass ich diesen Begriff doch verwende – „aus dem Westen", die von Entscheidungsträgern in den Ostverwaltungen als Berater angesprochen wurden. Unsere Aufgabe als „Betroffene" bestand häufig „lediglich" darin, auf Entwicklungen und Anforderungen adäquat zu reagieren. Wenn eine solche Formulierung auch keinen positiven Blick auf diese Entwicklungsphase zulassen mag, muss man unterstreichen, dass im Fall der Dresdner WIP-Gruppe „Berater" und „Betroffene" letztlich das gleiche Ziel verfolgten. Eine solche Konstellation war die Voraussetzung dafür, die als Übergang geplante Entwicklung mit einem institutionellen Neubeginn abschließen zu können. Es ist an der Zeit, diesen Kollegen für ihre Aktivitäten zu danken. Sie blieben dem Institut über Jahre als Beiräte verbunden.

Abschließend: Die Tätigkeit im neu gegründeten Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde war für mich als 1983 an der Humboldt-Universität zu Berlin

diplomierter Ethnograph obendrein eine Rückkehr zu den in der Ausbildung gelegten Wurzeln. Neben der Volkskunde und der Völkerkunde gehörte auch die Geschichte zu den wissenschaftlichen Fächern, in denen wir als Studenten der Ethnographie eine Hauptprüfung abzulegen hatten.

https://doi.org/10.31244/zfvk/2021/02.08

Konrad Köstlin

Volkskundliche Kulturwissenschaft in den ostdeutschen Bundesländern?

„Statt einer echten Vereinigung wurde der DDR-Fußball einfach geschluckt. So lief es in vielen anderen Bereichen auch", meinte der Historiker und Fußball-Fan Ilko-Sascha Kowalczuk kürzlich (Raack 2021). Das klingt nach jenem „Kahlschlag" (Thijs 2021: 169), der spätestens nach den Ereignissen um die „Treuhand" plausibles Interpretationsmuster geworden war. Der Arbeitsgruppe „Geisteswissenschaften" des Wissenschaftsrates, die im Sommer 1990 „außeruniversitäre Forschungseinrichtungen" der Akademie der Wissenschaften der DDR (AdW) zu evaluieren hatte, wurde Ähnliches vorgeworfen. Die Frage nach „kompatiblen Strukturen" der Organisation von Wissenschaft sei damals offenbar so verstanden worden, als ob nur der Osten als „Baustelle" anzusehen sei (Thijs 2021: 178). Mitchell Ash hatte das Verfahren kritisch in die Frage „Wie im Westen, so auf Erden?" gefasst (Ash 2010). In der Tat hatte sich die Nomenklatur der Begriffe für dieses Ost-West-Ereignis in Bezeichnungen für eine Überlegenheitsattitude, für Herrschaft und Dominanz, in eine Richtung entwickelt. Sie erzählte von „Übernehmen" und „Schlucken", wie sich das auch in „Anschluss" und „Beitritt", „Unterwerfung" und „Abwicklung" ausdrückte: Ein Beispiel für gelungenes „Framing"?

Wenn nun 30 Jahre nach dem Resultat der Vereinigung der beiden Volkskunden gefragt wird – begehen wir ein Jubiläum? –, wird dann der Gestehungskosten gedacht oder gar das Ende der DDR-Volkskunde konstatiert, wie es Ute Mohrmann mit verständlichen Argumenten getan hat (Mohrmann 2018)? Dann wäre das auch eine Antwort. Dazu sollte auch die ausführliche Arbeit von Theresa Brinkel (2012) zu Rate gezogen werden. Sie hat den Prozess nach Aktenlage und Interview-Feldforschung ausführlich dargestellt.

Die Bemerkung, nur der Osten sei als Baustelle wahrgenommen worden, erinnert daran, dass Wissenschaft, und zumal die vor allem sich reflektierende Volkskunde, eine beständige Baustelle ist, wie sie sich derzeit in der Diskussion um einen neuen Namen darstellt – voll der Hoffnung, man könne sich mit einem solchen dauerhaft besser sichtbar machen und der Marginalisierung entkommen. „Volkskunde" war ein großzügig geschnittener, weiter und kommoder Mantel, unter den viele schlüpfen mochten und dabei auch für andere erkennbar blieben. „Volkskundliche Kulturwissenschaft", immerhin, trifft die Situation des Fachs nicht nur in den ostdeutschen Ländern. Zwi-

schen akademischem Anspruch und traditioneller, aber nicht rückständiger regionaler Zuständigkeit leben vor allem Museen, regionale Forschungseinrichtungen und volkskundliche Landesstellen.

Eine Universitätsvolkskunde hatte es in der DDR nur zentral gegeben. Das in Berlin angesiedelte Fernstudium hatte, gesellschaftlichem Bedarf folgend, Menschen für „Museumsethnologie" ausgewählt und ausgebildet. Diese wirkten dann in denjenigen Institutionen der Republik, für die sie langfristig vorher schon eingeplant waren, sodass sie bereits zu Beginn des Fernstudiums wussten, wo sie einmal tätig sein würden. Überlegungen zur universitären Ausbildung für die Volkskunde wurden in der „Arbeitsgruppe Geisteswissenschaften" des Wissenschaftsrates nur informell angestellt und kurz abgefragt. Die „Kocka-Kommission", so nannte man bald diese Gruppe, war nur für „außeruniversitäre Forschungseinrichtungen" zuständig. Die Frage, wo (außer in Berlin) Professuren eingerichtet werden könnten, scheiterte schon daran, dass kluge Menschen sich früh entschieden hatten, ihre Zelte woanders aufzuschlagen und dann im Fachkontext nicht mehr auftauchten. 1998 wurde in Jena ein Lehrstuhl besetzt, an der Universität Rostock betreut die frühere Außenstelle der AdW, die heutige „Wossidlo-Forschungsstelle", ein volkskundliches Lehrangebot als „Service". Themen des Fachs werden vielerorts bearbeitet.

Als „außeruniversitäre Forschungseinrichtung" wurde die Volkskunde an der Akademie der Wissenschaften evaluiert. Die war in der Prenzlauer Promenade 149–152 sehr beengt untergebracht (Raible 1992), die anderen arbeiteten in volkskundlichen Außenstellen in Dresden und Rostock und im „Institut für sorbische Volksforschung", dem späteren „Sorbischen Institut". Sein Weiterbestand war nicht nur durch den Grundlagenvertrag vorgegeben. Das Institut war positiv evaluiert worden und hatte nicht nur im Bereich der „Komplexuntersuchungen" wichtige Arbeiten vorgelegt. Das große Institut mit etwa 40 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern wurde neugegründet. In Dresden entstand, aus dem Grundstock der volkskundlichen Außenstelle der AdW und einer Gruppe um den in der DDR ideologischem Druck ausgesetzten Landeshistoriker Karlheinz Blaschke, ein „Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde" (ISGV). Mit der Gründung des ISGV war 1997 ein Forschungsinstitut entstanden, das seither die historische Kombination von Landesgeschichte und Volkskunde neu belebt.

Die Landesstellen für Volkskunde in den fünf neuen Ländern – genauer, die sich dem heutigen Verbund in der dgv angeschlossen haben – bewegen sich auf dem schmalen Grat einer „angewandten Volkskunde". Ich benutze den von Viktor Geramb entworfenen Begriff hier mit aller Zurückhaltung. Volkskunde firmiert heute breit verstanden und auch besser im Sound als „Applied Ethnology". Sie hat sich auf einem vielfältigen Geflecht früherer Kulturinstitutionen wie Kabinetten, Folklorezentren, bei Denkmalpflege und Museen oder, wie die „Landesstelle Berlin-Brandenburg", bei der Humboldt-Universität angesiedelt. Das ISGV, das Sorbische Institut und die Wossidlo-Forschungsstelle praktizieren die Anbindung ans Fach als Verbund „Volkskundliche

Landestellen und außeruniversitäre Institute" in der dgv. Ihre Volkskunde ist vor allem Ländersache, und Anbindung und Nachfrage bestimmen Formate und Nomenklatur als „Volkskunde" und deren Kompetenzen auf Landesebene.

In den neuen Ländern wurde die Inkraftsetzung ihrer „historischen" Namen und die Ablösung der 14 Bezirke, die diese ignoriert hatten, im „Ländereinführungsgesetz" (1990) schnell und zielstrebig betrieben. Damit legitimierten sie den Weg zu einem föderalen Länderpatriotismus. Die Etablierung der Landesstellen konnte so auch der Unterfütterung der Historizität der Länder in einer „Landesidentität" dienen, die nun der im Westen ebenbürtig sein sollte. Dabei hatte sich schon in der DDR in den neu gegründeten fünf Folklorezentren eine Tendenz angekündigt, „Folklore" mit „künstlerischem Volksschaffen" und auch mit allen Arten von an Arbeit gebundenen Brauch-Traditionen als legitimen sozialistischen Gegenstand zu etablieren. Der Folklorismus wurde als kapitalistisches Ereignis gedeutet und zum prinzipiellen Unterscheidungsmerkmal der beiden Systeme deklassiert. Mit den Zentren wurde schon in den 1970er Jahren der Weg zur Akzeptanz der Regionalität eingeschlagen; eine abschüssige Spur, die mit der Abschaffung der Länder und der Durchsetzung des Zentralismus doch gerade hätte vermieden werden sollen. So hieß es bald „Mecklenburgische Volkskunde" (Baumgarten et al. 1988); 1979 fand ein Kolloquium zu „Forschung, Aneignung und Weiterentwicklung folkloristischer Traditionen" statt (Mecklenburgisches Folklorezentrum 1979). Das Zentrum stellte eine Reihe von Publikationen vor, die – wie auch in anderen Zentren mit Montanwesen und Holzverarbeitung oder regional auffälligen Bräuchen („Osterreiten" oder „Tonnenschlagen") – traditionelle „volkskundliche" Themen behandelten.

Das ist bemerkenswert, da 1952 die alten Namen der Länder außer Kraft gesetzt und auch deren föderale Zuständigkeiten erloschen waren. Unmittelbar nach der Grenzöffnung stand bei Einreise von Lübeck in die DDR auf handgefertigten Schildern die Aufschrift „Mecklenburg". Der Länderpatriotismus wurde zu einem auffallenden Gleichheits-Merkmal. Der Bindestrich zu Vorpommern war schon 1947 gestrichen worden, an „Pommern" sollte nicht mehr erinnert werden. Ulrich Bentzien war sich 1978 sicher gewesen, „daß die erfolgte Konsolidierung der sozialistischen Nation in der DDR die Gefahr eines Rückfalls in Erscheinungen eines bürgerlichen Regionalchauvinismus (‚Stammesbewußtsein') nach rund dreißig Jahren zuverlässig ausschließt" (Bentzien 1982: 17). Erschien nun das Länderbewusstsein und das Anknüpfen und Bearbeiten einer regionalen Herkunftsgeschichte als Möglichkeit, eine Tradition im „Übersprung" als bessere Kontinuität zu entwerfen?

Kurz: „Volkskunde" bleibt in Ost und West in einem Bereich aktuell und verständlich, der von der universitären Seite nicht mehr immer als zugehörig angesehen wird. Im ästhetisch-kreativen Feld der „Folklore", des „künstlerischen Volksschaffens" der „Werktätigen", also der Menschen, die sich in der „Volkskunst" betätigten und der sich so viele Einrichtungen in der DDR verschrieben hatten, wäre ein respektvolles, nachholendes Überlegen angebracht. Auf dieser mittleren Schiene hat sich ein Bereich entwi-

ckelt, der auch mit Debatten um das Kulturerbe der Vermittlung in der Fachdiskussion bedarf.

Die nicht immer vorhandene universitäre Resonanz oder gar Unterstützung macht den offenbar funktionierenden Verbund der „Volkskundlichen Landesstellen" und außeruniversitären Institute in der dgv zur wichtigen Instanz, der man sich anschließen kann. Hier hat sich ein Milieu und nicht nur ein Netzwerk gebildet, das dem Mangel an Austausch beizukommen sucht. Das ISGV etwa hat sich hier, wie auch andere, eingeklinkt und dazu einen der Öffentlichkeit zugewandten Standard von Möglichkeiten zur Vermittlung von „volkskundlichem Wissen" geschaffen. Mit einer Fülle von Angeboten archivalischer und dokumentarischer Art auf einer anhaltend gepflegten Webseite lassen sich dort Anregungen und Informationen abrufen.

Schön, dass die Formel „Volkskundliche Kulturwissenschaft" gerade auch Karriere macht. In den 30 Jahren sind doch einige Dinge gelungen, will mir scheinen.

https://doi.org/10.31244/zfvk/2021/02.09

Uta Bretschneider, Andrea Steiner-Sohn

Schlaglicht: Neu(er)findungen. Volkskunde in ostdeutschen Museen

Volkskunde als Alltagswissenschaft

Das Fach und seine Themen bieten in der musealen Präsentation großes Identifikationspotenzial: Wiedererkennen, Zurückblicken, Lernen, Entdecken, sinnlich Wahrnehmen – zu alldem laden volkskundliche Ausstellungen ein. Um diese Stärken sichtbarer werden zu lassen, benötigen diese im Ostteil Deutschlands ein Neujustieren. Sie sind wichtiger Teil des kulturellen Gedächtnisses und Zeugen einer von Brüchen gekennzeichneten (jüngeren) Vergangenheit. Gerade in ihrer thematischen Anknüpfung an Themen der Gegenwart und der jüngeren Vergangenheit können und müssen die Potenziale des Fachs, auch bezogen auf die Alltagskultur seit 1990, stärker zum Leuchten gebracht werden.

Ostdeutsche Freilichtmuseen als Orte der Volkskunde

Als niedrigschwellig zugängliche und partizipative Orte sind insbesondere Freilichtmuseen wichtige Vermittlungs- und Bewahrungsinstitutionen des Fachs, wobei sie ihren Fokus ganz klar auf ländliche Räume richten. Es ist diejenige Museumsgattung, die wohl als erste und am stärksten mit dem Fach verknüpft wird. In Ostdeutschland bestehen aktuell, je nach Zählung, etwa 15 Freilichtmuseen: Diesdorf und Rudolstadt als frühe Gründungen; Alt Schwerin in Mecklenburg, Altranft im Oderbruch, Blankenhain in Sachsen, Hohenfelden und Kloster Veßra in Thüringen, Klockenhagen in Mecklenburg, Landwüst im Vogtland, Lehde im Spreewald, Seiffen im Erzgebirge, Schwerin-Mueß so-

wie als kleinere Museen Göhren auf Rügen und Schönberg in Mecklenburg entstanden während des Bestehens der DDR. Als Neugründungen nach der Friedlichen Revolution sind Wyhra und Eubabrunn 1991 und 1995 (beide Sachsen) zu nennen. Letzteres wurde 2019 mit Landwüst zusammengeschlossen und firmiert nun als „Vogtländisches Freilichtmuseum Eubabrunn | Landwüst" unter dem Dach der Vogtland Kultur GmbH.

Die Neu(er)findung eines volkskundlichen Museums

Aber auch im städtischen Kontext gibt es kulturwissenschaftliche Museen, die Rurales und Urbanes verbinden. Ein Beispiel mit größerer Sammlungsbreite und einer Verortung im städtischen Kontext ist das Museum für Thüringer Volkskunde in Erfurt. Das 1955 gegründete Museum gehört zu den größeren volkskundlichen Museen Deutschlands. Es befindet sich in Trägerschaft der Landeshauptstadt Erfurt und ist im denkmalgeschützten Gebäudeensemble des vormaligen Großen Hospitals untergebracht. Korrespondierend zu seinen Beständen stehen im Fokus der Dauerausstellungen kleinstädtische und ländliche Lebenswelten des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts in Thüringer Regionen. Sie nehmen den Spannungsbogen zwischen Tradition und Moderne, Beharrung und Wandel in den Blick. Das Haus entwickelte sich mit Direktorin Dr. Marina Moritz seit den 1990er Jahren gegen Widerstände erfolgreich zu einem Museum der Gesellschafts- und Alltagskultur. DDR-Alltagskultur bildet im Sonderausstellungsprogramm einen Schwerpunkt, woraus ein Sammlungsbestand erwächst. Wichtige konzeptionelle Säule des Museums war ab 1997 die Volkskundliche Beratungs- und Dokumentationsstelle für Thüringen, in geteilter Finanzierung mit dem Land.[1] Aus dieser Verknüpfung resultierten wichtige Impulse für die Einrichtung des Lehrstuhls Volkskunde (Empirische Kulturwissenschaft) an der FSU Jena.

2013 wird das Museum für Thüringer Volkskunde im auf sieben Jahre angelegten Strategischen Kulturkonzept der Stadt Erfurt als potenzielles Leitmuseum für Thüringen genannt.[2] Eine tragfähige Basis und Option auf die Zukunft – sollte man meinen. Doch die Besucher:innenzahl – erster Indikator erfolgreicher Museumsarbeit – ist seit 2017 rückläufig; museumspädagogische Angebote sind weggebrochen, die Sonderausstellungstätigkeit auch infolge von Haushaltskürzungen reduziert. Hinzu kommen „Altlasten": Investitionsstau, schwierige Depotsituation, fehlende Barrierefreiheit, etwas abseitige Lage ohne adäquate Wegleitungssysteme und gastronomische Angebote. Die Verlagerung der Volkskundlichen Beratungs- und Dokumentationsstelle unter das Dach des Freilichtmuseums Hohenfelden 2020 schwächt das Erfurter Museum. Schließungsbefürchtungen machen die Runde.

1 Marina Moritz, Gesichter-Geschichten-Gegenstände. Konzeptionelle Leitlinien des Museums für Thüringer Volkskunde [Manuskript], Erfurt 2004.

2 https://www.erfurt.de/mam/ef/engagiert/kulturkonzept/strategisches_kulturkonzept.pdf (01.03.2021).

Doch steht hinter sämtlichen äußeren Herausforderungen natürlich auch der Transformationsprozess der Museumslandschaft und des Faches, der von allen jeweils Beteiligten zu meistern ist: veränderte – in mehrfacher Hinsicht neue – Themen, innovative Formen des Präsentierens, intensiver Dialog und Experimente sind gefragt. Zum Team des Museums gehören aktuell eine Kuratorin (derzeit in Leitungsverantwortung), ein Museologe, ein Kollege als Schreibkraft mit kleinem Anteil Öffentlichkeitsarbeit, ein Haustechniker, dem befristet ein Assistent zugeordnet ist. Der Etat ist knapp, das tägliche Aufgabenpensum sportlich. Zur Neufindung sind alle bereit und arbeiten daran: Gemeinsame Vision ist es, mit spannenden Angeboten zu begeistern, der Sammlungsarbeit gerecht zu werden. Eigenregie wird, wie schon in vergangenen Jahren, großgeschrieben. An Grenzen stößt diese hinsichtlich Sanierungsmaßnahmen, grundhafter Verbesserung der Depotsituation und nachhaltiger Konsolidierung museumspädagogischer Angebote.

Große laufende Aufgaben sind Bestandsaufnahme, das Arbeiten an Leitbild, Museums- und Sammlungskonzept: Mehr Gegenwartsbezug muss sein, Multiperspektivität in Sammlungen und Ausstellungen, Besucher:innenzentriertheit und Partizipation. Potenzial – und Herausforderung – liegt im einzigartigen Standort. Und ebenso im öffentlichen Erscheinungsbild: Volkskunde ist ein „staubiger" Begriff – das Museum braucht einen neuen Namen. Zunächst wird ein neuer Slogan gesetzt: „Alltagswelten – Lebensbilder". Sorgenkind ist die Webseite – zu starr für kulturelle und museale Anliegen. Seit kurzem wird zusätzlich mit den Social-Media-Kanälen der Kulturdirektion gearbeitet. Die „Fanbase" des Museums unter Pandemiebedingungen wieder zu etablieren und zu erweitern und um ehrenamtliches Engagement zu werben, ist überlebenswichtig. Noch ist unklar, ob und welche Zukunftsperspektive das Thüringer Museum haben wird.

Für den anspruchsvollen Weg der Neu(er)findung und des Bestehens werden Partner:innen gebraucht, immer wieder frischer Austausch – „Brainstorming-Atmosphäre". Gerade in Thüringen verfügt die Volkskunde dafür mit Museen, der Beratungsstelle und dem universitären Lehrstuhl über ein starkes Netzwerk, welches seit nunmehr fast 30 Jahren Standhaftigkeit und Wandelbarkeit beweist und inzwischen eine junge, unkonventionelle Generation Volkskundler:innen hervorgebracht hat.

Perspektiven für volkskundlich-kulturwissenschaftliche Museen in Ostdeutschland

Aus den genannten Aspekten und der eigenen Praxis der letzten Jahre heraus möchten wir zehn Perspektiven für die ostdeutschen Museen zuspitzen.

1. Volkskundliche Museen in Ostdeutschland brauchen Netzwerke und Raum, diese mit Leben zu füllen. Stärkere Kooperation mit den fachspezifischen Forschungseinrichtungen zeigt für beide Seiten Synergieeffekte.
2. Die Sichtbarkeit kulturwissenschaftlicher Themen und Inhalte sollte – insbesondere in Thüringen, wo die Residenzkultur in den folgenden Jahren erhebliche

Aufmerksamkeit erfahren wird – gesteigert werden: in Politik, lokalem und regionalem Umfeld.

3. In Zeiten der Pandemie rückten und rücken Aspekte des Lokalen wieder mehr in den Fokus, hier können volkskundliche Museen wichtige Ankerorte sein.
4. Sie können durch kluge Veranstaltungs- und Vermittlungsarbeit einen Beitrag zur Identitätsstiftung leisten, fernab von „brauchtümelndem" Populismus.
5. Volkskundliche Museen sind als Ganzes aus Sammlung, Ausstellung und Veranstaltungsprogramm, Forschung und Vermittlung zu denken und entsprechend zu fördern.
6. Sie brauchen Unterstützung, um ihre zentralen Aufgaben, das Sammeln und Bewahren, zeitgemäß umsetzen zu können.
7. Als offene Orte des Diskurses müssen sich diese Museen stärker in aktuelle Debatten einbringen, in der Wahl ihrer Themen einer diversen Gesellschaft gerecht werden. Dazu öffnen sie den Blick für gesellschaftliche Transformationen, Migration, Interkultur und aktuelle Trends wie Identitätspolitik oder Postkolonialismus.
8. Volkskundliche Museen sind auf dem Gebiet der ehemaligen DDR wichtiger Teil des kulturellen Gedächtnisses und Zeugen einer von Brüchen gekennzeichneten (jüngeren) Vergangenheit.
9. Ostdeutsche Museen mit kulturwissenschaftlichem Schwerpunkt dürfen den Anschluss an die Themen der Gegenwart nicht verlieren, beim Sammeln, beim Bewahren und beim Präsentieren. Zeitgeschichte ist jene Geschichte, die am meisten Anknüpfungspunkte bietet und am schwersten zu handhaben ist.
10. Volkskundlich-kulturwissenschaftliche Museen in Ostdeutschland brauchen beides: den Blick für die Tradition und den Mut, sich in veränderten Kontexten neu zu positionieren und zu behaupten.

https://doi.org/10.31244/zfvk/2021/02.10

Christoph Schmitt

Die Wossidlo-Forschungsstelle für Europäische Ethnologie/Volkskunde der Universität Rostock. Entwicklung nach 1990 und gegenwärtige Problemlage

Die Auflösung der Berliner Akademie der Wissenschaften, unter deren Dach die Wossidlo-Forschungsstelle (WFS) in Rostock institutionalisiert war, zog eine von Kapazitätsabbau bestimmte Transformation nach sich. Die als strukturschwache Wissenschaft hier wieder in Gang gesetzte Volkskunde konnte auch in der Folgezeit nicht an den „blühenden Landschaften" partizipieren, sondern wurde im Gegenteil mit dem altersbedingten Ausscheiden ihrer Mitarbeiter stetig zusammengekürzt. Die WFS vertritt in Mecklenburg-Vorpommern als einzige Hochschuleinrichtung die europäisch-ethnolo-

gische Forschung und Lehre – allerdings nicht als voll etabliertes Fach, denn ihr Lehrbeitrag ist als Serviceleistung für andere Fächer definiert (Schmitt 2021).

Gegründet wurde die WFS 1954 unter Wolfgang Steinitz und dem Rostocker Lehrer Paul Beckmann, einem engen Mitarbeiter Richard Wossidlos, dessen Sammlungen die Basis der WFS bilden. An der Universität Greifswald war die Disziplin Volkskunde wegen ihrer Gebundenheit an das historische Pommern unerwünscht, sodass die WFS für das Gebiet der „drei Nordbezirke" (Rostock, Neubrandenburg, Schwerin) zuständig wurde. Nach der Ära Beckmanns, dem ersten Leiter der WFS, rückte neben der Erzählforschung (die Siegfried Neumann auf internationalem Niveau fortentwickelte) die Sachkultur stärker in den Fokus. Karl Baumgarten, der die Arbeitsstelle von 1959 bis 1975 leitete, entwickelte sich zu einem der anerkanntesten Hausforscher Europas. Im Anschluss leitete Ulrich Bentzien, Germanist und Historiker, die WFS und profilierte den Schwerpunkt der Agrarethnografie. Wolfgang Rudolph legte den Grundstein zur Entwicklung der maritimen Volkskunde, Heike Müns schuf Beiträge zur Brauch- und Liedforschung. Als jüngere Wissenschaftler folgten nach: Henry Gawlick, der die dörfliche Wohnkultur Westmecklenburgs erforschte, und Wolfgang Steusloff, der im Gefolge von Rudolph die maritime Forschung weiter betrieb. Von 1955 bis 1989 entstanden neben hunderten von Aufsätzen über 70 Monografien und Editionen; auch wurden das Deutsche Jahrbuch für Volkskunde und sein Nachfolger, das Jahrbuch für Volkskunde und Kulturgeschichte, in Rostock redigiert. 1987 verstarb völlig unerwartet Ulrich Bentzien, nachdem ihm eine Akademieprofessur verliehen worden war. Siegfried Neumann übernahm in dieser Situation die Leitung der Einrichtung.

Fall auf Fall bescherten die Ereignisse des Mauerfalls der WFS eine ungewisse Zukunft. Zwar wurde sie zügig vom Wissenschaftsrat evaluiert, doch erst 1999 in die Philosophische Fakultät der Universität Rostock integriert. Was war in der Zwischenzeit geschehen? Die WFS war durch Kabinettsbeschluss in die besondere Obhut des Landes genommen worden. Ein Teil des wissenschaftlichen Personals wanderte in gesicherte Stellen ab. Vor Ort blieben Siegfried Neumann und Wolfgang Steusloff, die durch das „Wissenschaftler-Integrations-Programm" und das „Hochschulerneuerungsprogramm" finanziert wurden. Die Frage war: Soll die Volkskunde künftig als Landesstelle oder als Universitätseinrichtung verankert werden? Finanzielle Engpässe konnten durch die Einbindung von zwei Mitarbeiterstellen in das Langzeitprojekt „Enzyklopädie des Märchens" der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen überbrückt werden. Diese Initiative verdankt die WFS Rolf W. Brednich, der damals auch das Amt des Vorsitzenden der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde innehatte. Eine dieser Projektstellen, die hälftig vom Land finanziert wurden, besetzte Siegfried Neumann. Die andere wurde ausgeschrieben, auf die ich mich bewarb. Anfang 1996 trat ich meinen Dienst an, um zunächst verstärkt enzyklopädische Artikel zu verfassen.

Aufgrund der Lage der WFS und der Möglichkeit, Studierende mit dem Fach vor Ort vertraut machen zu können, habe ich die Option einer Eingliederung in die Universität Rostock von Anbeginn priorisiert. Ein wichtiger Meilenstein war hierfür ein Kolloquium, das auf Anregung des Herausgeberteams und der Redaktion der „Enzyklopädie des Märchens" am 11. April 1997 in Warnemünde stattfand und zu dem Vertreter der Universität geladen waren. Dort warb ich für den Aufbau eines volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Lehrprogramms. 1999 wurde die WFS in die Philosophische Fakultät integriert. Diese war zunächst nicht bereit, die mit dem Wegfall der Projektförderung fehlenden Stellenanteile zu ersetzen, was das Ende der WFS (die damals als „Institut für Volkskunde" firmierte) bedeutet hätte. Mehrere Protestschreiben von Fachvertretern, darunter Konrad Köstlin, suchten dies zu verhindern. Zwar konnten Rektor und Bildungsminister den Abwicklungsplan stoppen, doch wurde der Personalbesatz von drei auf zwei Stellen gekürzt. Die Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, die 2002 in Rostock veranstaltet wurde, blieb hier wirkungslos. Vielmehr war eine Interimssituation geschaffen worden, die bis 2020 und dem damaligen Wegfall der zweiten Mitarbeiterstelle, anhielt. Die Umwidmung dieser Stelle war schon Jahre zuvor beschlossen worden, ohne die WFS rechtzeitig davon in Kenntnis zu setzen.

Der Bedarf an europäisch-ethnologischen, kulturanthropologischen und regionalethnografischen Lehrinhalten ist seit Anbeginn meiner Rostocker Lehrtätigkeit sehr groß, zumal ich diese Veranstaltungen mit Prüfungsberechtigung vornehmlich über das Fach Germanistik einschließlich der Lehrämter anbiete. Alle Aufbaukurse, Hauptseminare und interdisziplinären Angebote sind stets überbucht. Über die Brücke eines erweiterten Kultur- und Textbegriffes hat dies bislang sehr gut funktioniert, auch weit über die kulturwissenschaftliche Erzähl- und Medienforschung hinaus (siehe www.wossidlo.uni-rostock.de/lehre/aeltere-lehrveranstaltungen/). Erreicht wurden damit seither drei- bis viertausend Studierende (die Veranstaltungen des zweiten Mitarbeiters nicht eingerechnet). Betreut habe ich knapp zweihundert BA-, MA- und Staatsexamensarbeiten, die meisten davon als Erstgutachter. Schwieriger gestaltete sich die Einbindung des maritimkulturellen Lehrangebots und damit die Vermittlung von Sachkultur. Darüber hinaus bestückt die WFS regelmäßig eine Reihe von Ringvorlesungen und bietet Praktika im von ihr fachwissenschaftlich betreuten Wossidlo-Archiv an.

Mit einem größeren Stellenbesatz hätte das Forschungsspektrum der WFS freilich breiter bestellt werden können. Wahrgenommen wird die Volkskunde des nordöstlichen Bundeslandes bis heute stark über ihren Begründer Wossidlo, der zugleich als Sprachsammler die Grundlage für den „Wossidlo-Teuchert", das großlandschaftliche „Mecklenburgische Wörterbuch", schuf. In der Tat kenne ich in den deutschsprachigen Ländern keinen Volkskundler, der sich derart in das (großräumig-regionale) kulturelle Gedächtnis der Bevölkerung eingeschrieben hat. Die Digitalisierung der regionalethnografischen (/-sprachlichen) Sammlung Wossidlos und ihre Transformation zur digitalen Forschungsumgebung WossiDiA (www.wossidia.de) hat diese Tendenz noch verstärkt.

Hiervon profitiert derzeit der Ausbau der niederdeutschen Philologie im nordöstlichen Bundesland, das über die bisherige Vermittlung von „Plattdeutsch" in den Schulen hinaus 2017 damit begonnen hat, Niederdeutsch als wählbares Prüfungsfach im Abitur an ausgewählten Gymnasien bzw. Gesamtschulen einzuführen.

Die einzige noch verbliebene Dauerstelle soll zeitnah in einem noch zu gründenden „Zentrum für regionale Geschichte und Kultur Mecklenburgs" aufgehen, wo sie zwischen einer neu ausgeschriebenen Regionalgeschichtsprofessur und der niederdeutschen Sprachwissenschaft agieren soll. Mein nahezu kostenneutraler Vorschlag, die letzte verbliebene Dauerstelle (E14) nach meinem Ausscheiden zu einer W2-Professur aufzuwerten, um im „Zentrum" als dritte Säule gleichberechtigt mitwirken zu können, wurde im Eckwertepapier zur Hochschulentwicklung in Mecklenburg-Vorpommern (2021–2025) als unterstützenswert versprochen, dann aber unvermittelt fallengelassen. Es ist daher höchst fraglich, wie mit einer einzigen Dauerstelle (E13) noch ein Mindestmaß institutioneller Eigenständigkeit realisiert werden kann, auch wenn diese Stelle europäisch-ethnologisch profiliert sein soll.

Dauerhaft hohe Kursbelegungen mit steigendem Prüfungsaufkommen, beträchtliche Erfolge bei der Einwerbung von Drittmitteln und große Sympathien der Volkskunde bei der Bevölkerung konnten diese Entwicklung nicht verhindern. Leider werden damit Wege vorgezeichnet, die – bei allem Optimismus – kaum mehr umkehrbar sind. Zwar gibt es Unterstützung im Fach, aber die Disziplin scheint sich zunehmend damit abgefunden zu haben, dass sie von größeren Fächern überrannt wird. Auch mag dem Fächerbündel die wissenschaftliche Durchdringung regionalkultureller Überlieferungen zunehmend unattraktiv erscheinen, die jedoch für das Verständnis gegenwärtiger Alltagskulturen unerlässlich ist. Kollektive „Aufschreie", wie sie seinerzeit üblich waren, sind – vielleicht auch aus Gründen der Arbeitsverdichtung – selten geworden.

https://doi.org/10.31244/zfvk/2021/02.11

Annette Schneider-Reinhardt

Volkskundliche Institutionalisierungsbemühungen in Sachsen-Anhalt

Ausgestattet mit den Methoden und Inhalten eines Volkskundestudiums, welches über die Wende hinweg an der Humboldt-Universität zu Berlin absolviert worden war, suchten zwei Absolventinnen in Sachsen-Anhalt Fuß zu fassen. In Berlin war 1990 die Gesellschaft für Ethnographie noch mit hoher Beteiligung der Berliner Absolventen beider Fachrichtungen (europäischer und außereuropäischer Ethnographie) gegründet worden, in ihrer Arbeit fokussierte sich diese zunehmend aber auf den Standort Berlin. Nachdem sich die Hoffnung auf eine Etablierung des Faches Volkskunde im Bereich

Germanistik der Universität Halle nicht erfüllte,[1] konnte auf Initiative der späteren Stelleninhaberinnen unter Verweis auf die kulturpolitische Bedeutung volkskundlicher Forschung für das „Heimat"-Engagement die Anbindung als Referat Volkskunde beim im Oktober 1990 gegründeten und institutionell geförderten Landesheimatbund Sachsen-Anhalt e. V. gelingen.

Das erwähnte Fernstudium „Ethnographie/Volkskunde" sollte seit 1987 für Untersuchungen des Lebens der „werktätigen Bevölkerung" ausbilden. Im Hintergrund standen die bereits abgeschlossenen „Untersuchungen zur Lebensweise und Kultur der werktätigen Dorfbevölkerung in der Magdeburger Börde" (Jacobeit 2000). In dieser Intention ging es den beiden Absolventinnen in ihrem Berufsleben darum, den gesellschaftlichen Wandel in der „Lebensweise" der „kleinen Leute" zu beobachten und zu erschließen. Es war an der Zeit, die Auswirkungen der politischen Wende zu dokumentieren. Zunächst konnte ein Vorhaben zur filmischen Dokumentation des Endes einer Bergbauregion (Mansfelder Land) und außerdem die Beteiligung an einem Konzept der Körber-Stiftung, in dem Biografien in Ost und West verglichen werden sollten, begonnen werden. Dabei ging es um biografische Vergleiche von Bergarbeiterfamilien im Wurmrevier (Aachen) und im Kupferschieferbergbau des Mansfelder Landes. Im Ergebnis zeigten sich entgegen den Vorannahmen mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede in den Lebensrealitäten. Diese Projekte waren zunächst als gemeinsame Arbeiten mit westdeutschen Institutionen geplant und wurden durch diese mit dem Ziel finanziert, ihre Hypothesen hinsichtlich der Unterscheidung ost- und westdeutscher Gesellschaften zu bestätigen. Aber da sich die Zielvorstellungen nicht bestätigten, wurden die Ergebnisse nicht durch die Geldgeber, sondern durch den Landesheimatbund veröffentlicht. Obwohl nicht ergebnislos, müssen aus heutiger Sicht beide Projekte in der Zusammenarbeit von Ost und West als gescheitert angesehen werden, was offenbar an unterschiedlichen Erwartungshaltungen der Partner lag. Der Film „Leben an der Halde. Die Bergbauregion Mansfelder Land" ist als Langzeitstudie entstanden, aber nicht vom Institut für den wissenschaftlichen Film Göttingen fertiggestellt worden. Aus dem Projekt mit der Körber-Stiftung entstand eine Ausstellung, aber die Körber-Stiftung selbst zeigte sie nicht. In den Diskussionen mit westdeutschen Wissenschaftlern offenbarte sich häufig eine Betrachtung des ostdeutschen „Phänomens", welches den Anschauungen von Ethnologen des 19. Jahrhunderts bei der Beobachtung indigener Bevölkerungen ähnelte.

Mit der Wahl der Autorin in den Hauptausschuss der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde als Vertreterin der „ostdeutschen Volkskunde" 1993 in Passau wurde versucht, die Installierung volkskundlicher Institutionen in Ostdeutschland zu forcieren. 1992 hatte auf Initiative der Stuttgarter Landesstelle für Volkskunde ein erstes Treffen außeruniversitärer Einrichtungen stattgefunden, bei dem man sehr schnell feststellte,

1 Unter dieser Option konnte die Verfasserin zu einem volkskundlichen Thema an der Universität Halle promovieren.

dass sowohl Forschungsthemen, -interessen und Arbeitsfelder ebenso wie die kulturpolitischen Erwartungshaltungen und Problemstellungen in allen Landesteilen vergleichbar waren. Diese Erkenntnis führte folgerichtig zur Diskussion im Hauptausschuss der dgv, als deren Ergebnis die Vertretung für „ostdeutsche Volkskunde" in einen Sitz für außeruniversitäre Einrichtungen umgewandelt wurde.

1999 fand der erste dgv-Kongress in einem der neuen Bundesländer in Halle statt, weil der damalige Vorsitzende Rolf W. Brednich die Diskussion um die Bedeutung des Faches für Ostdeutschland beleben und die Einrichtung eines Lehrstuhls an der Universität Halle befördern wollte. Dies wurde umso dringlicher, da noch während des Kongresses die beiden Stellen beim Landesheimatbund gekündigt wurden und nur durch die Unterstützung der anwesenden Kongressteilnehmer die „Arbeitsstelle für historische und gegenwärtige Alltagskultur" mit nunmehr lediglich einer Personalstelle beim Landesheimatbund ab 2000 neu eingerichtet werden konnte. Erst seit 2020 darf diese wieder als „Volkskundliche Beratungsstelle" fungieren.

Die Neugründung von Strukturen für das regionale und lokale Bürgerengagement in Anlehnung an westdeutsche Muster gelang in einem Prozess der Einbindung von Strukturen des Kulturbundes. Vor allem die Betreuung von Ortschronisten und Heimatstuben im Osten Deutschlands fand in diesem neuen Gefüge eine Fortführung. Heimatstuben sind kleinste Kommunikationszellen mit musealem Charakter, Lernorte und Orte des kollektiven Gedächtnisses unter ehrenamtlichem Bürgerengagement. Recht schnell zeigte sich, dass die moderne Heimatbewegung längst von Fachvolkskundlern geprägt ist, so kommen doch bundesweit viele Geschäftsführer und Mitarbeiter aus dem Fach.

Die Arbeit im Landesheimatbund eröffnete in den Folgejahren ein weites Feld an volkskundlichen Themen. So wurde das DDR-Akademie-Projekt zu Lebenswelten in der Magdeburger Börde im Forschungsverbund der Universität Jena und der Universität Halle Gegenstand eines gemeinsamen Seminars von Volkskundestudenten (Jena) und Geschichtsstudenten (Halle), das mit einem Workshop mit den am Projekt beteiligten Wissenschaftlern endete. In einem Folgeseminar stand die Entwicklung der Zuckerrübenindustrie nach der Wende inklusive Exkursionen bis in das Nachbarland Polen im Mittelpunkt.

Das in den 1990er Jahren begonnene Filmprojekt über das Ende des Bergbaus im Mansfelder Land konnte in mehreren Phasen als Langzeitprojekt 2004 in Sachsen-Anhalt fertiggestellt werden. Gemeinsam mit Studenten der Visuellen Anthropologie in Göttingen unter Leitung von Edmund Ballhaus wurde als Filmprojekt eine Studie zum Leben Jugendlicher im Dorf „Spergauer Lichtmeß – ein Burschenbrauch" verwirklicht. Ein weiterer Forschungsgegenstand war die Dübener Heide aus der Sicht ihrer Bewohner von 2003 bis 2007. Vom Ansatz methodisch vergleichbar mit der Frankfurter Studie zu Region und Heimat (Schilling/Ploch 1995) konnten unterschiedliche Ergebnisse verifiziert werden. Eine wichtige Zäsur in der Weiterentwicklung der Arbeit stellte das

EU-Projekt „Vital landscape“ (2010 bis 2012) mit den Teilnehmerländern Österreich, Polen, Tschechien, Slowakei, Ungarn und Slowenien dar. In dessen Kontext wurde das bundesweite Treffen der volkskundlichen Landesstellen in Wittenberg veranstaltet (Mensch und Kulturlandschaft 2013). Die Einflussnahme von Einwohnern auf die Landschaftsgestaltung in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in sechs ost- und südeuropäischen Ländern konnte interdisziplinär ausgelotet werden.

Ein Problem stellte der Erhalt des „Zentrum HarzKultur“ dar, welches als regionale Kultureinrichtung u. a. das Archiv des ersten Folklorezentrums der DDR für den Harz beherbergt. In Trägerschaft von Landkreis, Harzklub (als länderübergreifendem Regionalverband), Kommune und Landesheimatbund musste diese Einrichtung zum Jahresende 2020 nach langem Ringen aufgegeben werden, weil politisch keine Möglichkeit gefunden wurde, hier eine feste Personalstelle zu installieren. Wo das Archiv seine zukünftige Heimstätte findet, ist derzeit noch offen.

Mit der Anknüpfung der volkskundlichen Beratungs- und Dokumentationsstelle an den Landesheimatbund hat sich eine ganze Reihe von neuen Aufgaben entwickelt. Nicht zuletzt verlieh 2013 die deutsche Ratifizierung des UNESCO-Abkommens zum Schutz und Erhalt des immateriellen Kulturerbes einen neuen Schub. Die Kultur- und Heimatpflege in der Gegenwart in ihren vielfältigsten Erscheinungsformen eröffnet nach wie vor ein reichhaltiges Forschungsgebiet für unser Fach, impliziert sie doch die Nähe zu gesellschaftlichen Entwicklungen und zum freiwilligen Engagement der Bürger. Im Vergleich von ost- und westdeutscher Volkskunde bleiben allerdings Fragen auch 30 Jahre nach der Wende offen. Zum Beispiel: Gibt es überhaupt so etwas wie das Spezifikum einer ostdeutschen Volkskunde? Bestehen im Bereich des citizen science Themen, die hierfür einer Auswertung harren? Gibt es Projekte, in denen ost- und westdeutsche Wissenschaftler auf Augenhöhe ihre Alltagserfahrungen aus der Zeit deutsch-deutscher Teilung austauschen können?

https://doi.org/10.31244/zfvk/2021/02.12

Literatur

Ash, Mitchell G. 2010. „Wie im Westen so auf Erden“? Die deutsche Vereinigung der Hochschulen und Wissenschaften als Prozess. In *Wissenschaft und Wiedervereinigung. Bilanz und offene Fragen. Dokumentation des Symposiums im Rahmen des Wissenschaftsjahres „Forschungsexpedition Deutschland“*, hrsg. von Jürgen Kocka, Corina Weber, und Jörg von Bilavsky, 45–55. Berlin: Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften.

Baumgarten, Karl et al. 1988. *Mecklenburgische Volkskunde*. Rostock: Hinstorff.

Bentzien, Ulrich. 1982. Mundartpflege – ein Phänomen des Folklorismus? In *Folklorismus. Vorträge der 1. Internationalen Arbeitstagung des Vereins „Volkskultur um den Neusiedlersee* in Neusiedl/See 1978, hrsg. von Edith Hörandner, und Hans Lunzer. Neusiedl am See: Verein „Volkskultur um den Neusiedlersee“.

Brinkel, Theresa. 2012. *Volkskundliche Wissensproduktion in der DDR. Zur Geschichte eines Faches und seiner Abwicklung*. Münster: Lit-Verlag.

Dokumentation der Tagung in Kloster Banz: Regionale Kulturforschung und Kulturpflege in den Bundesländern Sachsen und Thüringen und die Möglichkeit bayerischer Hilfestellung. 1990. *Bayerische Blätter für Volkskunde* 17/4.

Jacobeit, Wolfgang. 2000. *Von West nach Ost – und zurück. Autobiographisches eines Grenzgängers zwischen Tradition und Novation*. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Köstlin, Konrad. 1991. DDR-Volkskunde: Die Entdeckung einer fernen Welt? *Zeitschrift für Volkskunde* 87/2: 225–242.

Martin, Andreas. 2019. KAI e. V. – WIP 018322/G. Erinnerungen an die strukturellen Veränderungen der Dresdner volkskundlichen Forschungseinrichtung 1990–1997. In *Umbrüche. Erfahrungen gesellschaftlichen Wandels*, hrsg. von Ira Spieker, in Zusammenarbeit mit Sönke Friedreich et al., 153–162. Dresden: Sandstein Verlag.

Martischnig, Michael. 1990. *Volkskundler in der Deutschen Demokratischen Republik heute*. Wien: Österreichisches Museum für Volkskunde.

Mecklenburgisches Folklorezentrum für die 3 Nordbezirke beim Bezirkskabinett für Kulturarbeit Rostock, Hrsg. 1979. *Forschung, Aneignung und Weiterentwicklung folkloristischer Traditionen. Theoretische und praktische Aspekte der Folklorepflege in den 3 Nordbezirken*. Kolloquium am 26. Mai 1979 in Rostock. Rostock: Mecklenburgisches Folklorezentrum.

Mensch und Kulturlandschaft. Historische und aktuelle Strategien. 2013. Beiträge der Tagung der volkskundlichen Landesstellen der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e. V. und der Volkskundlichen Kommission für Sachsen-Anhalt e. V. in Kooperation mit dem Landesheimatbund Sachsen-Anhalt e. V. vom 22. bis 24. April 2010 in Wittenberg mit einem zusätzlichen Beitrag. Hrsg. von der Volkskundlichen Kommission für Sachsen-Anhalt e. V. (Beiträge zur Volkskunde für Sachsen-Anhalt, 4). Halle (Saale): Volkskundliche Kommission für Sachsen-Anhalt e. V.

Mohrmann, Ute. 2007. Volkskunde in der DDR vor ihrem Ende. In *Volkskunde in Thüringen. Beiträge zur Fachgeschichte*, hrsg. von Marina Moritz, und Andrea Steiner-Sohn, 69–77. Erfurt: Museum für Volkskunde.

Mohrmann, Ute. 2018. *Ethnographie in der DDR. Rückblicke auf die Fachgeschichte*. Berlin: Panama-Verlag.

Müns, Heike, und Thomas Scholze. 1991. Volkskunde in der DDR. Forschungs- und Ausbildungsstrukturen zur Zeit der „Wende". *Zeitschrift für Volkskunde* 87/1: 84–90.

Panzig, Christel, Bernd Reuter, und Annette Schneider. 2007. *Der Wald, die Ruhe und das Dorffest. Die Dübener Heide aus der Sicht ihrer Bewohner*, hrsg. vom Landesheimatbund Sachsen-Anhalt e. V. Dößel: Janos Stekovics.

Pasternack, Peer. 1998. Demokratische Erneuerung und Kolonialisierung. Prüfung zweier Klischees. In *Ostprofile. Universitätsentwicklungen in den neuen Bundesländern*, hrsg. von Alfons Söllner, und Ralf Walkenhaus, 146–173. Opladen: Westdeutscher Verlag. https://doi.org/10.1007/978-3-322-85116-1_9

Raack, Alex. 2012. „alles war verrottet". *Süddeutsche Zeitung Magazin*, 19. März.

Raible, Wolfgang. 1992. Impressionen beim Evaluieren. Zur Abwicklung der kulturwissenschaftlichen Einrichtungen der ehemaligen DDR-Akademie der Wissenschaften. In *Die Abwick-*

lung der DDR, hrsg. von Heinz Ludwig Arnold, und Frauke Meyer-Gosau, 54–63. Göttingen: Wallstein.

Schilling, Heinz, und Beatrice Ploch. 1995. *Region. Heimaten der individualisierten Gesellschaft* (Notizen, 50). Frankfurt a.M.: Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie.

Schmitt, Christoph. 2021. Wossidlo-Forschungsstelle für Europäische Ethnologie/Volkskunde in Rostock. Eine Universitätseinrichtung mit Landesstellenfunktion. In *Alltag | Kultur | Wissenschaft. Die volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Institute und Landesstellen* (ISGV digital. Studien zur Landesgeschichte und Kulturanthropologie, 3), hrsg. von Sönke Friedreich, und Ira Spieker, 203–222. Dresden: Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde.

Spieker, Ira. 2018/2019. Arbeitswelten. Perspektiven und Paradigmen der kulturanthropologischen Forschung in DDR und Bundesrepublik. *Blätter für deutsche Landesgeschichte* 154: 203–230.

Strobach, Hermann. 1991. Volkskundliche Forschung an der ehemaligen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. *Zeitschrift für Volkskunde* 87/2: 207–224. https://doi.org/10.1515/9783110875324

Thijs, Krjn. 2021. Die Evaluierer aus dem Westen und der Schein der Routine. Zur Begutachtung durch den Wissenschaftsrat am Beispiel der historischen Akademieinstitute in Ost-Berlin. In *Hochschulumbau Ost. Die Transformation des DDR-Hochschulwesens nach 1989/90 in typologisch-vergleichender Perspektive* (Quellen und Beiträge zur Geschichte der Universität Jena, 16), hrsg. von Jens Blecher, und Jürgen John, 169–197. Stuttgart: Franz Steiner Verlag.

https://doi.org/10.31244/zfvk/2021/02.13

Buchbesprechungen

Brian Ladd
The Streets of Europe. The Sights, Sounds and Smells That Shaped Its Great Cities. Chicago: University of Chicago Press, 2020. 303 S., 60 Ill. ISBN 978-0-226-67794-1.

Für alle, die an historisch-kulturwissenschaftlicher Stadtforschung interessiert sind, hat der US-amerikanische Historiker Brian Ladd ein wunderbares neues Buch geschrieben. *The Streets of Europe* beleuchtet das Straßenleben in vier europäischen Metropolen bis etwa 1900, also vor dem Aufkommen des Automobils. Das hat eine gewisse Folgerichtigkeit, bedenkt man, dass Ladd, part-time faculty an der University of Albany im Bundesstaat New York, zuvor ein Buch über *Autophobia* verfasst hat: eine Studie über Automobilismus und seine Gegner im 20. Jahrhundert. Nun also der Blick zurück, vom Jahrhundert des Automobils in eine frühere Phase der Straßengeschichte. Disparate Quellen und Materialien aus London, Paris, Berlin und Wien werden von Ladd brillant arrangiert, um zentrale Aspekte des Straßenlebens im 19. Jahrhundert – mit einigen Ausflügen in das 18. Jahrhundert – aufzeigen zu können. Wer das Buch aufschlägt, findet gleich nach dem Inhaltsverzeichnis Stadtpläne der vier untersuchten Städte, die die Fantasie anregen und neugierig machen: auf die urbanen Ordnungen, die sich in den Straßenrastern ausdrücken, und auf die Rekapitulation der Alltage in den Londoner Arbeiterquartieren, auf den Pariser Boulevards, im Berliner Scheunenviertel oder auf der Wiener Ringstraße. In einer Einleitung und dem Grundsatzkapitel „Streets in History" (S. 13–40) liefert Ladd dann Ansätze zu einer Theorie der Straße, die im wörtlichen Sinne *grounded* ist, also zurückgebunden an Beobachtungen über den Boden, auf dem sich das Leben in den europäischen Metropolen abspielte. Betont wird der demokratische Grundzug der Straße, denn „while a building is for somebody, a street is usually for everybody" (S. 13). Betont wird aber auch die Rolle der Straße als Repräsentationsraum und Ort der Zurschaustellung von obrigkeitlicher Macht und kommunalem Selbstbewusstsein.

Diese Doppelperspektive kennzeichnet die Argumentation des Buches. Konsequent nähert sich Ladd der europäischen Straße von zwei Seiten her: nämlich gleichsam von oben – aus der Sicht der Stadtplanung und des Städtebaus, der urbanen Assanierungs- und Sozialpolitiken sowie von den Praktiken der Überwachung und Kontrolle her – und von unten – aus der Sicht der vielen und vielfältigen Akteur*innen, die die Straße als alltäglichen Lebensraum nutzten. Deutlich wird, dass die Straße als geplanter und obrigkeitlich durchorganisierter Raum notwendigerweise zum Schauplatz vielfältiger Konflikte werden musste. Planung und Nutzung erzeugen stets ein spannungsreiches Ineinander, Kriminalität, Tumult und öffentliche Ordnung bedingen sich gegenseitig.

Sicher ist die Unterscheidung eines „magisterial view“ und eines „plebeian view“, wie sie Ladd im Schlusskapitel vornimmt (S. 242–254), zu kategorisch. Allerdings wird in der konkreten Analyse stets deutlich, welche komplexen Konstellationen sich hinter den beiden Überschriften verbergen. Gerade bei scheinbar technischen Themen wie der Entwicklung des Straßenverkehrs wird diese Perspektive produktiv: „What made traffic controversial was its class dimension – rich and poor used the streets differently“ (S. 206).

Ein zweiter Schwerpunkt der vorliegenden Darstellung liegt darin, dass Ladd sehr sensibel den visuellen, akustischen und olfaktorischen Qualitäten der europäischen Straße nachgeht. Die *sights, sounds and smells* sind schon im Untertitel prominent genannt, und Ladd bemüht sich um deren systematische Integration in eine Stadtgeschichte, die an der Rekonstruktion von Alltags- und Erfahrungswelten interessiert ist. Ein schönes Forschungsbeispiel dazu führt der Autor in seinem zweiten Kapitel vor, das unter der Überschrift „wheeling and dealing“ die Straßenökonomie behandelt und dabei insbesondere den Klanglandschaften der Straße nachgeht. Straßenmusiker*innen und Unterhaltungskünstler*innen, aber auch Verkäufer*innen mit ihren charakteristischen Kaufrufen („street cries“) bestimmten die *soundscapes* des öffentlichen Raums mit und wurden gleichzeitig zu charakteristischen kulturellen Figuren der Stadtstraße; außerdem erhalten wir einen guten Einblick in die Entwicklung von Verkaufsständen und Ladenlokalen, nicht zuletzt durch die zahlreichen beigefügten Schwarz-Weiß-Abbildungen. Eher um Gerüche geht es dann beispielsweise im Kapitel „Out of the Muck“ über die sanitären Aspekte der Stadt. Darin setzt sich Ladd auch mit signifikanten Details wie der Einrichtung öffentlicher Bedürfnisanstalten auseinander, auch hier wieder garniert mit originellen Abbildungen wie einem Aquarell von Charles Hoguet aus dem Jahr 1860, das eine Pariser Werbesäule mit eingebautem Urinal zeigt.

Ladd stützt sich auf eine reiche und interessant zusammengestellte Forschungsliteratur, wobei er englisch-, französisch- und deutschsprachige Referenzen verarbeitet. Gerade die deutschsprachige Literatur überblickt Ladd erkennbar souverän: Berlin-Interessierten ist der Autor vor allem durch seine viel beachtete Studie über *The Ghosts of Berlin: Confronting German History in the Urban Landscape* von 1997 bekannt. Dennoch ist das Buch kein gelehrt daherkommendes, akademisches Werk. Es ist vielmehr ausgesprochen zugänglich geschrieben, rundum informativ und anschaulich zugleich. Kurzum: Brian Ladds *The Streets of Europe* ist eine Straßen-Geschichte des 19. Jahrhunderts, wie sie auf 300 Seiten sicher anders, aber kaum besser hätte geschrieben werden können. Zu wünschen bleibt an dieser Stelle nur eine Fortsetzung, die die Geschichte der Straße und des Straßenlebens auch durch das 20. Jahrhundert hindurch verfolgt.

Jens Wietschorke, Tübingen
https://doi.org/10.31244/zfvk/2021/02.14

Christian Elster
Pop-Musik sammeln. Zehn ethnografische Tracks zwischen Plattenladen und Streamingportal. Bielefeld: transcript 2021, 235 S. (Studien zur Popularmusik; zgl. Zürich, Univ., Diss., 2018). ISBN 978-3-8376-5527-8.

Seit 2008 veröffentlichen alle großen Musik-*Labels* wieder auf Vinyl. Ein Medium wie die Schallplatte, das wegen der fortschreitenden Digitalisierung bereits als historisch galt, feierte sein Revival. Christian Elster wertet dies zu Recht als Popkulturalisierung des kulturellen Mainstreams. Er spricht unter Bezugnahme auf Thorstein Veblen von gesunkenem Kulturgut, weil Schallplatten in den 1990er Jahre eigentlich nur noch von *Indie-labels* produziert wurden – für Elster eine besondere Form der Elite –, nun aber auch jenseits subkultureller Szenen erneut gekauft wurden. Das Spannungsfeld zwischen technologischem Wandel und kulturellem Beharren ist einer jener Stränge, denen Elster in seiner Studie nachgeht. Auf einer allgemeineren Ebene widmet er sich den Orten, Figuren und Imaginationen, die sich mit dem Sammeln von Pop-Musik verbinden.

In insgesamt zehn „Tracks" wird der kulturellen Praxis des Sammelns in dieser sehr gut lesbaren Dissertationsschrift nachgespürt. Das Sammeln ist dabei nicht nur Gegenstand der Analyse, der Autor selbst versteht sich als Sammler. Mit dem Strukturmoment des „Tracks" soll das Unabgeschlossene der Analyse und die Eigenwertigkeit der Daten (Interviews mit Sammler-ExpertInnen und Laien, persönliche Beobachtungen, Introspektion sowie Analysen literarischer Werke und Zeitungsberichte) betont werden. Damit wird die Linie volkskundlichen Sammelns – auf die sich Elster allerdings nicht explizit bezieht – auf interessante Weise popkulturell neu interpretiert.

Eine weitere Stärke der Studie ist es, dass das spezialisierte Feld des Schallplatten-Sammelns zu einem breiten Feld diverser und ausdifferenzierter Formen des Musik-Sammelns hin geöffnet wird. Durch die Digitalisierung der Tonträger, durch den iPod und das Smartphone sowie durch die Internet-Plattform Spotify ist das Sammeln großer Mengen von Musik, wie Elster schreibt, zu einer alltäglichen Praxis geworden.

Im Zentrum der Studie stehen dabei völlig zu Recht die subkulturellen Zusammenhänge. In den Tracks „Im Plattenladen", „Vinyl" und „Der Sammler als (Anti-)Figur" existiert nach wie vor die Unterscheidung von Underground und Mainstream, die wirklich bahnbrechende Musik erscheint nur auf Vinyl, die größte Aufmerksamkeit gilt den *Indie-labels*, der Plattenladenbesitzer ist ein verschrobener Snob und der Sammler gilt als „Freak", „Junkie", „Analneurotiker" und „Berufsjugendlicher".

Elster spricht, wie eingangs zitiert, vom Vinyl-Sammeln als gesunkenem Kulturgut – eine Metapher, die durch Hans Naumann auch in der volkskundlichen Fachgeschichte einen prominenten Platz einnimmt. Er problematisiert sogleich diese Metapher, da es sich in diesem Fall nicht wirklich um etwas Gesunkenes, sondern genau genommen um ein steigendes Kulturgut handelt: Der kulturelle Mainstream ahmt den Underground nach und kauft auf einmal ebenfalls wieder Vinyl. Warum entwickelt

Elster keine starke These aus dieser Beobachtung? Anstatt verschiedene Formen des Sammelns verallgemeinernd als Subjektivierung (Reckwitz) zu deuten und die Sammler als „Sinnbastler" (Hitzler) zu interpretieren, hätte eine genauere Analyse der Figuren und Figurationen (Ege) besser erklären können, warum gerade subkulturelle Szenen eine Avantgarde darstellen, beispielsweise im Rahmen des Vinyl-Revivals.

Dennoch gewährt die Studie „Pop-Musik sammeln" insgesamt neue Einsichten in Bezug auf das Wechselspiel von technologischem Wandel und kulturellem Beharren. Sie liefert eine gelungene Beschreibung zeitgenössischer Kultur, die weit über das Thema Sammeln hinausgeht. Sie bereichert die jüngere Popkulturforschung um eine alltagsnahe Perspektive auf Musik und Kultur und die empirischen Kulturwissenschaften um einen popkulturell vorbildlich informierten Ansatz.

Anja Schwanhäußer, Göttingen
https://doi.org/10.31244/zfvk/2021/02.15

Irene Götz (Hrsg.)
Kein Ruhestand. Wie Frauen mit Altersarmut umgehen. München: Verlag Antje Kunstmann GmbH 2019, 320 S. ISBN 978-3-95614-292-5.

„Das reicht ja hinten und vorne nicht. Und da fühle ich mich jetzt schon betrogen" (S. 207). Es sind resignierte Worte der 71-jährigen Hilde Meyer, in denen sich gebrochenes Vertrauen mit dem Bewusstsein einer prekären Lage paart. Sie ist eine von fünfzig in das Sampling aufgenommenen Frauen, die zwischen 2014 und 2017 interviewt wurden, und eine von achtzehn Frauen, die im Rahmen der hier besprochenen Interviewstudie unmittelbar zu Wort kommen. Der Band ist Teilprodukt des von Irene Götz geleiteten DFG-Projekts *Prekärer Ruhestand. Arbeit und Lebensführung von Frauen im Alter* und unter der Mitarbeit von Esther Gajek, Alex Rau, Marcia von Rebay, Petra Schweiger und Noémi Sebök-Polyfka in 2019 erschienen. Hilde Meyers Worte stehen emblematisch für das Forschungsinteresse, das sich mit dem politischen Appell paart, Einzelschicksale nicht als individuelle darzustellen, sondern als Resultate einer soziopolitischen Entwicklung. Die Autorinnen arbeiten „objektive prekäre Lagen und subjektive Sichtweisen" (S. 16) heraus, um weibliche Altersarmut als Phänomenologie (be)greifbar zu machen. An diese Desiderate knüpfen sich im Sinne einer engagierten Forschung konkrete Kontakte und Tipps für Betroffene.

Methodologisch schließen die Autorinnen in ihrer ethnografischen Interviewstudie an eine Verstehenstradition an, die spätestens seit Bourdieus *Elend der Welt* (1997) in der sozial- und kulturwissenschaftlichen Prekarisierungsdebatte als anerkannt bezeichnet werden darf. Durch die Komposition eines breiten Samplings bilden die Autorinnen eine gleichsam breite Realität ab, Gesichter weiblicher Altersarmut in der teuren Großstadt München. Dabei erkennen sie an, dass zwar die Ursachen geschlechtsspe-

zifischer Ungleichheiten im Alter durch tradierte Rollenbilder und rentenpolitische Unzugänglichkeiten bekannt sind. Umso dringlicher verweisen sie auf die nicht beantwortete Frage nach den „Lebens*realitäten* älterer Frauen" (Hervorhebung F.G.; S. 16), die doch – so die inhärente Botschaft – nicht erst *ex post* ein Korrektiv gescheiterter Sozialstaatlichkeit sein sollten.

Die Taktiken und Strategien der überwiegend zwischen 60 und 75 Jahre alten porträtierten Frauen sind an einen wenig euphorischen oder zumindest offenen Kreativitätsbegriff zu koppeln, weil „das Kompensieren von finanziellem Mangel […] nichts Spielerisches oder Freudvolles mehr [hatte; F.G.]. Es ging vielmehr um das blanke Überleben" (S. 64). Den Handlungsspielraum der Interviewten beziehen die Autorinnen auf ein breites Verständnis von Prekarisierung, das eine Ausstattung mit verschiedenen Kapitalsorten als wesentliches Moment versteht, gesellschaftspolitische Zumutungen abzufedern und zu gestalten. Wenn sie sich hier auf Bourdieu beziehen, wissen sie auch um die mögliche Überführung der Kapitalsorten ineinander. Wer über ein hohes Maß an sozialem Kapital verfügt, könne einen Mangel an ökonomischem Kapital mitunter ausgleichen (P. Bourdieu: Die feinen Unterschiede, 1987). Eine Kompensation, so der aufmerksame Einwand, bleibe es dennoch. Stets sind die begleiteten Frauen dabei durch generationsspezifische Herkunftseffekte miteinander verbunden. So war festzustellen, dass sie vor dem Hintergrund innerfamiliärer und gesellschaftlicher Tabuisierungen Angst vor Kontrollverlust und Abhängigkeiten empfanden. Außerdem lebten sie eine Ökonomie der Sparsamkeit, wie sie auch in der Nachkriegszeit vorherrschte.

Die Autorinnen analysieren differenziert: Im ersten Moment naheliegende Optionen, wie aus dem teuren München wegzuziehen, um das ökonomische Kapital zu erhöhen, drohen nicht zuletzt mit einem eklatanten Verlust an sozialem und kulturellem Kapital einherzugehen. Der Eintausch könnte zu einer weitreichenden Vereinsamung führen. Das Rentensystem sei darüber hinaus an einen spezifischen Modus der Vollzeit-Erwerbsarbeit gekoppelt und schaffe es nicht, im notwendigen Umfang migrationsspezifische Ambivalenzen, Scheidungsrisiken, den Bruch mit einer versprochenermaßen sicheren Rente oder die nicht entlohnte Care-Leistung der Frauen wie der „Erziehungszeit für die Gesellschaft" (S. 87) zu kompensieren.

Die Antwort auf die Frage, wie die begleiteten Frauen mit ihrer prekären Lage umgehen, überraschte die Autorinnen. Sie stellen ein ausgeprägtes Bestreben nach Handlungsautonomie fest, das sich durch ein Wirtschaften mit Mangel realisiert: Man wolle „nicht zur Last fallen" (S. 73). Kritisch ließe sich hier die Frage aufwerfen, wodurch sich diese Verwunderung ergab: Möglicherweise durch latente Statusgruppenunterschiede zwischen den Forscherinnen und den Beforschten?

Eine privatautonome Mangelwirtschaft in Zurückgezogenheit stoße jedoch an ihre Grenzen, wenn es um körperliche Arbeit oder um die Finanzierung altersbedingt notwendiger Umstrukturierungen des privaten Raumes geht. Nur wenige der Frauen sind in der Lage, inkorporierte Fertigkeiten zu reaktivieren, um ihren Alltag zu bestrei-

ten. Die 69-jährige Dorina Rubenbauer wurde infolge ihrer körperlich zehrenden Arbeit als Krankenschwester frühverrentet und muss nun ihren Fernsehsessel als Schlafstätte nutzen. In ihrem Bett kann sie nicht mehr ohne Schmerzen schlafen und verfügt nicht über Ressourcen für eine Aufrüstung (S. 212 ff.).

Debatten des Vielnamenfaches verweisen jüngst darauf, dass auch die Betrachtung körperlich schmerzvoller Erfahrung zu analytischer Reichweite jenseits von Text und direkter menschlicher Interaktion führen kann. Jörg Niewöhner spricht mit Verweis auf die Epigenetik in diesem Zusammenhang von einer produktiven Spannung zwischen neuen „Materialismen" der Sozial- und Kulturwissenschaften und neuen „Sozialismen" der Lebens- und Geowissenschaften (J. Niewöhner: Phänomenographie, 2017, S. 6). Diese Erkenntnis ist den Porträts der Autorinnen inhärent, die weibliche Altersarmut nicht nur eindimensional auf das Fehlen ökonomischen Kapitals reduzieren, sondern ethnographisch bis in das körperliche Leiden tief durchleuchten.

Aktivierung als sozialstaatliches Prinzip, das sich durch den Rückzug desselben, die Deregulierung des Arbeitsmarkts und fehlende wohnungsbauliche Maßnahmen erhöht hat, wird hier in ihre Schranken gewiesen. Entgegen populärdiskursiven Darstellungen des fitten, engagierten und aktiven Rentners zeigte Dominik Speidel jüngst auf, wie sich in ästhetisierenden Altersvorsorgeprodukten Zukunftsimaginationen zeigen, deren unhinterfragte Rezeption Gefahr läuft, über ein (re)produktives Aktivsein aus Nöten hinwegzublicken (D. Speidel: Imaginierte (Vor-)Sorge, 2021). Es gelte daher, den Staat in die Pflicht zu nehmen, der nicht zuletzt durch konkrete politische Gestaltungen zur Situation der porträtierten Frauen beigetragen habe.

Der besprochene Band überzeugt durch die kritische, erfahrungsnahe und tiefenanalytische Durchleuchtung einer übersehenen Form des Ausschlusses. Die engagierte Forschung wird mit handlungsleitenden und politisierenden Forderungen zugespitzt. Dabei folgen die Autorinnen einer klaren Struktur, der es gelingt, den einzelnen Fallporträts eine prominente Stellung im Band und weiblicher Altersarmut damit reale Gesichter und Stimmen zu geben. Dadurch und aufgrund der nahbaren sprachlichen Ausarbeitung eignet sich der Band für wissenschaftliches und nicht-wissenschaftliches Publikum. Offen bleibt vorerst die Frage nach übergreifenden intersektionalen Verschränkungen. Ihnen widmet sich Alex Rau in ihrer bald abgeschlossenen Dissertation im Rahmen desselben DFG-Projekts.

Felix Gaillinger, München
https://doi.org/10.31244/zfvk/2021/02.16

Jan Hinrichsen
Unsicheres Ordnen. Lawinenabwehr, Galtür 1884–2014. Tübingen: Mohr Siebeck 2020, XI, 305 S. (Bedrohte Ordnungen, 14). ISBN 978-3-16-159034-4.

„Was haben Ordner mit Ordnungen zu tun? Was haben Ordner mit Katastrophen, Katastrophen mit Ordnungen zu tun?" (S. 1) – Diesen programmatischen Fragen an der Schnittstelle von Bürokratie, Planung, Infrastruktur und Archivwesen widmet sich Jan Hinrichsen am Beispiel der alpinen Lawinenabwehr, genauer am Beispiel der Tiroler Gemeinde Galtür.

Galtür bietet für diese historisch anthropologische Studie, deren theoretischer Rahmen im Sonderforschungsbereich „Bedrohte Ordnungen" der Universität Tübingen angesiedelt ist, ein ideales Terrain. Nicht bloß, weil sich hier im letzten Winter vor der Jahrtausendwende eine beispiellose Katastrophe abgespielt hat, sondern auch, weil diese Katastrophe an genau diesem Ort aufzeigt, wie die Landgewinnung menschlichen Lebensraums in alpinen Regionen und ökonomische Beweggründe, insbesondere touristischer Art, in Konflikt mit landschafts- und städtebaulicher Raumplanung einerseits sowie andererseits historisch gewachsenem Wissen um das Leben in Gefahrenzonen gerät. Aus diesem Spannungsfeld der „Sagbarkeiten und Sichtbarkeiten" des Versagens und der Entwicklung von „lawinenbezogenen Sicherheitstechnologien, institutionisierte[n] Formen des Umgangs mit und der Bearbeitung von alpiner Naturgefahr" (S. 27) entsteht das Konzept der bedrohte Wissensordnung Jan Hinrichsens.

Auf 281 theoretisch und sprachlich dichten Seiten entwickelt der Autor eine diskursgetriebene, zwischen Abgrenzung und Nähe zur Akteur-Netzwerk-Theorie oszillierende „Lawinenchronik" (S. 339), die gleichsam eine umfassende Wissensgeschichte der Lawine als „natürlicher" Katastrophe bietet, die historisch vor der Gründung und den ersten Maßnahmen der k.k. forsttechnischen Abteilung für Wildbachverbauung einsetzt und in der Gegenwart endet.

In dieser Arbeit sprechen Ordner, Akten, Zeichen, keine Menschen, handelt die Natur abstrakt, entstehen diskursive Ordnungssysteme. Sie entstehen, verschwinden, scheitern an unvorhersehbaren Gewalten und nicht zu bändigenden Komplexitäten. Kaskaden der Krise geben „Probleme der Wissensordnungen" preis, die als „Assemblagen der Unsicherheit" gelesen werden (S. 36). Dabei folgt Hinrichsen der Kulturanthropologin Limor Samimian-Darash, nach der die potenzielle Unsicherheit gerade darin bestehe, dass sie von zusätzlichem Wissen und technologischer Entwicklung abhänge. Das Paradoxale also bestehe eben genau im Hinzugewinn an Wissen – das eine Sicherheitstechnologie darstelle. Erst die immer feiner ausgearbeiteten Systeme der Sicherheitstechnologie als Regierungstechnologie (Macht) ließen letztlich unbeherrschbare „Naturphänomene" überhaupt in ihrem Kontrollentzug zur Form kommen (S. 37–38). So offenbaren sich mit Hinrichsen zwei Bereiche der Lebensführung: die Regierung der Lebensführung sowie die Naturalisierung von natürlichen Tatsachen (S. 38). Und ihre Dialektik lässt das Phänomen von Lawinen überhaupt erst entstehen,

deren ‚aterielle Konsistenz', Schnee, er konsequenterweise eine „Erfindung" nennt (S. 98).

Hinrichsens Arbeit ist einerseits das, was man sich von kulturwissenschaftlichen Arbeiten wünscht: historisch fundiert, bedacht, ein Ereignis empirisch auf Basis von Quellen, Strukturen, Diskursen ausfaltend – um dabei Wörter zu finden, Sprache zu gestalten, um das unfassbar Komplexe sozio-technischer Assemblagen in Sprache begreifbar zu machen. Andererseits stößt die Rezensentin bei der Lektüre an die Grenzen des Lesbaren. Der theoretische Überbau wölbt sich über die tragischen Ereignisse solchermaßen, dass am Ende von Menschen und ihrem Vieh, getroffenen und unterlassenen Entscheidungen, gehegten Landschaften und wilden Bächen, von Schnee und Eis im dichten Gedränge gleichsam nur hervorragende Spitzen zu finden sind. Das Empirische geht verschütt. Was *heißt* denn die Katastrophe als Erlebnis? Die Katastrophe ist schließlich auf einmal, urplötzlich und (un-)vorhergesehen da. Sie erschüttert die geordneten Verhältnisse grundlegend. Was heißt die Katastrophe für Menschen? Leben ist weg, die Veränderung lässt alles anders erscheinen, was vorher war. Das Jetzt ist gebrochen, die Vergangenheit in Trümmern – von diesem Punkt aus, einem Punkt der Trauer, wirft sie ein grelles Licht auf die Zukunft. Über diese ontologischen Konsequenzen schweigt sich die Arbeit aus.

Es scheint zuweilen so, als ob die Therorielawine vollkommen ungebremst und ohne jegliche empirische Absicherungsmechanismen durch den Text rollt. Dabei gerät der Boden ins Schwanken – müssen wir als Leser:innen uns der Theorieerwerbsarbeit des Autors aussetzen? Welchen Gewinn erlangen wir, aus dieser Perspektive noch einmal die großen Entwürfe der diskursiven Wissensordner:innen des 20. Jahrhunderts zu lesen? Hätte eine Überarbeitung der Dissertation zu einem Buch einer Verschlankung und Verlebendigung des Gegenstandes gutgetan? Wie hätte eine Akteur-Netzwerk-orientierte Schreibweise ausgesehen, in der Lawinen nicht bloß substantiviert implizit, sondern aktiviert als handelnde Aktanten sichtbar würden?

Die Welt ist nicht dual, aber es erscheint, dass Jan Hinrichsen die Dinge mit Vorliebe dualistisch ordnet – ob es der Thematik der Krise geschuldet ist oder eine Zuneigung zur Dialektik darstellt, lässt sich dabei nicht deutlich erkennen. Aber die Frage bleibt, wie im Blick auf Assemblagen und dem Verhältnis von Flüssigem und Festem, von Eis und Schnee und Staub und Trockenlawinen, Schichten der Ablagerungen, die Welt in so klare Ordnungsmuster gefasst werden kann und was der Autor für einen Gewinn davon hat, die Welt dualistisch zu durchdringen und so Kontrolle über seine empirischen Quellen zu erlangen. Zuweilen erscheint es, als ob es sich dabei um einen stilistischen Trick handelt, der eine Frage aufwirft und sie in einer Antwort auflöst. So können Ordnungen aus der Katastrophe und Katastrophen aus der Ordnung dann als „Prozess" und „Ko-Konstitution" erklärt werden (S. 50). In dieser Hinsicht wirkt die theoretische Tanzbewegung des Autors wie ein performativer Akt, auf einer epistemologischen Bühne aufgeführt, die im Blick auf naturkulturelle Ansätze des Neuen Materialismus und

des Posthumanismus der „messiness" von Welt aus dem Weg geht. Aber nur, um (post-) moderne Phantasmen klar zu verhandeln und in Wissenseinheiten zu zerlegen. Und doch haben sie beobachtungsunabhängig überhaupt eine Existenz, und ihre Benennung generiert Phänomene.

Bei aller Kritik an der Arbeit – die zugleich eine Verbeugung vor der Mühsal des Werks und seiner Dichte ist, verspürt die Rezensentin bei der Lektüre des Buches in Zeiten positivistischer Theorieferne eine große Lust und Freude: Denn wenn Jan Hinrichsens Schreiben von etwas zeugt, dann von der Lust am Diskurs, der Freude am Streitbaren, dem Verlangen, die Dinge offen zu halten, die Ambivalenzen hervorzukehren – anstatt dogmatisch zu schließen. Der französische Philosoph Montaigne sagte einmal „La bêtise (…) consiste à vouloir conclure" – und vor diesem weitsichtigen Hintergrund stellt das Buch von Jan Hinrichsen eine mehr als überfällige Kulturheoretisierung einer vor allem deskriptiven, sozialwissenschaftlich geprägten volkskundlichen Tradition dar.

Anne Dippel, Jena
https://doi.org/10.31244/zfvk/2021/02.17

Jens Wietschorke
Kirchenräume in Wien. Architektur in der Kulturanalyse. Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2019, 465 S., 42 Abb. (Ethnographie des Alltags, 4; zgl. Wien, Univ., Habil. 2015). ISBN 978-3-205-20730-6.

Kirchen in Europa überschreiten die Grenze zwischen dem Sakralen und Profanen. Sie werden nicht nur für Gottesdienste verwendet. Wenn sie groß und/oder künstlerisch bedeutend sind, werden sie wie Museen touristisch besichtigt und als Kulturerbe betrachtet. Sie können politische Räume werden, wenn sie Menschen gegen staatlicher Verordnung Asyl bieten. Kirchenarchitektur und -ausstattung widerspiegeln nicht nur Prozesse theologischen und kirchenhistorischen Wandels, sondern auch gesellschaftlichen Wandels. Daher eignen sich Kirchenräume für die Kulturanalyse, und Jens Wietschorke liefert in dieser wegweisenden Studie dafür die Grundlagen, indem er dafür Ansätze aus der Soziologie des Raumes, der Analyse materieller Kultur, medientheoretischen Überlegungen, der Religionsethnografie, der kulturwissenschaftlichen Emotionsforschung und der politischen Kulturgeschichte versammelt. Gegenstand seiner Untersuchung sind sowohl die Kirchenräume selbst als auch das, was darin passiert, geleitet von der These: Im Kirchenraum lesen wir die Gesellschaft. In den gestalteten Räumen christlicher Kirchen werden „bestimmte Modelle von Gesellschaft und sozialer Kohäsion repräsentiert, mythisiert und über räumlich gebundene Praktiken stabilisiert" (S. 11), womit zugleich die politische Dimension untersucht werden kann. Ganz besonders gut lasse sich in Kirchenräumen die Herstellung von und das Verhältnis zu

Autorität ablesen. „Diese autoritative Aufladung macht den Kirchenraum in besonderer Weise zum Forschungsfeld einer historisch-ethnographischen Machtanalyse" (S. 36). Religiöse Praktiken werden hier als soziale Praktiken untersucht, die „*in sich politisch*" sind (S. 130, Hervorhebung im Original).

Damit hat Wietschorke eine Studie vorgelegt, die Maßstäbe für künftige kulturwissenschaftliche Religionsforschung setzt. Indem er Kirchen mitten in der Stadt anschaut, erinnert er uns an die Beharrlichkeit und Präsenz nicht nur der architektonischen Struktur, sondern auch der Institution. Es kommen wieder Objekte in den Blick, die früher auch Gegenstand volkskundlicher Religionsforschung waren (Bilder, Devotionalien, Rituale, Bräuche), aber mit einer kritischen Analyse der darin gespeicherten und immer wieder in ihrer Nutzung aktualisierten Machtverhältnisse. So werden auch die menschlichen Körper als subjektiv-wahrnehmende und objektiv-expressive Gegenstände berücksichtigt und damit auch die Subjektivierungseffekte religiöser Praktiken. Er fragt: Welches (politisch-religiöse) Subjekt produziert der Kirchenraum? Sein Vorschlag eines an Bourdieu angelehnten praxistheoretischen Zugangs für die Analyse von Kirchenräumen und das darin verortete Handeln hat Vorteile. An vielen Beispielen zeigt er, wie dieser Zugang es möglich macht, Symbolsprache und affektive Anmutung, Aussagen und Handlungen zusammen in ihrer sozialen und politischen Situiertheit zu analysieren. Er zeigt auch, wie eine gelungene Kulturanalyse teilnehmende Beobachtung und Texte verschiedenster Provenienz zusammenführt – historische Berichte, literarische Beschreibungen, das eigene Feldtagebuch – und ohne systematisch geführte und ausgewertete Interviews auskommt; wie Bilder und Mobiliar, Geräusche und Gerüche Quellen einer praxiszentrierten Interpretation sein können. Schließlich macht die praxistheoretische Grundorientierung anschlussfähig für innovative Ansätze aus der Raum- und Architekturforschung (namentlich von Martina Löw und Heike Delitz), die hier gewinnbringend aufgegriffen werden. Auf diese Weise wird der Kirchenraum immer in Beziehung zu Menschen gesetzt. Er wird nicht lediglich als Container begriffen, in dem sich Menschen aufhalten; auch nicht vor allem als beschriebene und letztlich statische Fläche, die ‚gelesen' wird; sondern konsequent als Teil eines Prozesses, sogar (in vorsichtiger Annäherung an Latour) als Akteur der politischen Kulturgeschichte verstanden. Denn die Wirkung von Kirchenräumen, sowohl durch ihre symbolischen Repräsentationen in Bildern und Aufführungen als auch in ihren Atmosphären und Stimmungen, (re-)produziert soziale Ordnungen.

Die Studie ist in sechs Kapiteln mit einem Schlusswort gegliedert. Nach der Einleitung folgt ein historischer Überblick über das Verhältnis von Kirchenraum und Stadtraum im Rahmen der politischen Geschichte seit dem 17. Jahrhundert. Diese *tour d'horizon* umfasst Gegenreformation (Pietas Austriaca), Josephinismus (Staatskirchentum), politische Romantik (Ultramontanismus), Großstadtmission und ‚Notkirchen', politischen Katholizismus und Austrofaschismus, das Spannungsfeld Rot-Schwarz, Liturgische Bewegung und das 2. Vatikanische Konzil. Dass Wietschorke es schafft,

diesen großen Bogen mit enormer Sachkenntnis in ein kohärentes, wunderbar lesbares Narrativ zu packen, zeugt von seiner Begabung als Autor. Das Kapitel stellt die Makrogeschichte dar, mit der die Mikrogeschichten der folgenden Kapitel – vor allem der eingestreuten Untersuchungen der Räume und Raumnutzungspraktiken – verknüpft werden. Die drei folgenden Kapitel behandeln nacheinander Repräsentation, Erinnerung, Emotion: die drei zentralen Komponenten der umfassenden Raumanalyse, die Wietschorke entwirft.

Den Kirchenraum als Repräsentationsraum analysiert er ausgehend von der praxistheoretischen Idee der „strukturierten Struktur", in der das Tun symbolische Ordnungen immer wieder reproduziert und diese von Akteuren „performativ angeeignet und in subjektiven Sinn übersetzt werden. Medienraum und Handlungsraum sind nicht voneinander zu trennen" (S. 143). Praktiken des *spacing* (Löw), das sich wandelnde Arrangement zwischen Altar, Kanzel und Gemeinderaum situiert Wietschorke in den historischen Makroentwicklungen, aber er fragt auch, was solche Praktiken mit den Menschen ‚macht': ob die Gemeinde sich im Raum frei bewegt oder sitzt, ob die Geschlechter getrennt werden, wie die sozialen Klassen im Raume arrangiert werden – das ist nicht bloß Abbild des Sozialen, sondern stellt sie auch her. Gebaute Räume dürfen auch deshalb nicht als bloßen ‚Spiegel' der Gesellschaft gelesen werden, weil sie sich langsamer als die Gesellschaft wandeln. Architektur besitzt, wie der Habitus, eine gewisse Trägheit, wenn es um die Anpassung an neue Verhältnisse geht. Deshalb sind Kirchenräume, so Wietschorke, tendenziell konservativ. Mit diesem Verständnis „wird eine kritische Sichtweise auf sich fortschreibende Machtverhältnisse und soziale Hierarchien, auf hegemoniale Geschlechterordnungen und Exklusionsmechanismen sowie allgemein auf Strukturen sozialer Ungleichheit entwickelt" (S. 148). Aber es gilt zugleich, „die Potentiale historischen Wandels und historischer Brüche in den Blick" zu nehmen (ebd.), etwa die Umbrüche und konfliktgeladenen Aushandlungsprozesse um die Kirchenarchitektur nach dem 2. Vatikanischen Konzil und um die Frage des Kirchenasyls.

Das Kapitel zum Kirchenraum als Erinnerungsraum behandelt zum einen die politischen Mythen (sakralisierte Politik/politisierte Religion), die im Totengedenken und Personenkult in den Kirchen aufgeführt werden. Wieder wird eine auf Performativität ausgerichtete Analyse von Kirchenraumnutzung umgesetzt: die Analyse von Bildern (Kaiserfenster) wird mit der von Ritualen verbunden (Klopfzeremonie, Einweihungsfeste, Kranzniederlegungen). Zum anderen geht es um private, individuelle Erinnerungspraktiken, die in der Volkskunde unter dem Begriff „Promulgation" gruppiert werden – Kerzen anzünden, Votivgaben hinterlassen, Spenden entrichten, Einträge ins Besucherbuch tätigen – wobei auch hier enthaltene politische Dimensionen sowie die sozialen Differenzierungen, die beispielsweise auf Friedhöfen sichtbar werden, herausgearbeitet werden.

Den Höhepunkt der Studie erreicht man bei der dritten Komponente der Raumanalyse, den affektiven Qualitäten von Kirchenräumen. Zweifellos ist es diese Eigenschaft von Kirchenräumen, die ihren besonderen Charakter ausmacht: deren ‚Atmosphäre'. Hier wird das ‚Gefühl des Raumes' aber keineswegs als Mysterium oder eine Art Transzendenzerfahrung behandelt, wie das in der religionsphänomenologischen Tradition üblich war und – heute unter der Rubrik ‚Affekttheorie' – zum Teil noch ist. Wietschorke zeigt, was die praxistheoretisch informierte kulturwissenschaftliche Analyse von Atmosphäre und Gefühl leisten kann. Die Gefühle, die man in der Kirche hat, sind nicht rein privat, noch sind sie rein individualpsychologisch, sondern sie reproduzieren Muster, sind ebenso wie andere kulturelle Praktiken die performative Aktualisierung symbolischer Ordnungen. Somit liegen sie auf der gleichen analytischen Ebene wie die zuvor behandelten Bildprogramme, Rituale und Raumanordnungen. Wietschorke führt mit seinen Fallbeispielen vorbildhaft vor, wie Kirchenräume und die Gerüche, Klänge, Bewegungen darin sowie Aussagen darüber als Quelle für die Analyse von Emotionen als „Emotionshandeln" dienen können. Insbesondere wie „Musik als Sakralitätsmarker" fungiert (S. 320 ff.) wird hier ausbuchstabiert, etwa wie Klänge und Stille miteinander abwechseln, um bestimmte emotionale Effekte zu erzeugen, die Teil einer breiteren Emotionspraxis sind. Daher sind Konflikte über die Musikauswahl und der musikalische Stil in Kirchengemeinden nicht zu verachten, sondern gehen ins Zentrum der gelebten religiösen Praxis.

Im sechsten Kapitel werden diese drei Felder nicht zusammengeführt, sondern die Verbindung von Raum und Praktiken über die Ebene der ‚Materie' konsequent durchdekliniert. Das macht Wietschorke in Anlehnung an die im angloamerikanischen Raum unter der Rubrik ‚*material religion*' etablierte Forschungsrichtung der *religious studies* und hebt die diversen Perspektiven hervor, die dabei zu berücksichtigen sind. Zentral sind vor allem die Körperlichkeit des Menschen und die Begegnung von Menschen und Dingen im Raum. Diese Schwerpunktsetzung bedeutet die Umkehrung der konventionellen Sichtweise: Wir praktizieren nicht, weil wir glauben, sondern in der Praxis entsteht der Glaube. Diese kulturelle und soziale Praxis kann auch zwischen Säkularem und Religiösem hin- und herkippen: Kirche/Museum, Glaube/Tourismus. Ein praxistheoretischer Zugang vermag dem Changieren der Akteure zwischen diesen Modi gerecht zu werden, wie Wietschorke an Beispielen sehr schön zeigt.

Im Fazit stellt der Autor fest, dass der Kirchenraum ein Medium in verschiedener Hinsicht ist. Er ist ein Medium der Politik – von der großen öffentlichen Bühne bis hin zu der Mikrophysik der alltäglichen Verrichtungen in der Kirche. Zweitens ist er ein Medium für Aushandlungsprozesse in der Gesellschaft, im Ringen um Deutungshoheit. Und drittens ist er ein Medium für die großen gesellschaftlichen Transformationsprozesse, die sich in ihm ablesen lassen. Wenn man den Kirchenraum in dieser Weise als symbolisches Medium fokussiert, läuft man Gefahr, die affektive Wirkmächtigkeit des Kirchenraums auszublenden. Dieser Gefahr begegnet Wietschorke mit dem hier vorge-

schlagenen emotionspraxeologischen Zugang, dessen Potenzial vor allem im fünften Kapitel sichtbar wird. Hier stehen Raum und Körper miteinander in Beziehung, beide vor dem Hintergrund ihrer gesellschaftlichen Prägungen. Zum Schluss relativiert Wietschorke ein wenig die Aussagen, die als struktur- oder kulturdeterministisch ausgelegt werden könnten, und betont stärker das Transformationspotenzial der Praxis, die Möglichkeit widerständiger Praktiken.

Für eine ‚theorielastige' Habilitationsschrift ist Wietschorkes Studie reich an sensiblen Beobachtungen und evokativen Schilderungen. Es wurde mit gutem Bildmaterial nicht gegeizt, sodass man einige Beispiele auch visuell nachvollziehen kann. Dennoch wäre es ein Genuss, mit dem Buch unter dem Arm durch Wien zu laufen und die Kirchenräume mithilfe der darin enthaltenen, spannenden Einsichten nochmal neu anzuschauen. Es ist dieser Studie eine breite Rezeption zu wünschen, die der Religionsforschung im Fach ungemein bereichernde Impulse liefern kann und hoffentlich viele weitere, davon inspirierte Untersuchungen anderer religiös-politischer Räume anregen wird.

Monique Scheer, Tübingen
https://doi.org/10.31244/zfvk/2021/02.18

Joachim Baur (Hrsg.)
schnittpunkt. Das Museum der Zukunft. 43 Beiträge zur Diskussion über die Zukunft des Museums. Bielefeld: transcript 2020, 313 S. ISBN 978-3-8376-5270-3.

„Die beste Zukunft ist die, nie anzukommen" (S. 60), schreibt der Europäische Ethnologe Matthias Beitl. Das haben sich wohl auch die Herausgeber*innen gedacht, als sie sich entschieden, „Das Museum der Zukunft" neu zu beschreiben – 50 Jahre nachdem der Kunsthistoriker, Historiker und Museumsdirektor Gerhard Bott den Sammelband „Das Museum der Zukunft. 43 Beiträge zur Diskussion über die Zukunft des Museums" veröffentlichte.

Nun wagen die Herausgeber*innen einen erneuten Sammelband, der in wiederum 43 Textbeiträgen auf Englisch und Deutsch, künstlerischen Arbeiten und architektonischen Skizzen Überlegungen zum Museum der Zukunft anstellt. Dabei kommt eine diversere Autor*innenschaft zu Wort, und die Zukunft des Museums wird auch abseits eines eurozentristischen Blicks thematisiert.

Die Relevanz eines erneuten Sammelbandes zum Thema wird schnell deutlich, denn es gibt keinen Grund sich auszuruhen. Viele Diskurse, die bereits im ersten Band geführt wurden, das zeigt die Kuratorin *Susanne Wernsing*, sind immer noch präsent. Mehr als 50 Autor*innen widmen sich nun hier mal euphorisch, mal utopisch, mal bereits desillusioniert, kritisch, verärgert oder auch warnend der Zukunft des Museums.

Der Kurator und Kunsthistoriker *Iheanyi Onwuegbucha* stellt seine Idee eines inklusiveren Museums zwischen dem digitalen und dem analogen Raum vor. Er imaginiert ein afrikanisches Museum abseits lebloser Objekte in Vitrinen nach westlichem Vorbild.

Die Kunsthistorikerin *Claire Bishop* und die Autorin *Nikki Columbus* entwerfen eine Vision für das Museum of Modern Arts in New York, in der die Institution kritisch ihre eigene Geschichtsschreibung befragt, interne Strukturen und ihre Geldgeber*innen infrage stellt sowie eine Klima-Notfall-Strategie einführt. Man möge meinen, dass seien keine abwegigen Visionen, die vielleicht sogar an anderer Stelle schon gelebt werden.

Immer wieder wird beim Lesen der Beiträge deutlich, dass sie eigentlich oftmals mehr über das Museum der Gegenwart oder über jene Institutionen, aus denen heraus oder über die die Autor*innen schreiben, verraten. Daran schließt auch das Unbehagen der Künstlerin, Kulturwissenschaftlerin und Kunstvermittlerin *Carmen Mörsch* an, sich mit der Zukunft des Museums auseinandersetzen. Sie sieht darin die Gefahr einer Ausblendung aktueller Problemfelder, denen sich zu widmen das zentralere Anliegen wäre. „Don't get over it, if you are not over it", fordert die feministische Theoretikerin Sara Ahmed in einem Vortrag an der Universität Wien 2013. Eine Anregung, die auch im Nachdenken über das Museum der Zukunft wieder relevant wird.

Bereits anhand dieser wenigen Beispiele wird klar, dass es nicht eine, sondern viele Perspektiven auf zukünftige Museen gibt. Das verdeutlicht auch die Kuratorin *Angela Jannelli*. DAS Museum der Zukunft kann es nicht geben. Vielmehr geht es um DIE Museen der Zukunft. Die Museologin *Roswitha Muttenthaler* argumentiert, dass „je unumstößlicher versucht wird, Standards festzuschreiben (…), umso mehr Reflexion, wenn nicht Misstrauen und gegebenenfalls Widerständigkeit ist von Nöten" (S. 207). Das zeigen auch die aktuellen Diskussionen rund um die neue ICOM-Museumsdefinition sowie theoretische Ansätze, das Museum abseits einer westlichen Idee des Museums zu denken (N. Sternfeld, Das radikaldemokratische Museum, 2018, S. 85–94). Der Beitrag von der Bühnenbildnerin und Ausstellungsgestalterin *Martina Berger* ist ein wunderbarer Versuch, das Museum in Bewegung zu bringen. Ihr Modell eines musealen Flugobjekts, das sich an jedem Ort der Welt niederlassen kann, läuft in seinen gestalterischen Ansätzen aber leider doch wieder Gefahr, eine westliche Idee von der Art und Weise, wie Kunst ausgestellt und rezipiert werden kann, zu reproduzieren. Auch die Stadtsoziologin und Kulturgeographin *Friederike Landau* befragt die Institution Museum abseits ihrer vier Wände, ihrer Dauerhaftigkeit und Immobilität. In Anlehnung an Nora Sternfelds Konzept des Para-Museums entwirft sie „para-infrastructures", im Rahmen derer sie das Museum als Antrieb wahrnimmt, um neue Beziehungen, Praktiken und Orte des Museum-Machens hervorzubringen. Kritik an der Behäbigkeit des Museums übt auch der Kurator und Kulturanthropologe *Friedrich von Bose* und plädiert dafür, die Aufmerksamkeit weniger auf das Endprodukt Ausstellung zu legen und vielmehr die Entstehungsprozesse in den Blick zu nehmen.

Im Sinne eines finalen Überblicks trägt der Kurator *Joachim Baur* fragmentarisch Textstücke zusammen. Die Methode des bruchstückhaften Zusammentragens spiegelt sich auch im Aufbau der Publikation und in weiterer Folge in der Art und Weise, wie die Herausgeber*innen das Buch vorgestellt haben, wider. Es gibt keine Kapitel, die Beiträge sind unabhängig ihrer Inhalte alphabetisch nach den Nachnamen der Autor*innen geordnet. Dadurch ergibt sich ein Sammelsurium an unterschiedlichen Abhandlungen, die nicht nur das Museum der Zukunft denken, sondern vor allem auch Kritik an dem Museum der Gegenwart üben. Naheliegend war daher die Wahl einer dadaistischen Lesung bei der Buchpräsentation, bei der ganz zufällig und willkürlich Textausschnitte aneinandergereiht vorgetragen wurden. Eine intensive Auseinandersetzung mit der Publikation, so schlägt der Kunsthistoriker, Kurator und Museumsplaner Dieter Bogner in der anschließenden Diskussion vor, müsse jetzt passieren. Keine 50 Jahren sollten wieder vergehen, bevor erneut über die Zukunft des Museums nachgedacht wird. Es gibt keinen Grund, sich auszuruhen. Die beste Zukunft ist die, nie anzukommen.

Raffaela Sulzner, Stuttgart
https://doi.org/10.31244/zfvk/2021/02.19

Judith Nyfeler
Die Fabrikation von Kreativität. Organisation und Kommunikation in der Mode. Bielefeld: transcript 2019, 248 S., 3 s/w-Abb., 14 Farbabb. ISBN 978-3-8376-4992-5.

Vorliegendes Buch ist die veröffentlichte Dissertation aus dem Jahr 2018 von Judith Nyfeler, wissenschaftliche Assistentin am Soziologischen Seminar, die an der Universität Luzern entstand. Primär galt das Interesse dem Thema „Mode", und hier begann auch das Interesse der Rezensentin, die sich bisher mit traditioneller Kleidung und Erzählforschung beschäftigte. Nyfeler befragte ihr Thema „Mode" unter dem Aspekt von Kreativität bzw. Creative Industries und Kreativitätsforschung sowie dem breiten Spektrum der Organisationsforschung. So ergibt sich auch die Gliederung in acht Kapitel durch diese drei Aspekte und die für die Arbeit gewählte Methode der Feldforschung. Nachdem also das Forschungsdesign, die Feldstrukturierung der Creative Industries und die „Ansätze der Kreativitätsforschung" dargestellt sind, führt „Kreativität als Gegenstand der Organisationsforschung" die drei Bereiche erstmals zusammen. Danach folgen „Organisation der Modekreation", „Darstellungsformen der Mode" und in der Zusammenschau „Organisierte Kreativität in der Mode".

Zwei Modebetriebe in der Schweiz werden in der Feldforschung untersucht (S. 16, 26): zum einen eine bereits 1894 gegründete Firma mit 30 Mitarbeitenden; ein Familienmitglied ist Creative Director; man arbeitet im oberen Preissegment mit einem breiten Sortiment. Zum anderen die erst 1993 gegründete, über 10 Mitarbeitende verfügende Firma, deren Creative Director eine formale Ausbildung in Modedesign hat.

Hier wird die gesamte Stricktechnik selbst verantwortet, sie ist also ein Spezialist im mittleren Preissegment. Zum Forschungsdesign gehörten Interviews mit Leitfaden, Beobachtungsprotokolle nach einem Schema für Feldnotizen und Telefoninterviews. Schwerpunktmäßig interessierten Judith Nyfeler alltägliche Tätigkeiten der Kollektionshervorbringung im Unternehmen.

„Innovationen setzen Diffusion voraus (Rogers 2003), bergen ein vergleichsweise hohes Risiko des Scheiterns, sind schwer zu planen und nicht selten sind sie mit instrumentellen Ansprüchen verbunden – also versprechen eine Verbesserung –, während sich Kreativität schlicht und einfach vom Bekannten abheben und dieses erneuern soll" (S. 11–12). Diesen Kernsatz gegeben, fragt sich die Autorin, inwiefern Kreativität in der Modebranche stattfindet. Kreativität wird letztlich „als kollektiver, organisatorischer und institutioneller Sachverhalt rekonstruiert" (S. 196).

Zentrale Themen für Organisationsforschung im Bereich Mode sind routinierte Planung, Koordination und Verwaltung – Terminisierungsaspekte, „Formen der Netzwerkbildung, des Wettbewerbs und der kooperativen Zusammenarbeit sowie Legitimität, Sprache und Kommunikation". In ihrer Arbeit beschreibt die Autorin sie daher als kollektiv, durch Projekte organisiert und institutionell im Sinne von Werten und Grundüberzeugungen abgesichert. Es gehe bei Kreativität also nicht um einen ‚Geniestreich'. Diese Zusammenhänge seien bislang kaum von der organisationstheoretischen Kreativitätsforschung erfasst (S. 13–14). Hier leitete die Autorin die konkreten Forschungsfragen ab: „wie trotz standardisierter, serieller Herstellung von Neuerungen dennoch Kreativität reklamiert wird" (S. 14).

Da Designs meist zu neuen Kreationen kombiniert, modifiziert oder ergänzt werden, bedarf es keiner „radikalen Brüche", sondern „modischer Feinabstimmung", die durch Unternehmenskommunikation und „zeremonielle Aktivitäten konstitutiv und ‚kreativisierend' ihren Neuheitswert und individuelle Gestaltung hervorheben. Kreativität in der Mode entstehe also „höchst selten ‚ex nihilo'". Daraus leitet sich die These ab, dass „Kreativität eine Zuschreibung ist, die dann erfolgt, wenn soziale Akteure neue Kreationen kommunikativ als besonders ausweisen, trotz der Wiederholung und dem Befolgen bestimmter technologischer Bedingungen und Verfahren. Kreativität ist weder begründungspflichtig noch eine Rechtfertigungskategorie (beispielsweise für Ladenpreise)" (S. 15). Vielmehr bestünden „organisationale Formen lediglich für ‚Kreativitätszwecke'", etwa beim Kollektionsthema oder bei Projektkooperationen mit Künstlern und Models, Modeschauen oder Fotoshootings. Letztere folgen dem Zweck, die Kreativitätszuschreibung zu erneuern und aufrecht zu erhalten (S. 16).

„Kreativität" ist seit den 1950er Jahren Thema und Forschungsgegenstand und soll zu Problemlösungen der wissensbasierten Gesellschaften beitragen, indem problembasierte, heuristische Vorgehensweisen aus interaktiver Zusammenarbeit hervorgehen (Kapitel 4). Kreativität sucht bezüglich des Problemlösens nach Algorithmen oder Heuristiken: Das verlässliche, regelhafte Abarbeiten von Algorithmen soll die Ordnung auf-

rechterhalten und zum erwarteten Ziel führen. Aber das Anwenden regelmissachtender Heuristiken und das Erkunden komplett neuer kognitiver Pfade erfolge in der Absicht, die Ordnung zu unterbrechen und neue Lösungswege zu erkennen. Creative Industries „sind Experten der Sichtbarmachung" – heben sich ab von anderen Industrien „Kreativität wird zum Selbstzweck" (S. 77).

Kreativwirtschaft, ökonomisiert durch die Labour-Regierung ab 1998, sei auch in der Schweiz ein wachsender Wirtschaftsbereich, in dem die Designindustrie die quantitativ bedeutendste ist, zu dem der Modesektor mit Textil- und Modedesign oder Kostümbildung nicht gehört (S. 53). Allerdings stehen Mode und Kunst in engem Verhältnis, auch da es Studienrichtungen an den Kunsthochschulen gibt. Hier gibt es also Kreativitätserwartungen, die sich auch in befristeten Verträgen, unregelmäßigem und geringem Einkommen im Verhältnis zur beruflichen Qualifikation niederschlagen (S. 60).

Judith Nyfeler beschreibt für den Bereich „Mode" mehrdimensional die Beziehung von Kreativität, Routine, Organisation, Projektarrangements und Technologie, von Herstellern und Produzenten sowie von Planbarkeit, Termingeschäft und Neuerung. Standardisierte Produktions- und Entwicklungsverfahren gewähren Planbarkeit, Erfolg und notwendige Erträge auch für die Hersteller. Kreativität findet vor allem durch zeremonielle und sprachliche Aktionen statt. Sie ist ein Label, offensichtlich „sowohl sozial konstruiert wie auch zugeschrieben" (S. 213). Auf technologischer Ebene gibt es Einschränkungen, eher routineähnliche Verfahren und projektbasierte Koordinationsformen. „Kommunikative Kreativitätsaspekte" komplettieren Narrative, Shows und Storytelling. Es sind damit letztlich Neuheitsroutinen mit Inhalten aus Inspirationen, Mustern, Schnitten, Stoffqualitäten und „Kreativitätszeremonien verfremdet und durch Neuerungsnarrative aktualisiert" (S. 213). Die Autorin beschreibt schlussendlich die Aspekte Technologie und Kommunikation als zwei Regler, die jeweils auf marktwirtschaftliche oder institutionelle Bedürfnisse reagieren (S. 214). Konfektionshäuser werden über technologische Bedingungen geregelt und geringer kommunikativ ausgewiesen; Couture reklamiert eher über kommunikative Darstellungen und betrachtet technologische Notwendigkeiten als sekundär. Aufschlussreich sind die Dekonstruktionen des Kreativitätsmythos im Zusammenhang mit Mode – sie spielen sich auf unterschiedlichsten Ebenen ab: stets gebannt durch die unterschiedlichsten Aspekte der Produktion, des Verkaufs und Marketings. Die Autorin „demystifizierte" dies offenbar auch für sich selbst; erhielt sich aber ihre Faszination am Gegenstand Mode, wie sie am Schluss resümiert. Das ist erfreulich auch nach dieser theoriebetonten Arbeit.

Der Rezensentin als Volkskundlerin bzw. historisch und empirisch arbeitende Kulturwissenschaftlerin fehlen historische Ansätze, die Aspekte Tradition und Neuerung, um dann Kreativität zu bestimmen. Longue durée und milieuspezifische Überlegungen oder Einbeziehungen der Sekundärliteratur zur traditionellen Kleidungsforschung finden sich in vorliegender Studie nicht, sie werden allerdings benannt, wenn es um

die Modebranche als „Sonderfalls der Creative Industries“ geht, da sie traditionelle Handwerkstechniken und neue Technologien, Einzelanfertigung und Massenproduktion, Bereicherung kultureller Symbole und technisch-funktionalistische Bedingungen festschreibend benennt. Ein Entwurf ist dann sowohl Ausgangspunkt für eine Einzelanfertigung; der Prototyp als Produkt in der Haute Couture oder als Muster für die Produktion der Konfektion (S. 56–57). Dagegen erarbeitet die Soziologin die Unterschiede zwischen Kreativität und Innovation, die Einflüsse von Zeit, also dem Termingeschäft Mode, und Verbreitung einer Neuerung bzw. organisationale Strukturen.

Kathrin Pöge-Alder, Leipzig
https://doi.org/10.31244/zfvk/2021/02.20

Julia Burde
Die Begradigung der Taillenkontur in der Männermode. Bielefeld: transcript 2019, 234 S., 62 s/w-Abb. (zgl. Potsdam, Univ., Diss., 2018). ISBN 978-3-8376-4940-6.

Mode wird irrtümlicherweise immer noch häufig mit weiblichen Attributen belegt. Eine Zuschreibung, die sich unter anderem aus den um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert entstandenen Modetheorien von Georg Simmel und Thorstein Veblen ableiten lässt. Der Frau als sozial schwächer gestelltes Wesen wurde ein höheres Bedürfnis an Mode attestiert, oder sie sollte mittels Kleidung das Vermögen des Mannes zur Schau stellen. Die Theorien entstanden zu einem Zeitpunkt, als sich der uniforme Anzug als gängiges Kleidungsstück des Mannes etabliert hatte. Er gilt heute als Signum der Moderne und als Symbol von Macht.

Im wissenschaftlichen Kanon hat sich dies insofern fortgeschrieben, als dass bei der Erforschung von Mode meist das Feld der variantenreicheren Damenmode im Fokus des Erkenntnisinteresses steht. Anders verhält es sich bei der vorliegenden Publikation, die zugleich die Dissertationsschrift der Kostümbildnerin und Modehistorikerin Julia Burde ist. Sie nimmt den bisher wenig beachteten Bereich der Männertaille zwischen 1780 und 1870 in den Blick. Mit dem vorgestellten Zeitraum wird der Wandel in der Männermode von der ehemals sichelförmigen Kontur über die schmale bis hin zur heute noch gültigen begradigten Männertaille aufgezeigt. Die Autorin geht der Frage nach, wie sich diese Änderungen im Schnittmuster und in Modebildern der Zeit äußerten; damit gehen Erörterungen zu den Motiven des Schneidergewerbes einher. Den Praktiken und Perspektiven der Maßschneiderei wird in sechs Kapiteln, z. T. kleinteiligen, dem Inhaltsverzeichnis nicht zu entnehmenden Unterkapiteln, nachgegangen.

Die Einleitung bietet eine thematische, theoretische und methodische Hinführung zum Untersuchungsgegenstand. Dem von Gertrud Lehnert entwickelten Konzept des Modekörpers folgend, versteht Burde die Taille als eine konstruierte Mitte, die durch Bekleidung erzeugt wird und demnach nicht der physischen Taille entsprechen

muss. Davon ausgehend werden im zweiten Kapitel verschiedene Konzepte, wie die männliche Taille zu unterschiedlichen Zeiten modelliert wurde, benannt und ihre Effekte auf die Männermode beschrieben.

Wie die die Taille modellierenden Kleidungsstücke dank Zuschnitt und Konstruktion von textilem Gewebe entstehen konnten, zeigt die Autorin in dem sich anschließenden Kapitel auf. Damit einher gehen komplexe technische Beschreibungen der Entwicklungen des Maßnehmens, des Zuschnitts und verschiedener Techniken wie Abnäher und Teilungsnähte, die eine Konturierung des Körpers ermöglichen. Dank der den Text begleitenden Bilder werden die manchmal mühselig zu lesenden Ausführungen besser verständlich.

Wurde in den bisherigen Kapiteln die Modellierung der männlichen Taille unter Einbeziehung der verschiedenen Techniken dargestellt, wird in den beiden abschließenden thematischen Kapiteln der Diskurs der Fachmagazine des Herrenschneidergewerbes sowie die Wirkung der sich immer weiter etablierenden Konfektion auf die Begradigung der Taille analysiert. Die Autorin verdeutlicht, wie die Maßschneider Fachzeitschriften als Sprachrohr für ihren Berufsstand nutzten und welchen Einfluss sie auf das aktuelle Modegeschehen nahmen. Den Erfolg der Konfektionsindustrie konnte das Schneidergewerbe durch die Modeberichterstattung dennoch nicht aufhalten. Die Kleidung von der Stange mit ihren simplen und körperfernen Schnitten in Standardgrößen läutete vielmehr den Siegeszug des Sakkos und damit einhergehend der begradigten Silhouette des Mannes ein.

Bisherige Forschungen fokussieren verschiedene Männerstile oder spüren den Konsumpraktiken von Männern nach. Die vorgestellte Publikation konzentriert sich dagegen auf den Wandel der Männermodetaille, der zentrale Auswirkungen auf die Männermode hatte. Sie bietet dank des Quellenmaterials einen positiven Nebeneffekt: die Vorstellung der drei konkurrierenden und zugleich miteinander vernetzten Schneidersysteme von England, Frankreich und Deutschland. Durch die bisher selten gewählte Perspektive, aus der Praktik der zeitgenössischen Schneiderei, wird die Untersuchung umso interessanter.

Marie Helbing, Stuttgart
https://doi.org/10.31244/zfvk/2021/02.21

Julian Hörner
„Die klassische Kur stirbt." Zum Wandel medikaler Strukturen im Rottaler Bäderdreieck heute. Würzburg: Königshausen & Neumann 2018, 232 S., Ill. (Kulturtransfer, 10; zgl. München, Univ., Diss., 2018). ISBN 978-3-8260-6514-9.

Die von Konrad Köstlin beim halleschen Volkskunde-Kongress prominent platzierte Formel von der Volkskunde als Todansager findet in der von Julian Hörner vorgeleg-

ten Dissertation über den Wandel medikaler Strukturen im Rottaler Bäderdreieck eine weitere Bestätigung: Es geht um den klassischen Kurbetrieb in der Gegenwart, der, wie die vorliegende Untersuchung am Beispiel der drei Bäderorte Füssing, Birnbach und Griesbach im äußersten Südosten Bayerns aufzuzeigen vermag, dem Untergang geweiht ist. Das wenig ansehnliche Umschlagbild des Bandes unterstreicht dieses Ergebnis nachdrücklich.

Beim Lesen der Studie musste ich wiederholt an eine Gemeindestudie mit Münsteraner Studierenden in den Jahren 1989/90 denken, die wir in Alhausen durchführten, einem Stadtteil von Bad Driburg in Ostwestfalen. Eindringlich offenbarte mir seinerzeit eine Gewährsperson im Gespräch ihre großen Sorgen wegen der beschlossenen Kostendämpfungsmaßnahmen im Gesundheitswesen, die sie und ihren Mann wie auch viele andere in der Region betreffen würden, da sie alle im Kurbetrieb beschäftigt seien. Damals vermochte ich diese Aussagen noch gar nicht richtig einzuordnen, aber es war ohnehin erst der Anfang einer dramatischen Entwicklung, die in den 1990er Jahren akzelerierte und deren bisherigen Folgen in der Untersuchung von Julian Hörner anschaulich nachgezeichnet werden. Sein Buch teilt sich grob in zwei Teile. In der ersten Hälfte erfolgt die Hinführung zum Thema, bei der auch die theoretischen und methodischen Grundlagen vorgestellt werden. Nach meinem Geschmack ist dieser Teil des Buches viel zu ausführlich geraten. Wer sich etwas im Thema auskennt, erfährt auf diesen Seiten der Darstellung wenig Neues, und manches erscheint mir auch für das Verständnis des weiteren Gangs der Argumentation entbehrlich zu sein. Ganz anders sieht es dagegen mit dem zweiten, kürzeren Teil der Arbeit aus, der eine konzise Beschreibung der gegenwärtigen Situation im Rottaler Bäderdreieck liefert. Im Wesentlichen fußt die vorgelegte Darstellung auf qualitativen Daten, die bei Interviews „mit 30 Akteuren im Kurwesen" (S. 100) gesammelt wurden. Hinzu treten Feldnotizen, Wahrnehmungsspaziergänge, Werbebroschüren, Kurzeitungen, Gastgeberverzeichnisse und statistische Daten aus weiteren Erhebungen wie den Gästebefragungen des Centrums für marktorientierte Tourismusforschung, die es nicht zuletzt ermöglichen, Aussagen über die beforschte Region im Vergleich zu anderen zu treffen. Solche Gegenüberstellungen sind nicht ganz unwichtig, denn sie zeigen, dass sich das Kurwesen im Rottaler Bäderdreieck immer noch in einer besseren Situation als in den anderen bundesdeutschen Kurorten befindet, die nach Einschätzung eines befragten Badearztes „schon noch zwei Schritte weiter als hier im Ort" (S. 40) sind. Gemeint ist an dieser Stelle wohl die krisenhafte Zuspitzung der Lage und nicht deren Entschärfung.

Die Ursachen dieser Entwicklung sind vielschichtig und nicht allein die Folge der vergangenen Gesundheitsreformen, wie man kurzsichtig meinen könnte. Im Aufzeigen der unterschiedlichen Tendenzen, die den skizzierten Entwicklungsprozess begleitet, befördert und beschleunigt haben, lässt sich der besondere Wert der vorgelegten Arbeit erkennen. Es sind eben nicht nur die „bösen" Gesundheitspolitiker*innen, die den Versicherten die Inanspruchnahme von Kurleistungen zusammengestrichen und

damit den Untergang der klassischen Kur zu verantworten haben, sondern dafür lassen sich durchaus noch weitere Einflussfaktoren benennen. Hörner kommt in diesem Zusammenhang etwa auf den gewandelten Gesundheitsmarkt mit der „Penetration der Medizin durch die Konsumkultur" (S. 197) zu sprechen, auf die Verbreitung und Annahme alternativer bzw. komplementärer Heilverfahren sowie auf eine Klientel, die sich in den letzten Jahrzehnten demographisch erheblich verändert hat und die sich statt langer Kuraufenthalte kurze Auszeiten mit attraktiven Wellnessangeboten wünscht. Es ist ein vielstimmiges Bild, das in dieser Abhandlung entworfen wird und in dem die Aussagen von Angestellten der Kurverwaltung, Hoteliers, Therapeuten, Klinikleitern und Badeärzten enthalten sind (vgl. S. 105). Was fehlt, sind die Meinungen der Gäste selbst, die bei den Befragungen ausgeklammert wurden und deren Sichtweisen daher als Ausgangspunkt für zukünftige Forschungen benannt werden (vgl. S. 210 f.). Das ist etwas schade, bleibt aber im Rahmen einer Dissertation verständlich, die schließlich in einem überschaubaren zeitlichen Rahmen von einer Einzelperson alleine fertigzustellen ist.

Michael Simon, Mainz
https://doi.org/10.31244/zfvk/2021/02.22

Karina Kellner
Fan-Sein als alltägliche und kulturelle Aneignungspraxis. Faszination – Motivation – Rezeption. Münster/New York: Waxmann 2020, 333 S. (Studien zur Volkskunde in Thüringen, 9). ISBN 978-3-8309-4097-5.

In ihrer Dissertation beschäftigt sich Karina Kellner mit Aneignungspraktiken des Fan-Seins. Ihre Untersuchung stützt sich auf 19 narrative Interviews, über die sie die verschiedenen alltäglichen Formen dieser Praktiken aufzeigt. Die von ihr befragten Personen sind Fans von unterschiedlichen Musikgruppen wie den Kastelruther Spatzen, Queen oder Tokio Hotel. Neben Musikgruppen werden außerdem weitere Bezugsgrößen für das Fan-Sein wie Mangas oder die Bücher der Harry-Potter-Reihe inkludiert. Auf diese Weise lenkt Kellner den Fokus auf verschiedene Fanobjekte, wodurch es ihr gelingt, Aneignungspraktiken aus mehreren Kontexten zu beschreiben. Ihre Arbeit profitiert davon, dass ihr Sample nicht altershomogen ist und somit neben Deutungen von Jugendlichen auch solche von berufstätigen Erwachsenen und Renter*innen in die Analyse eingehen. Bevor die Interviews im Mittelpunkt der Lektüre stehen, erläutert Kellner den tragenden Begriff des Fans und verknüpft diesen mit Ausführungen zu Identität und Heimat. So schafft sie eine instruktive Grundlage für ihre anschließende Analyse.

Die Interviews sind das Herzstück der Arbeit und geben Aufschluss über die spezifischen Positionierungen der Fans zu ihren Fanobjekten. Die Bezugnahme auf die Interviews erfolgt nach acht Kategorien: Fan-Werdung, Informieren, Kommunizieren, Sam-

meln, Kreativ-Sein, Erleben, Fan-Star-Beziehungen und das Ende der Fanleidenschaft. Diese werden im Verlauf weiter untergliedert und erhalten somit mehr analytische Tiefe. Über die Ausführungen in den Kategorien erschließen sich die titelgebenden Aneignungspraktiken. So berichten die Fans davon, wie sie sich Tanzstile von den Sängern ihrer Lieblingsband abschauen oder wie sie sich an den Kleidungsstilen von Musikgruppen orientieren. Kellner vermittelt über die Aussagen ihrer Gesprächspartner*innen die Bedeutungen, die aus Fan-Beziehungen für Lebenswelten erwachsen können. Die hierbei sichtbar werdenden Intensitäten dieser Beziehungen, die sich in den Anstrengungen, den zeitlichen und finanziellen Investitionen der Fans zeigen, werden so in ihrer affektiven Tragweite für die Subjekte nachvollziehbar. Aus den Interviews wird erkenntlich, dass das Fan-Sein eng verbunden ist mit dem Zeigen und Vermitteln des eigenen Fan-Wissens. Die Intentionen der Fans, ihre Interpretationen des eigenen Handelns, aber auch die Abgrenzung zu anderen Fans geben Aufschluss darüber, dass Fans nicht zwangsläufig homogene Gruppen sind.

Mitunter wären ausführlichere Zitate der Beforschten wünschenswert gewesen, um sie noch mehr zur Sprache kommen zu lassen, denn ihre Ausführungen sind besonders interessant zu lesen. Auch paraphrasiert Kellner die Interviewpassagen an einigen Stellen mehr als sie zu interpretieren, obgleich ihr empirisches Material dazu genug Ansatzpunkte bieten würde. Insgesamt aber gelingt es ihr, die Facetten des Fan-Seins über die unterschiedlichen Kategorien, die sie aus den Interviews erarbeitet hat, dicht zu beschreiben und somit ein differenziertes Bild von Fans und ihren Praktiken zu zeichnen.

Peter Hinrichs, Kiel
https://doi.org/10.31244/zfvk/2021/02.23

Christian Kassung
Fleisch. Die Geschichte einer Industrialisierung. Paderborn: Ferdinand Schöningh 2020, 256 S. ISBN 978-3-506-70446-7.

Um die kulturwissenschaftliche Nahrungsforschung, die seit den bahnbrechenden Arbeiten Günter Wiegelmanns nach 1970 eine markante Thematisierungskonjunktur erfahren hatte, ist es in letzter Zeit stiller geworden, insbesondere, was die historische Perspektive anbetrifft. Dabei hat der Wirtschaftshistoriker Uwe Spiekermann jüngst gezeigt (Künstliche Kost. Ernährung in Deutschland, 1840 bis heute, 2018), wie gut sich der Blick auf die Ernährungsgeschichte eignet, gesellschaftliche Prozesse nachzuzeichnen und damit auch neue Perspektiven auf die Gegenwart zu werfen. Der Berliner Kulturwissenschaftler Christian Kassung knüpft hier in gewisser Weise an; jedoch geht es ihm weniger um Faktenhuberei oder das Aufdecken technisch-ökonomischer Produktionsabläufe, sondern um neue Perspektiven auf jenes Lebensmittel, das wie

kein anderes die Scharnierfunktion der Jahre um 1900 symbolisiert. Dabei schreckt der Autor nicht vor schwerem terminologischen Geschütz zurück: Die massenhafte Verfügbarkeit von Fleisch sei Voraussetzung der Industrialisierung und der Schlachthof sei sogar „Antrieb und Motor der Industrialisierung" (S. 18) gewesen. Um diese These zu verifizieren, rekonstruiert Kassung „die Umstände, unter denen Fleisch zum hoch mobilen und maximal transformierbaren Brennstoff der modernen Gesellschaft" mit seiner „Normalisierung des Fleischessens" wurde (S. X). Zwar erweckt die Studie den Anschein, breit angelegt zu sein. Doch gleich zu Beginn argumentiert der Autor, auf Berlin zu fokussieren – was gerechtfertigt ist, denn Berlin war die erste und einzige echte deutsche Metropole und zudem industrieller als andere europäische Hauptstädte: Berlin um 1900 – gewissermaßen als Brennglas der Epoche.

Von großer Expertise zeugt das Buch zweifellos; allerdings hätte diese auch in die einleitenden Vorbemerkungen einfließen dürfen, die sehr knapp ausfallen und den Forschungsstand oder disziplinäre konzeptionelle Zugänge eher kursorisch behandeln. Im Weiteren gliedert sich das Buch dann in zwölf Abschnitte, wobei die innovative, aber ungewohnte Perspektive auf das Fleisch fokussiert und nicht auf die verzehrenden Menschen, innerhalb dieser Struktur aber dem modernen „farm to fork"-Paradigma folgt; wir haben es mit einer Art historischen Ethnographie jenes Tiers zu tun, das damals dem Höhepunkt seiner Karriere zustrebte: dem Schwein. In aspekthaften Schlaglichtern, eher literarisch als wissenschaftlich geschrieben, geht es um den Mythos Fleisch, das Schwein, die große Rolle der Verkehrsinfrastruktur und insbesondere der Eisenbahn, die bauliche Gestaltung der Schlachthöfe, Hygieneaspekte, das Schlachthauspersonal (hier despektierlich „Totschläger" genannt), die Marktstrukturen und schließlich den Verzehr; den Herd, die Darreichungsformen (das entsprechende Kapitel ist mit „Konserve" überschrieben, hätte aber eher den Namen „Wurst" verdient), schließlich die Gastronomie, den Sonntagsbraten und am Ende den Abfall. Statt einer abschließenden Erkenntnislese wird dann ein knapper Epilog serviert – mit dem sich aber gut leben lässt, denn die Lektüre ist vor allem für jene, die sich bereits mit der Materie befasst haben, inspirierend. Neue Perspektiven und ein unvoreingenommener Blick auf historisch-kulturelle Realitäten sind heute eher Mangelware. Der Autor tut uns nicht den Gefallen zu offenbaren, ob er denn nun für oder gegen Fleisch ist – er betrachtet Herstellung und Konsum als kulturelle Tatsache. Freilich setzt die Lektüre des schön bebilderten, aber nur gut 250 Textseiten umfassenden Buches auch Vorkenntnisse voraus; wer sich mit der Materie und in der Zeit auskennt, profitiert stark, während das Werk für Anfänger schwerlich taugt. Zudem ist zwar viel Literatur eingeflossen, aber diese wird nicht durchgängig rezipiert. Auch in den historischen Bezügen bleibt die Studie gelegentlich unscharf. So ließe sich anmerken, dass es vor allem im frühen und im späten Mittelalter durchaus hohen Fleischverbrauch gab, dass die Konserve sich im Kaiserreich kaum durchsetzen konnte, weil sie faktisch Luxusprodukt war, und dass die Geschichte von Frühindustrialisierung und Pauperismus zeigt, dass es auch eine

schnelle Industrialisierung bei gleichzeitig niedrigem Fleischverbrauch gab. Wichtig ist aber, dass Fleisch und Wurst zu Chiffren des modern-urban-industriellen Lebensstils wurden – Fleischkonsum war eben nicht eine Imitation bürgerlicher Praxen, sondern er wurde zum Kern der Alltagsernährung. Fleisch war wertig, aber Fleisch war auch deshalb so erfolgreich, weil es, amerikanischen Vorbildern folgend, in seinem Produktionsprozess durchrationalisiert war und weil Fleischprodukte hervorragend zum neuen Rhythmus urbanen Lebens passten: zeitsparend im Haushalt zuzubereiten, und im Gasthaus oder aber draußen – gewissermaßen „to go" – schnell und effizient zu verzehren. Damit gelingt der Nachweis, dass das Kaiserreich eine ganz eigene Variante der Demokratisierung schuf, nämlich die des Fleischkonsums. Womit Christian Kassung seine These dann doch belegt.

Gunther Hirschfelder, Regensburg
https://doi.org/10.31244/zfvk/2021/02.24

Manuel Trummer/Anja Decker (Hrsg.)
Das Ländliche als kulturelle Kategorie. Aktuelle kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Stadt-Land-Beziehungen. Bielefeld: transcript 2020, 328 S, s/w-Abb.
ISBN 978-3-8376-4990-1.

Statt von Landflucht ist neuerdings von Stadtflucht die Rede. Auch hier gibt die Pandemie einer Entwicklung Aufschwung, die sich schon einige Jahre abgezeichnet hat: Infrastrukturell angebundene ländliche Regionen bieten scheinbar eher die Möglichkeit, ein gutes Leben zu gestalten, als die Stadt. Ländlichkeit ist dabei kein Faktum, sondern vielmehr Imaginations- und Projektionsfläche. Sie konkretisiert sich in kulturellen Praktiken stets in Widerspruch und Wechselbeziehung zur Urbanität. Die kritische Auseinandersetzung mit den Imaginationen und Narrativen des Ländlichen verbindet die Beiträge im vorliegenden Band. Sie werden einerseits beschrieben und analysiert und andererseits durch den ethnografischen Blick auf Akteure und Praktiken in ländlichen Räumen konterkariert.

Die Beiträge ergeben in ihrer Vielfältigkeit eine Art Kaleidoskop des Ländlichen. Damit leistet der Band, wie *Silke Göttsch-Elten* es in ihrem Abschlusskommentar zusammenfasst, „eine erste Vermessung des neu konzipierten Forschungsfeldes mit großer Bandbreite thematischer, methodologischer und theoretischer Zugänge" (S. 321). Es war sicher nicht einfach, diese Bandbreite an Texten bzw. Vorträgen zu strukturieren, die zur zugrunde liegenden ersten Tagung „Stadt-Land-Schluss. Das Ländliche als Erkenntnisrahmen für Kulturanalysen" (September 2018) der neu gegründeten dgv- Kommission „Kulturanalyse des Ländlichen" eingereicht wurden. Den beiden Herausgeber*innen Anja Decker und Manuel Trummer kommt das Verdienst zu, diese Vielfalt in drei Leitkapiteln geordnet zu haben.

Die Beiträge im ersten Kapitel „Konzeptionen und Imaginationen des Ländlichen" räumen mit verengten Perspektivierungen des Ländlichen auf, wie beispielsweise *Brigitta Schmidt-Lauber* und *Georg Wolfmayr*, die sich mit ihrem Konzept der „rurbanen Assemblage" gegen eine Dichotomisierung von ländlichen und städtischen Räumen wenden. Sie entwickelten dieses Konzept aus einem Forschungsprojekt zu „Mittelstädtischen Urbanitäten" (S. 23). Durch ihre reichhaltige empirische Unterfütterung bestechen die Beiträge des Bandes insgesamt. Sie gehen der Produktion und Konstruktion von Ländlichkeit durch EU-Politiken (*Oliver Müller*) und durch volkskundliche Wissenschaft (*Oliwia Murawska*), Selbst- und Fremdbildern (*Lauri Turpeinen*) sowie medial erzeugten Klischees (*Lena Möller*) und deren Wirkungen überzeugend auf den Grund. Übertragbar sind hier beispielsweise das Konzept der „Mobilisierung des Dörflichen" durch die Rekonstruktion als „ursprünglich" klassifizierter Naturräume (Müller 57 f.) oder die Reflexion zur „Gestimmtheit" wissenschaftlicher Beschäftigung mit Landschaften (Murawska).

Von den nicht selten idyllisch anmutenden Imaginationen des Ländlichen lässt der Sammelband die Vorstellungen der Lesenden harsch in die Realität der landwirtschaftlich geprägten Arbeits- und Wissensräume kippen. Fast alle Beiträge des zweiten Kapitels zu „Ressourcen und Teilhabe in ländlichen Settings" folgen landwirtschaftlichen Akteuren und deren alltäglichen Praktiken im Zusammenhang mit Saisonarbeit (*Judith Schmidt*), Energieproduktion (*Franziska Sperling*), Smart Farming (*Daniel Best*), Stallbauprotesten (*Barbara Wittmann*) und Solidarischer Landwirtschaft (*Lars Winterberg*). Aus der Reihe fällt hier der Beitrag von *Sigrid Kroismayr*, die die Schließung von Schulen in kleinen Landgemeinden überzeugend mit Marcel Mauss' Gabentheorie erklärt. Dieses Ungleichgewicht belegt, dass die Arbeits- und Lebenswelt von Landwirt*innen im Fach wieder in den Fokus gerückt ist. Die hier vorgelegten Untersuchungen grenzen sich aber dezidiert ab von „kulturgeschichtlicher Gemeindeforschung" (Sperling, S. 147) oder Traditionssuche. Sie widmen sich aktuellen Fragen der Lebensmittelproduktion im Zusammenhang mit globalen Ökonomien und Technik, die in Vorstellungen von Nachhaltigkeit, Moral und gesellschaftlicher Verantwortung eingebettet sind. Der angehängt wirkende Beitrag von Kroismayr verweist darauf, dass neben der Landwirtschaft natürlich noch unzählige andere Felder im Umgang mit Ressourcen und Wissen in ländlichen Räumen zu beackern wären.

Der letzte Teil des Bandes erweitert insofern das Blickfeld auf Kulturschaffende bzw. Kulturwissenschaftler*innen als (vermittelnde) Gestalter*innen ländlicher Räume. Die Beiträge im Kapitel „Akademische Praxen des doing rural" stellen Ergebnisse von Lehrforschungsprojekten (*Valeska Flor/Andrea Graf*) vor, berichten von der Inszenierung und Geschichte von Kulturorten wie einer Landdisco (*Eike Lossin*) und einer Gärtnerei (*Carsten Sobik*) in Freilichtmuseen, reflektieren die Rolle wissenschaftlicher Arbeit an Dorfchroniken (*Christine Aka*) und beleuchten die Bewegung des gemeinschaftlichen Gärtnerns zwischen ländlichen und städtischen Räumen (*Elisabeth Meyer-*

Renschhausen). Der hier zuletzt genannte Beitrag steht leider im Sammelband nicht am Schluss, hätte er doch den Kreis zur rurbanen Assemblage schön geschlossen.

Nach dieser beeindruckenden Leistungsschau der Kulturanalyse des Ländlichen heißt es für die Zukunft, die Kommissionstagungen inhaltlich stärker zu fokussieren (wie in den Folgetagungen, beispielsweise in Würzburg und in Bonn bereits geschehen), um künftig enger formulierte Fragestellungen zu bearbeiten und dadurch noch klarere konzeptionelle Leitlinien für die Erforschung rurbaner Assemblagen in ihrer kulturhistorischen Prägung vorlegen zu können.

Karin Bürkert, Tübingen
https://doi.org/10.31244/zfvk/2021/02.25

Michaela Haibl/Gudrun M. König
Mode.Land. Ein Textilfabrikant fotografiert 1900–1925, Münster/New York: Waxmann 2020, 192 S., zahlr. Abb. ISBN 978-3-8309-4185-9, E-Book-ISBN 978-3-8309-9185-4.

Der Sammelband „Mode.Land" ist Ergebnis eines dreisemestrigen Studienprojekts des Masterstudiengangs Kulturanalyse und Kulturvermittlung der Technischen Universität Dortmund (Anm. S. 29). Ursprünglich sollten die Ergebnisse 2020 als Ausstellung präsentiert werden, wurden coronabedingt nun in schriftlicher Form festgehalten (S. 190). Quellengrundlage waren Digitalisate von fast 400 Glasplattennegativen (im Format 9 x 12 cm) von Carl Bauer (1873–1963), einem ehemaligen Textilfabrikanten aus dem westfälischen und ländlich geprägten Laer, Kreis Steinfurt. Die Information, dass es sich bei Glasplatten um eine sehr frühe Form der Fotografie vor dem Zelluloid-Film handelt, wobei Bilder auf Glas- oder Metallplatten, die mit einer lichtempfindlichen Emulsion beschichtet waren, aufgenommen wurden, bleibt den Lesenden vorenthalten. Die „Besonderheit des Fotobestandes" sei „die Dichte des Materials über einen relativ kurzen historischen Zeitraum und die Möglichkeit familiärer Zuordnung" (S. 29), anhand derer – so der Anspruch des Buches – „Kleidungsmode als Signatur der Moderne" analysiert werden sollte (S. 7).

Der Sammelband enthält insgesamt acht Beiträge; fünf von den Teilnehmenden der Projektgruppe nebst einer Gastautorin, die von den Aufsätzen einer der jeweiligen Projektleiterinnen und Herausgeberinnen gerahmt werden. Da die Familienmitglieder die Hauptprotagonisten des Quellenbestandes sind und daher in unterschiedlichen Kontexten genannt werden, wäre die bildliche Zuordnung zu den Lebensdaten (S. 190) für den Lesenden hilfreich gewesen.

In der Einleitung, die gleichzeitig ein eigenständiges Kapitel ist, wird nicht klar, an welches Zielpublikum sich die Publikation richtet. Sie beinhaltet viele Fach-Informationen zur Privatfotografie, lässt jedoch – was vielleicht auch dem publikumswirksamen Trend- und Schlagwort „Mode" geschuldet ist –, die Begrifflichkeiten Kleidung und Mode verschwimmen (S. 7, S. 26 f.). Dabei ist es eigentlich gerade die über einen relativ langen

Zeitraum real getragene Kleidung, die das Quellenkonvolut so spannend und einzigartig macht, denn sie ist, wegen fehlender Quellen, stark unterrepräsentiert in der Forschung.

Die folgenden Beiträge sind thematische Zugänge zu den Fotografien, die aus der Sichtung und Auswertung des Quellenbestands entwickelt wurden: *Jasmin Assadsolimani* zeigt, dass die Silhouetten der drei Zeitschnitte 1900, 1910 und 1920 der jeweils vorherrschenden Modelinie entsprachen. *Xianoying Xu* befasst sich mit „der Frage, inwiefern [der Matrosenanzug] eine nationale Haltung zum Ausdruck brachte und ob er um 1900 im ländlichen und dörflichen Bereich als Form bürgerlicher Inszenierung verstanden werden kann" (S. 51). *Heike Fischer* untersucht die „Hüte" der Frauen und Männer unter dem Aspekt der Geschlechterdifferenz. *Pia Schepers* legt den Fokus auf die Schürze, die sie „im Hinblick auf die multiplen Bedeutungsdimensionen […] bezüglich des Trageanlasses, der Geschlechterhierarchie sowie der Klassendifferenz untersucht" (S. 101). *Anna Katharina Behrend* analysiert das elastische Material der gestrickten Oberbekleidung. *Catharina Feddersen* untersucht auf etwa 60 Bildern die Heimtextilien wie Tischdecken als „Indizien des Wandels" (S. 141). *Michaela Haibl* beschließt den Sammelband mit den Erscheinungs- und Trageformen von Schmuck" (S. 161).

Die unterschiedlichen Beiträge zeigen – gerade durch den Wiederaufgriff desselben Bildes, teilweise auch nur im Ausschnitt (vgl. z. B. S. 82) – die Themenvielfalt, die eine einzige Fotografie eröffnen kann. Die Publikation verweist sowohl auf die Möglichkeiten als auch die Grenzen der Fotografie als vestimentäre Quelle, sodass die gezeigte Kleidung oder Accessoires mithilfe von Abbildungen aus zeitgenössischen Zeitschriften und Zeitungen illustriert werden. Die Beiträge sind insgesamt stark unterschiedlich in ihrer Qualität, sodass gerade in den ersten Aufsätzen die Bildquellen noch tiefgreifender hätten ausgewertet werden können, z. B. durch die „vestimentäre Ikonographie und Ikonologie" (Vgl. K. Mann: „Stark und Soft". Mode, Medien und Geschlecht am Beispiel der Modefotografie in Vogue, in: Kulturanthropologie des Textilen, hrsg. von Gabriele Mentges, Bamberg 2005, S. 407–427).

Vor allem hätte im gewählten Zeitschnitt 1900–1925 der historische Kontext stärker berücksichtigt werden müssen. So hätte beispielsweise der Hinweis auf den Ersten Weltkrieg (1914–1918) erklärt, warum „Unteroffizier. Bauer" am 31.07.1917 im Heimaturlaub von der Front auf dem Sofa liegend Zeitung liest (S. 20, 24), einen weiteren Aspekt zu den zwei Fotografien der beiden Hausmädchen in Schürze vom 07.05.1916 geliefert (S. 110) oder Rückschlüsse ermöglicht, warum aus bestimmten Jahrgängen weniger oder gar keine Fotografien überliefert sind.

Positiv hervorzuheben ist die außerordentlich gute Quellengrundlage aus Glasplatten eines familiären Nachlasses, die in dieser Publikation in einer Themenvielfalt präsentiert wird. Die Publikation hätte sich, meiner Ansicht nach, selbstbewusster im Umgang als Quelle zu real getragener Kleidung präsentieren können.

Isabelle Berens, Hamburg
https://doi.org/10.31244/zfvk/2021/02.26

Moritz Ege/Johannes Moser (Eds.)
Urban Ethics: Conflicts Over the Good and Proper Life in Cities. London: Routledge, 320 P., 22 b/w Ill. ISBN 978-0367338428.

What distinguishes this volume is its explicit and, to a great extent, successful attempt at introducing a programmatic research agenda for the field of cultural urban studies involving the study of urban ethics as a situated and embodied entanglement of practices, discourses, and imaginaries. A short guide to the fundamental issues of this research program is encoded in the question: How should one live in the city? Building upon Foucault's discussions of ethics, Ege and Moser observe that whereas the "How" relates to imaginations of practices and virtues deemed good, right or proper, the "Should" points to the moral and normativity regimes informing those imaginations. "One," which in many cases involves a "we," would refer to the kind of actors and ethical subjects constituted in different fields. Finally, the supplement "in the city" would not only define the context of this question, but rather to a particular configuration that embodies specific answers to it.

The volume includes 17 articles grouped into five sections. The first programmatic section is followed by a set of historical case studies exploring the shifting ethics of the urban in different regional contexts. Sections 3–5 are dedicated to specific configurations of the ethical in contemporary cities: conflicts over housing and architecture, over the ethics and politics of urban sustainability, and the current configuration of protest movements. Despite the diversity of topics, the volume advances two important analytical and empirical propositions for the study of urban ethics.

The first and perhaps most original proposition is that urban ethics increasingly entail practices of public problematization and justification of urban projects by engaging and mobilizing moral codes and normative conventions. Urban ethics would involve an overt, public, and contested field of problematizations. It suggests paying attention to disruptive practices and situations, which are "recognizably ethical" (p. 3).

One type of recognizably ethical situations that play a central role in the book are what the editors call ethical projects: future-oriented projects –citizen initiatives, urban service providers, urban planning projects, etc.– articulated around avowed values, such as diversity, sustainability, consensus, participation, and innovation. The ethical project is a key conceptual figure that strongly resonates with the contributions to section 3 with its focus on collective housing projects in Berlin and Munich, housing movements in Budapest and Bucharest, and discussions on architecture and national values in Singapore, as well as section 4 with its focus on urban sustainability projects.

Another type of recognizably ethical situations results from the increasing *ethicization* of political language in urban conflicts and protest movements. The chapters in section 5 are explicitly dedicated to study how demands of urban change are attached to ethical propositions concerning how urban actors aspire to live together. This is particularly clear in two chapters dedicated to such social movements in Russia which study

how since the 1990s notions of common ownership of public spaces and of a right to the city have articulated these new demands. At stake here is the emergence of urban actors, such as Gilets Jaunets (*Susser*), as political actors constituted around specific public events. This resonates with the concept of ethical events proposed in the introduction to refer to exceptional moments of collective effervescence leading to forms of public mobilization, both shaped by articulations of solidarity and the commons, as well as by indignation or outrage.

The second key proposition is that being and dwelling in a city –a space of difference leading to constant interactions and negotiations with others– is an inherently ethics-based practice. Two conceptual contributions, the notion of ethical imagination as a capacity inherent to urban life (*Moore*) and the idea of the city as a promise (*Färber*), are crucial to exploring this ethics-based practice. In particular, the notion of ethical imagination as a site of cultural invention leading to specific ways of thinking, feeling, and experiencing the often complex self-others-relations proves central to many chapters of the book.

Historical studies in section 2 focus on specific traditions of urbanity in different regional contexts, thus exploring specific sets of conventions and dispositions defining an urban habitus or a way of living together in the city. Two good examples are the discussion of a Mediterranean urbanity that grounds a capacity of these cities to contest and resist neoliberal capitalism (*Baumeister*) and the study of Hisba treatises for the regulation of urban life in Arab cities as encapsulating a distinct ethic of urbanity (*Lafi*). Beyond this, the volume advances the thesis that in secular late modern societies the tension field between the self and the others is mainly framed as "debates about choices that individual subjects should make freely" (p. 4). This tension is explored, for example, in various chapters of section 3 dealing with conflicts about housing and how to infrastructure individual and collective forms of good life in the city. One of the clearest examples is the study of collective housing cooperatives striving for alternative ways of life in Munich (*Gozzer*), where many of the people joining those projects are mainly attracted by the possibility of accessing nice and affordable housing.

A critical remark stemming from our specific positioning in the field of urban studies is the lack of conversations with a whole field of studies concerned with practices of more-than-human and planetary care in urban settings. This, however, does not affect the potential this volume has to become a must-read in contemporary cultural urban studies.

Ignacio Farías and Santiago Orrego, Berlin
https://doi.org/10.31244/zfvk/2021/02.27

Nina Kleinöder/Stefan Müller/ Karsten Uhl (Hrsg.)
Humanisierung der Arbeit: Aufbrüche und Konflikte in der rationalisierten Arbeitswelt des 20. Jahrhunderts. Bielefeld: transcript 2019. 336 S. (Histoire, 150). ISBN 978-3-8376-4653-5.

Unter dem Titel „Humanisierung des Arbeitslebens" (HdA) startete 1974 ein Programm der Bundesregierung unter Helmut Schmidt, das sich die Verbesserung der Arbeitsbedingungen in der Bundesrepublik zum Ziel setzte. Wie die Herausgeber:innen des bei transcript erschienenen Sammelbandes „Humanisierung der Arbeit", die Historiker:innen *Nina Kleinöder*, *Stefan Müller* und *Karsten Uhl*, betonen, handelt es sich bei den adressierten Herausforderungen der Arbeitswelt gleichsam um die Traditionen der Industriearbeit wie auch um das aufkommende Phänomen der Automatisierung und um Entwicklungen in der zunehmenden Büroarbeit (S. 10). Insgesamt ca. 1.600 Projekte, über die nach Förderlogik die Qualität des Arbeitslebens gesteigert werden sollte, sind im Rahmen des Programms von 1974 bis 1989 gefördert worden (S. 59). Einige dieser Projekte werden im vorliegenden Sammelband, der auf eine gleichnamige Konferenz im Oktober 2017 an der Universität Düsseldorf zurückgeht, genauer analysiert. In dreizehn Beiträgen geht es um Vorläufer, Entstehungsgeschichten und politische Kontexte des Programms, um branchenspezifische Umsetzungen wie auch darum, wie sich gesellschaftliche Leitkonzepte des Strukturwandels, der Flexibilisierung und des Wertewandels im Rahmen der Humanisierung des Arbeitslebens ausgestalten.

In ihrer Einleitung arbeiten Kleinöder, Müller und Uhl die Forschungsstände aus unterschiedlichen Teilbereichen der Geschichtswissenschaften zur HdA heraus und weisen damit auf die „Vielfältigkeit" des Forschungsgegenstandes hin, der für eine Reihe von Erkenntnisinteressen anschlussfähig sei (S. 12). Eine Zusammenführung dieser Perspektiven, so die Autor:innen, habe bislang jedoch nicht stattgefunden. Mit den Beiträgen des Bandes solle hierfür der Weg bereitet werden. Die disziplinäre Engführung an dieser Stelle ist angesichts des Tagungsbandcharakters der Veröffentlichung nachzuvollziehen, verwundert jedoch, wenn man die Beiträge der Arbeitssoziologie, der deutschsprachigen Arbeitskulturenforschung und der in den letzten Jahren insbesondere im europäischen Raum stark gewachsenen Anthropology of Labour zu ähnlichen Themen betrachtet. Auch das Unterkapitel der Einleitung zu „Multiperspektivität und Interdisziplinarität als Herausforderung" (S. 18–21) verbucht Beiträge aus Sozial-, Arbeits-, Ingenieurs- und Wirtschaftswissenschaften lediglich kursorisch als „Begleitforschung" (S. 20) und thematisiert vor allem den intradisziplinären Diskurs. Dabei legen die drei (geschichtswissenschaftlichen) Perspektiven, die Kleinöder, Müller und Uhl als maßgeblich für das Forschungsprogramm über die HdA skizzieren, nachgerade die interdisziplinäre Kollaboration nahe, um bestehende Forschungsergebnisse und Quellenkorpusse neu zu bewerten: Die „transnationale Sozialgeschichte" (S. 12–14) ist nicht zuletzt eine Frage der Normdurchsetzung auf verschiedenen politischen Steuerungsebenen und ihrer Umsetzung in spezifischen Kontexten, die – auch in ihren histo-

rischen Dimensionen – politikwissenschaftlich intensiv erforscht worden ist; die „wirtschafts- und unternehmensgeschichtliche Perspektive" (S. 15–16) und die Betonung der Notwendigkeit, alle Akteursebenen einzubeziehen und zu differenzieren, fügt sich in entsprechende Beiträge der interdisziplinären Organisationforschung; und letztlich ist die „Produktion von Wissen" (S. 16–18) im Kontext der HdA ein Aspekt, der aus wissenssoziologischer Sicht und besonders im Anschluss an die Erkenntnisse der Science-and-Technology-Studies gewinnbringend erforscht werden kann. Aus Perspektive der Empirischen Kulturwissenschaft sei hier auch auf Forschungsbeiträge zu diesen thematischen Komplexen verwiesen. Wohlgemerkt sind diese Ausführungen weniger als Kritik an der Konzeption des Bandes denn vielmehr als Bedauern zu verstehen, dass die vielfältigen Anknüpfungspunkte der Beiträge an Forschungen aus anderen Disziplinen nicht aufgezeigt werden.

Dies ist gerade angesichts der detaillierten Beiträge des Sammelbandes der Fall, die die Herausgeber:innen zu fünf thematischen Komplexen gruppiert haben. Im ersten Teil (*„Vom Produktionsfaktor Mensch zum politischen Programm der Humanisierung der Arbeit"*) nehmen die beiden Mitherausgeber Karsten Uhl und Stefan Müller eine historische Verortung des Verhältnisses zwischen Humanisierung und Rationalisierung vor, die die Vorgeschichte der HdA seit dem ersten Weltkrieg (Uhl) sowie deren spezifische Genese (Müller) beleuchtet. Deutlich werden in den beiden Beiträgen sowohl die bereits früh einsetzenden Debatten über Humanisierung wie auch die Vielschichtigkeit und der Umfang der HdA. Der zweite Abschnitt zum Thema *„Arbeitsschutz im Zentrum der Humanisierung"* fragt spezifisch nach Maßnahmen der Unfallverhinderung und Akteur:innen des Arbeitsschutzes, die für die HdA zentral waren. Nina Kleinöder zeigt in ihrem Beitrag die aufkommenden Diskussionen über die Arbeitsgestaltung in der Bundesrepublik in den 1960er Jahren auf, verweist aber ebenso auf frühere Debatten der Weimarer Republik. *Bernd Holtwick* analysiert die Rolle der Ausstellungen der Deutschen Arbeitsschutzausstellung (DASA) in Dortmund für die HdA. Holtwick, selbst Leiter der Ausstellungen der DASA, zeichnet die politischen Diskussionen um die Entwicklung der DASA wie auch die Genese der ersten Sonderausstellungen und der ständigen Ausstellung nach und macht Transferprozesse zwischen Fachwelt, Publikum und Praktiker:innen sichtbar. Im dritten Abschnitt *„Gesellschaftlicher und kultureller Wandel im Kontext der Humanisierung"* werden drei übergreifende Fragestellungen behandelt: *Jan Kellershohn* zeigt die Verknüpfungen zwischen beruflicher Ausbildung und Humanisierung auf; *Hannah Ahlheim* beschäftigt sich mit einem Projekt im Rahmen der HdA, in dem die Folgen der Nacht- und Schichtarbeit im Ruhrgebiet untersucht wurden; und *Bernhard Dietz* untersucht die Flexibilisierung der Arbeitszeit bei BMW. Unter der Frage *„Branchenspezifische Humanisierung?"* diskutieren *Martha Poplawski*, *Gina Fuhrich* und *Moritz Müller* im vierten Abschnitt Projekte der HdA im Steinkohlebergbau (Poplawski), bei Volkswagen (Fuhrich) und aus Sicht der IG Metall (Müller). Die letzten beiden Beiträge von *Dietmar Lange* und *Maths Isacson* widmen sich dem Thema *„Humanisierung*

transnational" und greifen ähnliche gelagerte Entwicklungen in anderen europäischen Ländern auf. Dazu zählt der Beitrag über die Gewerkschaftsbewegung und Streiks bei FIAT in Italien der 1970er Jahre (Lange) und der abschließende überblicksartige Beitrag über Humanisierungsprozesse in der modernen Industriearbeit in Skandinavien von 1960 bis 1990 (Isacson). Die beiden Beiträge können in Ansätzen den Zugewinn einer transnationalen Perspektive aufzeigen, die die Herausgeber:innen selbst auch fordern.

Der Sammelband „Humanisierung der Arbeit" bringt detail- und kenntnisreiche Beiträge zusammen, die für sich bereits eine gewinnbringende Lektüre darstellen. In der hier vorliegenden Zusammenstellung bietet sich jedoch ein Bild der Vielfältigkeit und Komplexität der HdA, aus dem auch Verbindungen, widersprüchliche Umsetzungen und Konflikte ablesbar werden. Insbesondere auch für die Arbeitskulturenforschungen liegen zahlreiche Anknüpfungspunkte und Forschungsperspektiven über dieses und andere politische Programme der Humanisierung der Arbeit vor.

Stefan Groth, Zürich
https://doi.org/10.31244/zfvk/2021/02.28

Timo Luks
Die Ökonomie der Anderen. Der Kapitalismus der Ethnologen – eine transnationale Wissensgeschichte seit 1880. Tübingen: Mohr Siebeck 2019, X, 264 S. (Studien zur Geschichte und Theorie des Kapitalismus, 2). ISBN 978-3-16-156919-7.

Das im Jahr 2019 erschienene Buch von Timo Luks widmet sich der Geschichte des ökonomisch-ethnologischen Diskurses und der Frage, wie in diesem eine „Ökonomie der Anderen" Gestalt annahm, welche als Knotenpunkt sowohl westlicher Abgrenzung als auch Aneignung diente. Der Band ist in der Reihe *Studien zur Geschichte und Theorie des Kapitalismus* hervorragend aufgehoben, ergänzt er doch die ökonomischen Selbsterzählungen des Westens um einen Blick darauf, was diese Selbsterzählungen mit den ökonomisch Anderen zu tun hatten und haben. Timo Luks beschäftigt sich als Historiker und Politikwissenschaftler mit der Geschichte eines Wissensfeldes, der Ökonomischen Anthropologie, das, so seine Hypothese, entscheidend sowohl ökonomische Selbstverständnisse der westlichen Welt prägte als auch immer wieder mögliche Alternativen aufgezeigte. Luks Grundhaltung ist es demnach, die „Ökonomie der Anderen" und den Kapitalismus „nicht losgelöst voneinander zu verstehen" (S. 5).

Im Laufe der Geschichte der Ökonomie als wissenschaftliche Disziplin griffen westliche Ökonom*innen zur Untermauerung ihrer Annahme einer universalen Existenz kapitalistischer Verhaltensweisen und Einstellungen immer wieder auf anthropologische Wissensbestände zurück. Gleiches gilt aber auch für gegenwärtige Kritiker*innen dieses ökonomischen Diskurses der Universalität, die sich auf anthropologische Schilderungen anderer Praktiken des Wirtschaftens, insbesondere die Ökonomie der

Gabe, stützen. Vor allem für nicht-kapitalistische Formen des Wirtschaftens im kapitalistischen Westen selbst, im „inneren Außen" (S. 2) des Kapitalismus, wie etwa solidarische Ökonomien, Kooperativen, Genossenschaften, moralischer Konsum oder Commons, dienen nicht-europäische Gesellschaften als konkrete Utopien. Luks möchte mit seinem Buch diese kapitalismuskritische Debatte um zwei Aspekte ergänzen: Er will sowohl jene Perspektiven relativieren, die in der „Ökonomie der Anderen" einen als „überwunden geglaubten wilden Kapitalismus" (S. 2) entdecken, als auch überzogene Hoffnungen auf antikapitalistische Perspektiven dämpfen, indem er auf die konkreten Kontexte verweist, in denen ökonomisch-ethnologisches Wissen entstand – Wissen, das, diesen konkreten Kontexten enthoben, oftmals willkürlich angeeignet und genutzt wurde. In diesem Spannungsfeld unterschiedlicher Instrumentalisierungen nehmen nicht-westliche Formen des Wirtschaftens insbesondere zwei Gestalten an: Als *primitive capitalism* oder *primitive communism* wurde die „Ökonomie der Anderen" zugleich als nicht-kapitalistisch und als kapitalistisch imaginiert. Wobei es gerade auch die Ökonomische Ethnologie gewesen sei, so Luks, die gegen diese vereinfachenden Zuschreibungen anschrieb und die Eigenheiten und die Vermischung von Elementen beider Formen des Wirtschaftens in den untersuchten Gesellschaften betonte.

Die Studie umfasst neben einer Einleitung und einem Ausblick fünf Hauptkapitel. Im ersten umreißt Luks anhand zentraler Debatten im ökonomisch-ethnologischen Diskurs die Geschichte der Ökonomischen Anthropologie seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Beginnend bei Marx und dessen Interesse an den ökonomischen Beziehungen außereuropäischer Gesellschaften diskutiert Luks chronologisch wesentliche Positionen und Debatten, etwa die britische Sozialanthropologie nach dem Ersten Weltkrieg und deren Kritik am Kapitalismus als Maßstab für Fortschritt, Marcel Mauss' Theoretisierung der Gabe als komplexe wirtschaftliche Institution, die Etablierung einer vergleichenden Ökonomie durch die Economic Anthropology seit den 1930er Jahren und die damit verbundene ethnologische Auseinandersetzung mit und Kritik an wirtschaftswissenschaftlichen Theorien. Insbesondere Karl Polanyi forderte seit den 1940er Jahren vehement die Beschränkung der Reichweite moderner ökonomischer Theorien und richtete sich gegen die Annahme einer menschlichen Nutzenmaximierung. Luks schließt daran die Diskussion wirtschaftsanthropologischer Positionen im Kontext von Dekolonialisierung und Entwicklungspolitik der 1960er und 70er Jahre an. Letztere wurde von der Wirtschaftsanthropologie aufgrund ihrer Blindheit für lokale Besonderheiten und der Annahme einer linearen, unumgänglichen Modernisierung kritisiert. Der Kulturmaterialismus dagegen interessierte sich ab den 1970er Jahren vielmehr dafür, wie die materielle Umwelt auf kulturelle Phänomene einwirkt. Wirtschaftliche Phänomene ließen sich, so dessen Vertreter*innen, oftmals praktisch über materielle Ressourcen und deren Nutzung erklären. Luks schließt das Kapitel mit einem weiteren zentralen Knotenpunkt ökonomisch-ethnologischer Debatten ab: die Übernahme, aber auch Kritik von spieltheoretischen und „rational choice"-Ansätzen in der Ethnologie.

Schon an diesen unterschiedlichen Positionen werden zentrale Argumentationsfiguren und Debattenpunkte des ökonomisch-ethnologischen Diskurses und damit auch typische Bezugnahmen auf die „Ökonomie der Anderen" – zwischen den Polen Abgrenzung und Aneignung – deutlich.

Diesem geschichtlichen Abriss anhand zentraler Debattenpunkte schließt Luks im zweiten Kapitel eine ausführliche Darstellung der Debatte rund um den Brautpreis an, an welcher diese unterschiedlichen Bezugnahmen noch einmal klarer hervortreten. Zunächst, so Luks, wurde ab den 1930er Jahren der Brautpreis in Ost- und Südafrika von britischen Missionaren und Kolonialbeamten, aber auch von Frauenrechtler*innen als moralisch verwerflich gebrandmarkt. Der Brauch erschien ihnen als Verkauf von Frauen und damit als Form der Sklaverei. Ein Verbot, das auch im Jahr 1926 im Völkerbund diskutiert wurde, schien ihnen naheliegend. Der Brautpreis war damit ein zentraler Debattenpunkt der Kolonialpolitik, welche für die eigenen Zwecke eine bestimmte Interpretation des Brauches bevorzugte. Gegen diese Interpretation als Form der Sklaverei stellte die funktionalistische Sozialanthropologie ein Verständnis des Brauches als Institution der Stabilität und sozialen Integration, wobei auch innerhalb der Sozialanthropologie keineswegs klar war, als was der Brautpreis analytisch zu fassen ist, so Luks. Der Brautpreis wurde zunehmend als Tauschform jenseits von Waren oder Geld verstanden. Lévi-Strauss etwa begriff den Brautkauf als Unterform der Tauschheirat und damit des allgemeinen Tausches. Ab den 1950er Jahren wurde dann die Beeinflussung des Brautpreises durch die Ausbreitung geldbasierter Ökonomie zum Thema und der nichtkommerzielle Charakter des Brautpreises betont, welcher zunehmend in Bedrohung sei. Dagegen wurde in den nächsten Jahrzehnten vermehrt die Interpretation vertreten, der Brautpreis sei als Form der Marktbeziehung und als Marktpreis zu verstehen, eine Interpretation die sich in den 1970er Jahren, verbunden mit einer Kritik an einer falschen Romantisierung des Brautpreises, durchsetzte. Der Brautpreis wurde aus dieser Perspektive als Beleg für Heiratsmärkte und die Nutzenmaximierung der beteiligten Personen im Sinne der „rational choice"-Theorie verstanden. Zwar gingen Ethnolog*innen, die sich am „rational choice"-Ansatz orientierten, von strategischem Handeln als universal aus, betonten aber die Unterschiede zwischen den mal sozialen, mal messbaren Zielen der Angehörigen unterschiedlicher Gesellschaften. Dies wird auch am Beispiel des Brautpreises erkennbar, in Bezug auf den sich unterschiedliche Rationalitäten unterscheiden ließen. Mit Gary S. Beckers ökonomischer Theorie der Heirat und Versuchen, in dessen Gefolge den Brautpreis als Testfall ökonomischer Theorien zu verwenden, verengten sich diese unterschiedlichen Ziele aber zunehmend auf messbare Nutzenmaximierung.

Luks stellt anhand des Brautpreises und in den darauf folgenden Kapiteln am Beispiel von Debatten um Akkumulation und den Umgang mit Reichtümern (das dritte Hauptkapitel), um Kommodifizierung und Monetarisierung (das vierte Hauptkapitel) sowie um Rationalität (das fünfte Hauptkapitel) dar, wie ökonomisch-ethnologische

Wissensbestände über die „Ökonomie der Anderen" an den Aushandlungen westlicher ökonomischer Selbstverständnisse beteiligt waren. Zugleich wird aber deutlich, dass dieser Einfluss keineswegs einheitlich war, sondern unterschiedliche Interpretations-, Aneignungs- und Abgrenzungsweisen umfasste, und ökonomische Interpretationen „Ausdruck einer dynamischen und komplexen Verhandlung der Grenzen des Ökonomischen wie auch des Verhältnisses von Eigenem und Fremdem unter den Bedingungen einer sich globalisierenden und ökonomisierenden Welt" (S. 104) sind. Deutlich wird überdies, dass einfache Aneignungen der „Ökonomie der Anderen" als Fundus sowohl für kapitalistische als auch antikapitalistische Positionen angesichts der Komplexität und Vielfalt dieser Ökonomien wenig aussichtsreich sind.

Timo Luks gelingt es damit, zugleich eine Geschichte der Ökonomischen Anthropologie zu schreiben als auch diese wiederum als Teil einer Geschichte des Kapitalismus zu verorten. Mit der Darstellung der komplizierten Rezeptionsgeschichte zentraler Debattenpunkte erfüllt er seine eingangs selbst gesteckten Ziele einer Relativierung der Versatzstücke ökonomisch-anthropologischen Wissens in der kapitalismuskritischen Debatte. Nicht immer überzeugt die Verzahnung von Kapitalismusgeschichte und Geschichte der Ökonomischen Anthropologie auf gleiche Weise. Streckenweise geht in Luks' Diskussion ökonomisch-anthropologischer Perspektiven die Bedeutung der Ökonomie der Anderen für westliche Selbstverständnisse etwas unter. In diesen Teilen gleicht das Buch eher einer reinen Geschichte der Ökonomischen Anthropologie statt einer spezifischen Auseinandersetzung mit den Blicken auf das Andere. Eine ausführlichere Rezeptionsgeschichte ökonomisch-ethnologischen Wissens über das akademische Feld hinaus hätte überdies die Analyse der Bedeutung dieses Wissens für ökonomische Selbstverständnisse und ökonomische Vorstellungen (im Sinne von Bob Jessops *economic imaginary*) noch weiter vertiefen können. Wenig erfährt der*die Leser*in etwa darüber, ob und auf welche Weise ökonomisch-ethnologisches Wissen Eingang in Politik, Kunst und Alltag fand und findet. Über weite Strecken ist das Buch aber eine gelungene relationale Geschichte ökonomischen Wissens, eine hervorragende Einführung in die Geschichte der Ökonomischen Anthropologie ist es ohnehin.

Georg Wolfmayr, Wien
https://doi.org/10.31244/zfvk/2021/02.29

Johannes Müske/Golo Föllmer/Thomas Hengartner/Walter Leimgruber (Hrsg.) Radio und Identitätspolitiken. Kulturwissenschaftliche Perspektiven. Bielefeld: transcript 2019, 281 S. (Studien zur Popularmusik). ISBN 978-3-8376-4057-1.

Das Potenzial von Radio-Sound, im Dienste von Identitätspolitiken zu stehen, konstatierte Jo Tacchi bereits 2006: „Radio sound can be seen to play a connecting role for individuals and for groups of people. A sense of community can be gained from radio

listening […].“ (J. Tacchi: Nostalgia and Radio Sound, 2006, S. 282). Diesem Zusammenhang ging zehn Jahre später die an der Universität Zürich abgehaltene internationale Tagung des Forschungsprojektes „Broadcasting Swissness“ auf den Grund, worauf der von Johannes Müske, Golo Föllmer, Thomas Hengartner (†) und Walter Leimgruber herausgegebene Sammelband beruht. Während es im Forschungsprojekt der Universitäten Zürich und Basel, der Hochschule Luzern und weiterer Partner konkret um die Konstruktion und Vermittlung von ‚Swissness‘ mittels (Volks-)Musik ging, öffnet der Band die Frage des Projektes nach der „sozialen Bedeutung von populärer Musik für Gruppen“ (S. 10) hinsichtlich internationaler Perspektiven und größerer kultur- und medienwissenschaftlicher Zusammenhänge. Dabei stehen Identitätsfragen im Zentrum sowie deren Beantwortung durch verschiedene Radio-Akteure. Der Begriff der ‚Identitätspolitiken‘ für die „strategische Nutzung von Identität“ (S. 11) bleibt im Bezug zum Konzept der ‚Identität‘ jedoch eher undifferenziert, sodass es dem Leser und der Leserin überlassen bleibt, die oftmals starke Verwobenheit der Akteure in kulturpolitischen Netzwerken zu erkennen. Allerdings könnte man dies ebenso als gelungenen Hinweis auf die verschränkten Prozesse der ‚Identitätspolitiken‘ verstehen.

Die insgesamt 13 interdisziplinären Beiträge unterschiedlicher Methodik und Quellenbasis (qualitative Interviews, Archivalien, Inhaltsanalysen) gliedern sich in fünf Themenbereiche, wobei jeweils zwei bis drei Texte den übergeordneten Feldern zugewiesen wurden. Im Folgenden wird exemplarisch für jeden dieser Themenbereiche ein Beitrag ausführlicher vorgestellt.

Vorangestellt ist neben dem Abendvortrag von *Christine Burckhardt-Seebass*, der ihre persönliche Forschungsbiografie mit der Geschichte der Beschäftigung der Volkskunde mit Volksmusik zusammenbringt, die Keynote von *Morten Michelsen*. Dieser gibt einen profunden Einstieg in die sozial-kulturelle Praktik ‚Radio hören‘, sodass der Beitrag, indem er die Zusammenhänge zwischen Sound und sozialen wie politischen Räumen skizziert, als Hintergrundfolie für alle weiteren Beiträge fungiert. Zeitlich fokussiert er die, wie es die Herausgeber nennen, „goldene Ära des weltweiten Kurzwellenfunks“ (S. 15) um das mittlere Drittel des 20. Jahrhunderts, was insofern stimmig ist, als dass auch der Großteil der Beiträge diese Epoche behandelt.

Gleich zu Beginn greift der Band in einem medienwissenschaftlich angelegten Teil aktuelle Forschungstendenzen auf, indem Radio im Kontext ‚Sound‘ als auditives Medium behandelt wird. Daraus sei der Beitrag von *Hans-Ulrich Wagner* exemplarisch vorgestellt, in dem er das Modell der „kommunikativen Figurationen“ (S. 55) auf die Analyse einer Werbeplatte für das Hamburger Hafenkonzert aus dem Jahr 1931 anwendet und damit zeigt, „wie Sound-Dokumente in die Analyse von mediatisierten raumbezogenen Identitätsbildungsprozessen einbezogen werden können“ (S. 58), um dem Problem der ansonsten stillen Vergangenheit zu begegnen. Der Beitrag verdeutlicht, wie gewinnbringend und erkenntnis-innovativ der Einbezug von ‚Sound‘ in historische Forschung

sein kann, dessen sich die aktuelle Urbanitätsforschung (vgl. z. B. Arkette; Thomson) annimmt, die sich mit der „Tuned City" (Kleilein u. a.) beschäftigt.

Radio als ‚Sound' zu verstehen führt, wie Seán Street schreibt, unabdingbar zum nächsten Punkt: „with or without words – radio *is* sound. This is why its imaginative power is so great" (The Memory of Sound, 2015, S. 39). Dem trägt der Band im zweiten Teil und der Beschäftigung mit imagined communities Rechnung. Darin knüpft beispielsweise *Thomas Felfer* mit seiner Forschung zum Glockenläuten an ein bereits bearbeitetes Thema der kulturwissenschaftlichen Klangforschung (vgl. Schafer; Atkinson; Alain) an. Anhand der Ausstrahlung verschiedener Geläute im österreichischen Rundfunk zur Mittagszeit beschreibt er, basierend auf Jahresberichten der Rundfunkstationen, Leserbriefen und narrativen Interviews, das Entstehen einer imaginierten Gemeinschaft auf lokaler und zeitlicher Ebene, zwischen Öffentlichkeit und Privatheit. Er benennt Glockenklänge als sound icons (Bijsterveld) mit symbolischer Bedeutung und großem Identifikationspotenzial.

Mit „Radio, Populäre Musik und Heimat" überschrieben ist der dritte Themenblock des Bandes. Einen Beitrag zur Fachgeschichte liefert darin *Johannes Müske*, indem er den Austausch zwischen Volkskunde und Radio in den 1950er und 1960er Jahren aufarbeitet. Auf der Basis von Tagungsberichten des ‚Arbeitskreis Volkskunde und Rundfunk' identifiziert er einen Zielkonflikt der beiden Seiten zwischen „Authentizität und Sendefähigkeit" (S. 187). Der Beitrag bringt die neue und wichtige Erkenntnis, dass sich die Volkskunde in ihrer ethnografischen Forschung bereits früh und kontinuierlich durch die Hilfsmittel des Phonographen und des Tonbands der akustisch-sinnlichen Alltagswelt zugewandt hat, und stärkt somit diesen Forschungsstrang im Fach.

Jazz als Kulturtransfer ist *Rüdiger Ritters* Beitrag im nächsten Themenbereich zu „Radio, Bildung und Kulturaustausch". Er zeichnet darin anhand der Sendungen des us-amerikanischen Radiomoderators Willis Conover nach, wie Ost und West während des Kalten Krieges jeweils Jazz als „Mittel der Kulturpolitik" (S. 228) für ihre Zwecke zu vereinnahmen suchten. Trotz deutlicher Parallelen in den politischen Zielen der Agitatoren wie Destabilisierung und Instrumentalisierung, so Ritter, gelang es dem Jazz dennoch, diese Konflikte zu überwinden und eine globale, imaginierte Hörergemeinschaft auf beiden Seiten zu finden.

Der Perspektive des Forschungsprojektes, nämlich der sozialen Bedeutung und Funktion des Mediums Radio, widmet sich der letzte Bereich. Anschaulich, anhand vieler Quellen, beleuchtet *Fanny Jones* (endlich) die Hörerschaft und stellt diese und ihre Medienpraktiken als Akteure in den Mittelpunkt ihres Beitrags über den Schweizer Auslandssender (SRI). Als Ergebnis ihrer Auswertung von Zuschriften an den Sender in den 1950er Jahren von seinem internationalen Publikum führt sie aus, welche Projektionsfläche für Identifikationen und Emotionen der schweizerische Sender bot. Dabei zeichnet sie nach, wie positive Konnotationen des Senders im Zusammenhang mit der politisch neutralen Haltung der Schweiz sowie den Faktoren Volkslied/Folklore/

Landschaft sich schließlich auf das Land übertragen haben. Dies wurde u. a. durch die Beantwortung der Zuschriften durch den Sender unterstützt.

In ihrer Gesamtheit bieten die Beiträge des Sammelbands verschiedene Perspektiven auf Fragen nach Strategien, Wirkungsweisen und Nutzungsanlässen der Radio-Akteure wie Sender, Programmgestalter und Moderatoren, des ‚contents' wie Musik und Klänge, aber auch seiner Hörerschaft hinsichtlich ‚Identitätspolitiken'. Neben der gelungenen Diversität der Beiträge, die sich zu einem vielschichtigen und umfassenden Bild fügen, ist die internationale Ausgewogenheit, die ausgehend von einem schweizerischen Forschungsprojekt den internationalen Bogen beispielsweise nach Kroatien, Deutschland, Österreich und die USA spannt, hervorzuheben. Schade ist, dass nicht einheitlich mit Tonbeispielen umgegangen wurde und diese, abgesehen von einem Beitrag mit Link zum Nachhören, wiederum stumm bleiben.

Inhaltlich ist die Publikation sicher ein wichtiger Beitrag zum jungen Feld der ‚Sound Studies' und zeigt, wie gewinnbringend die Berücksichtigung von ‚Klang' für historische und kulturwissenschaftliche Studien sein kann. Das Forschungsfeld der ‚Anthropology of the Senses' scheint dabei immer wieder durch, hätte nach Meinung der Rezensentin jedoch stärkere Bespielung finden dürfen. Schließlich gelingt es dem Band, durch Aktualität und die Vorstellung neuer Forschungsergebnisse, einen produktiven und dichten Blick auf individuelle wie kollektive, verortbare und imaginäre Radiopolitiken zu werfen und deren Identitätskonstruktionspotenziale herauszustellen. Seine Stärke liegt darin, innerhalb der übersichtlichen thematischen Gliederung der Beiträge inhaltliche Bezüge erkennen zu lassen und thematische Anknüpfungspunkte zu bieten, sodass Parallelen in Prozessen, Wirkweisen und Handlungsfeldern deutlich werden.

Insgesamt wären aus Sicht der Europäischen Ethnologie, dessen sind sich auch die Herausgeber bewusst, mehr „gegenwartsbezogene und ethnografische Perspektiven" (S. 17) wünschenswert, gleichwohl es an den Forscherinnen und Forschern in den Reihen des Faches liegt, diese zum Diskurs beizutragen.

Jana Stadlbauer, Fürth
https://doi.org/10.31244/zfvk/2021/02.30

Martina Röthl
Tiroler Privat(zimmer)vermietung. Dispositive Bedingungen. Subjekteffekte. Aneignungsweisen. Münster/New York: Waxmann 2018, 598 S. (Internationale Hochschulschriften, 654). ISBN 978-3-8309-3882-8.

In der Tourismusforschung sind Untersuchungen, die sich den Bereisten, also denjenigen, die in Gebieten mit Tourismus leben bzw. für die er eine wichtige wirtschaftliche Lebensgrundlage bildet, selten, und eine Arbeit, die sich in Tirol den Menschen

widmet, die in den Hauptsaisonen in ihrer Region in der Minderzahl sind, ist nur zu begrüßen und schon lange überfällig, vor allem, wenn es sich um eine derart gelungene Studie handelt, wie die vorzustellende.

Wie dem Titel bereits zu entnehmen, rückt die vorliegende Dissertation am Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie der Universität Innsbruck („Normale Leute". Tiroler Privatzimmervermietung, Tourismus als Dispositiv und die Aneignung von Subjektivität", Innsbruck 2015) eine Form des nichtgewerblichen Tourismus ins Zentrum, bei dem 1 bis 40 Personen untergebracht werden können. Es handelt sich hier um ein Phänomen, das in der Nachkriegszeit in Tirol 50 Prozent aller Gästebetten für sich rekurrierte und zum gegenwärtigen Zeitpunkt immerhin noch 20 Prozent davon ausmacht. Zu berücksichtigen ist hier allerdings der hohe Anteil von vermietbaren Ferienwohnungen, die ebenfalls miteingeschlossen werden.

Martina Röthl geht es aber um mehr als das Phänomen „Bereist-Sein", um mehr als die touristische Begegnung, vielmehr stellt sie Veränderungen von Wissensordnungen, Denk- und Handlungsmodellen und der sozialen und physischen Räume in den Mittelpunkt ihres Interesses. Ihre methodisch-theoretische Schwerpunktsetzung verknüpft Dispositivtheorie mit der europäisch-ethnologischen Kulturanalyse. Die Frage zielt auf Subjektivierungsangebote, die das im „Dispositiv Tiroler Tourismus" flottierende Wissen bereitstellt. Mitreflektiert wird von Beginn an die Tatsache, dass die Autorin als Tirolerin selbst zur Gruppe der Bereisten zählt.

Grundlage für die Untersuchung bilden 69 Interviews, 39 ausführliche informelle Beobachtungen, Notizen zu kürzeren Gesprächen und Beobachtungen sowie eine ausführliche Fotodokumentation. Daneben analysiert die Autorin eine Vielzahl an (seriellen) Quellen, um eine umfassende Kulturanalyse zu ermöglichen. Der historische Zeitraum der Untersuchung umfasst die Zeit des touristischen Aufschwungs nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges bis heute.

Der Aufbau dieses gewichtigen Buches (fast 600 Seiten) ist ungewöhnlich und originell: Auf die einleitenden Abschnitte zur „Orientierung" und zum „Making of", die sich auf wichtige Vorüberlegungen, theoretische Einstiege, methodische Überlegungen sowie Vorgangs- und Darstellungsweisen beziehen, folgen im dritten Kapitel in Fließtext überführte Arbeitsskizzen, die in die „Verhältnisbestimmungen" (S. 15) einführen. Darin geht es einerseits um die Analysen von Quellen (z. B. touristische Zeitschriften, rechtliche Grundlagen oder Unterlagen aus dem Privatvermieterverband), es kommen Tourist_innen zu Wort, aber es geht auch um Geschichten von Tiroler_innen, um die Schilderung von Episoden mit sprechenden Überschriften wie „Ich täte heute alles anders". Deskriptive Skizzen, die sich gut lesen und auf interessante Weise die Thematik in ihrer Vielfalt vorstellen. Es geht der Autorin um die Untersuchung des Tiroler Tourismus als Dispositiv (unter Bezug auf Foucault) und die Analyse von Subjektivierungen und die dadurch ausgelösten Veränderungsprozesse.

In Kapitel 4 „Verhältnisbestimmungen" bezeichnet Martina Röthl ihre Darstellungsweise als „kontextualisierendes Zeigen" im Sinne Jens Wietschorkes, mit Betonung der Deutungsmacht der Forschenden. Die Autorin versteht diesen (längsten) Abschnitt ihrer Arbeit als ein Experimentieren mit dem Format der Montage. Es geht ihr dabei nicht nur um die eigenen Deutungen, sondern um die „Deutungen der Anderen" (S. 141), die als Dialog am Material erschlossen wurden. Unterbrochen – besser ergänzt – durch 56 formal abgehobene Settings, in denen „jene dispositiven Bedingungen erörtert werden, die – potenziell – auf bzw. in Subjektivierungsprozessen wirksam wurden" (S. 15). Sie beginnt dabei mit den touristischen Institutionen und kommt dann zu grundsätzlichen Dispositionen der bereisten Gesellschaft. In diesem Kontext erfolge auch die Analyse der Privatzimmervermietung mit Themen Zugehörigkeit, Strategien, Identität, Raumerfahrung. Mitgedacht wird dabei jeweils die auf unterschiedlichen Ebenen stattfindende Wissensvermittlung und die Geschlechterdimension.

Im resümierenden Kapitel „Tourismusinduzierte Subjektivierung" werden Transformationsprozesse, die mit dem Phänomen des Bereist-Seins in Bezug stehen, aufgegriffen und analysiert. Die Themen dabei beziehen sich u. a. auf Tiroler Identität, es werden die Bedeutung von Besitz diskutiert, die Genderverhältnisse oder die Mobilität der Bereisten thematisiert, aber auch Sprache und Emotionen der Gesprächspartner_innen werden analysiert.

In den anschließenden „Feldbefunden" kommt die Autorin auf einige beliebte Narrative in der Interviewsituation zu sprechen, die sie als durchgängig herausarbeitet und analysiert, um am Schluss nochmals auf die Kompatibilität von Kulturanalyse und Dispositiv einzugehen. Und nicht zuletzt hier wird klar, dass diese Arbeit nicht nur für Tourismusinteressierte von Bedeutung ist, das methodisch-theoretische Konzept lässt sich auch für andere Interessengebiete der Kulturanthropologie und verwandter Fächer gewinnbringend einsetzen, und dies ist wohl von der Autorin intendiert, bezeichnet sie ihre Abschlussarbeit doch mehrmals als Experiment: ein gelungenes und gut durchdachtes Experiment, das von tiefer Kenntnis der Materie und einem kritischen Geist zeugt und nicht zuletzt auch von einer gewissen Selbstironie. Stilistisch gut, wenn auch nicht immer einfach geschrieben, versteht es die Autorin, sich dem Thema nicht nur in großer Vielfalt anzunähern, sondern auch die Umsetzung und die Analyse der Befunde sind mehrdimensional.

Adelheid Schrutka-Rechtenstamm, Vöcklabruck
https://doi.org/10.31244/zfvk/2021/02.31

Anschriften der Autorinnen und Autoren

Dr. Uta Bretschneider,
Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland,
Zeitgeschichtliches Forum Leipzig,
Grimmaische Straße 6, 04109 Leipzig, Bretschneider@hdg.de

Prof. Dr. Heike Derwanz,
Akademie der bildenden Künste, Institut für künstlerisches Lehramt,
Karl-Schweighofer Gasse 3, 1070 Wien, h.derwanz@akbild.ac.at

Prof. Dr. Alexa Färber,
Institut für Europäische Ethnologie, Universität Wien,
Hanuschgasse 3, 1010 Wien, alexa.faerber@univie.ac.at

Dr. Egon Freitag,
Thomas-Müntzer-Str. 38, 99423 Weimar, egonfreitag@gmx.de

Prof. Dr. Konrad Köstlin,
Institut für Europäische Ethnologie, Universität Wien,
Hanuschgasse 3, 1010 Wien, konrad.koestlin@univie.ac.at

Dr. Cornelia Kühn,
DFG-Forschungsprojekt: Nachhaltige Entwicklung von unten? Die Gemeinwohl-Ökonomie zwischen utopischen Visionen, zivilgesellschaftlichen Initiativen und basisdemokratischen Entscheidungen, Institut für Europäische Ethnologie, Humboldt-Universität zu Berlin,
Mohrenstraße 41, 10117 Berlin, cornelia.kuehn@hu-berlin.de

Dr. Andreas Martin,
Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde,
Zellescher Weg 17, 01069 Dresden, andreas.martin@mailbox.tu-dresden.de

Dr. Christoph Schmitt,
Wossidlo-Forschungsstelle für Europäische Ethnologie/Volkskunde, Universität Rostock,
Am Reifergraben 4, 18055 Rostock, christoph.schmitt@uni-rostock.de

Prof. Dr. Friedemann Schmoll,
Seminar für Volkskunde/Kulturgeschichte, Friedrich-Schiller-Universität Jena,
Zwätzengasse 3, 07743 Jena, friedemann-eugen.schmoll@uni-jena.de

Dr. Annette Schneider-Reinhardt,
Landesheimatbund Sachsen-Anhalt e. V.,
Magdeburger Straße 21, 06112 Halle (Saale), schneider@lhbsa.de

Prof. Dr. Christiane Schwab,
Institut für Empirische Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie,
Ludwig-Maximilians-Universität München,
Oettingenstraße 67, 80538 München, c.schwab@ekwee.uni-muenchen.de

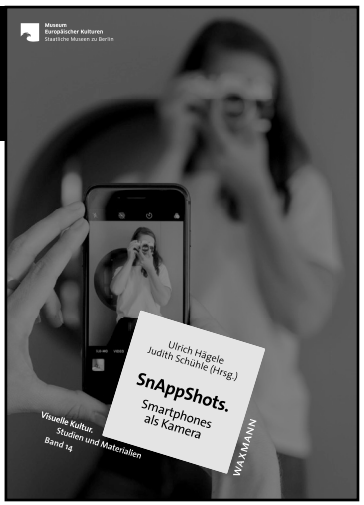
Prof. Dr. Ira Spieker,
Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde,
Zellescher Weg 17, 01069 Dresden, ira.spieker@mailbox.tu-dresden.de

Dr. Andrea Steiner-Sohn,
Museum für Thüringer Volkskunde,
Juri-Gagarin-Ring 140a, 99084 Erfurt, andrea.steiner-sohn@erfurt.de

Prof. Dr. Markus Tauschek,
Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie,
Albert-Ludwigs-Universität Freiburg,
Maximilianstraße 15, 79100 Freiburg, tauschek@kaee.uni-freiburg.de

www.waxmann.com
info@waxmann.com

Unsere Buchempfehlung



Ulrich Hägele,
Judith Schühle (Hrsg.)

SnAppShots. Smartphones als Kamera

Visuelle Kultur. Studien und Materialien, Band 14, 2021,
236 Seiten, br., 32,90 €,
ISBN 978-3-8309-4329-7
E-Book: 29,99 €,
ISBN 978-3-8309-9329-2

Die Popularisierung des Smartphones bedeutet einen massiven Umbruch für die Welt der Bilder – eine Revolution, die Alltag und Freizeit, unsere visuellen Praxen, aber auch viele Berufsfelder elementar verändert hat und noch verändern wird. Nicht mehr nur das Fotografieren an sich, sondern vielmehr das Teilen von und Kommunizieren durch Fotografien in den sozialen Netzwerken bestimmt seither die Lebenswelt vieler Menschen.

Der Tagungsband widmet sich diesem Paradigmenwechsel und vereint Beiträge von Wissenschaftler*innen aus den Fachbereichen Geschichte, Kunstgeschichte, Ethnologie, Empirische Kulturwissenschaft, Europäische Ethnologie, Erziehungswissenschaft, Pädagogik und Medienwissenschaft – ein Kaleidoskop zur visuellen Welt des Smartphones.

WAXMANN

www.waxmann.com
info@waxmann.com

Unsere Buchempfehlung

Michaela Haibl,
Gudrun M. König
(Hrsg.)

Mode.Land

Ein Textilfabrikant fotografiert,
1900–1925

2020, 192 Seiten, br., mit
zahlreichen Abbildungen, 34,90 €,
ISBN 978-3-8309-4185-9
E-Book: 30,99 €,
ISBN 978-3-8309-9185-4

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts fotografierte Carl Bauer, der Besitzer einer Dampfweberei im westfälischen Dorf Laer bei Münster, sein Leben, seine Familie und seine Fabrik. Rund 400 Glasplattennegative erhielten sich in Familienbesitz und dokumentieren eindrücklich Alltagskultur und Moden vor einhundert Jahren.

Dieses Glasplattenkonvolut wird hier exemplarisch als Quelle für die vestimentäre Geschichte diskutiert. Bauers Fotografien mit seinem Blick auf die Familie berühren auch methodische Fragen der privaten Fotografie. Das Hauptaugenmerk dieser Studie liegt aber auf der visuellen Analyse der Kleidungsmode als Signatur der Moderne. Der umfangreiche Bestand an Fotografien erlaubt es, Momente und Moden der Moderne zu identifizieren und zu interpretieren.

WAXMANN